

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Redaktion: Henryk Keisch (Chefredakteur)

Helmut Hauptmann, Helmut Kaiser, Christa Wolf

Achim Roscher (Sekretär)

Beirat: Willi Bredel, Wieland Herzfelde, Wolfgang Joho

Hans Koch, Eva Strittmatter, Max Zimmering

INHALT

Gedichte aus dem Nachlaß / <i>Bertolt Brecht</i>	3
DIE NEUE DIMENSION	
Literatur und Zeitgenossenschaft / <i>Christa Wolf</i>	7
Ein Stern von Menschenhand / <i>Hans Jancke</i>	12
Mond / <i>Georg Maurer</i>	15
Wenn du über den Krieg nachdenkst . . . / <i>Horst Holzbäuser</i>	16
Weißes Blut / <i>Harald Hauser</i>	17
Drei Gedichte / <i>Christof Waltber</i>	46
Tausend Hände / <i>Johannes Arnold</i>	48
Antwort / <i>Reiner Kunze</i>	80
Drei Gedichte / <i>Kurt Steiniger</i>	81
Licht in der Nacht / <i>Willi Meinck</i>	84
Die große Kapitulation / <i>Heinz Kamnitzer</i>	103
Einem jungen westdeutschen Poeten / <i>Adolf Endler</i>	110
Agitprop und Kabarett / <i>Erich Brehm</i>	112

NEUE BÜCHER

Max Walter Schulz: Lyrische Tagebücher aus 20 Lebensjahren eines Kommunisten (Hasso Grabner, „Fünfzehn Schritte gradaus“, „Der Takt liegt auf dem linken Fuß“), S. 120; *Rachel Müller*: Abrechnung mit der Vergangenheit? (Manfred Gregor, „Die Brücke“; Klaus Stephan, „So wahr mir Gott helfe“; Günter Wagner, „Die Fahne ist mehr als der Tod“; Horst Gessler, „Wenn alles in Scherben fällt“), 128; *Sigfried Stöbe*: Buten und binnen – wagen und winnen (Herbert A. W. Kasten, „Karsten Sarnow“), S. 132; *Adolf Endler*: Die imaginäre Insel Gotthold Glogers (Gotthold Gloger, „Die auf den Herrn warten“), S. 133; *Lothar Kusche*: Karikaturen, Parodien, Satiren (Herbert Sandberg, „Mit spitzer Feder“; Manfred Bieler, „Der Schuß auf die Kanzel“; „Die Distel blüht zum Späße“), S. 135; *Hansjoachim Finze*: Klassik – nahegebracht (Hans Jürgen Geerds, „Goethes Roman ‚Die Wahlverwandtschaften‘“), S. 137; *Kurt Böttcher*: Matthias Claudius oder Die Kritik des Erbes (Matthias Claudius, „Gesammelte Werke“), S. 139.

UMSCHAU

Otto Horn: Literatur der Diminutive, S. 141; *Waltber Grupe*: Freiligraths goldene Fessel, S. 146; *Hans Rutte*: Das Elend der „Aküwörter“, S. 148; *Kurt Böttcher*: Zu Unrecht vergessen, S. 150; *Franz Leschnitzer*: Übersetzung? Übertragung! Umdichtung? Nachdichtung!, S. 151; *Arno Reinfrank*: Geschichten aus Ithopien, S. 153 u. a.

ALLES NEUE IST BESSER ALS ALLES ALTE

*Woher weiß ich, Genosse
Daß ein Haus, das heute gebaut ist
Einen Nutzen hat und gebraucht wird?
Und die nie gesehenen Konstruktionen
Die aus dem Straßenbild herausfallen und
Deren Zweck ich nicht kenne
Mir so sehr einleuchten?*

*Weil ich weiß:
Alles Neue
Ist besser als alles Alte.*

*Nicht wahr:
Der ein frisches Hemd anzieht
Ist ein frischer Mann?
Die Frau, die sich frisch gewaschen hat
Ist eine neue Frau.
Und neu ist
Der bei nächtelangen Versammlungen in verrauchtem Lokal
Eine neue Rede beginnt.
Alles Neue
Ist besser als alles Alte.*

*In den lückenhaften Statistiken
Unaufgeschnittenen Büchern, fabrikneuen Maschinen
Sehe ich die Gründe, warum ihr morgens aufsteht.
Die Männer, die auf einer Karte
In einen weißen Fleck eine neue Linie eintragen
Die Genossen, die ein Buch aufschneiden
Die fröhlichen Männer
Die in eine Maschine das erste Öl füllen
Sie sind es, die es verstehen:
Alles Neue
Ist besser als alles Alte.*

*Dieses oberflächliche neuerungssüchtige Gesindel
Das seine Stiefel nicht zu Ende trägt
Seine Bücher nicht ausliest
Seine Gedanken wieder vergißt
Das ist die natürliche
Hoffnung der Welt.
Und wenn sie es nicht ist
So ist alles Neue
Besser als alles Alte.*

Aus den dreißiger Jahren

DIE KÄUFERIN

*Ich bin eine alte Frau.
Als Deutschland erwacht war
Wurden die Unterstützungen gekürzt. Meine Kinder
Gaben mir ab und zu einen Groschen. Ich konnte aber
Fast nichts mehr kaufen. Die erste Zeit
Ging ich also seltener in die Läden, wo ich früher täglich
gekauft hatte.
Aber eines Tages dachte ich nach, und dann
Ging ich doch wieder täglich zum Bäcker, zur Grünkrambändlerin
Als alte Käuferin.
Sorgfältig wählte ich unter den Eßwaren
Griff nicht mehr heraus als früher, doch auch nicht weniger
Legte die Brötchen zum Brot und den Lauch zum Kobl, und erst
Wenn zusammengerechnet wurde, seufzte ich
Wühlte mit meinen steifen Fingern in meinem Lederbeutelchen
Und gestand kopfschüttelnd, daß mein Geld nicht ausreiche
Das Wenige zu bezahlen, und ich verließ
Kopfschüttelnd den Laden, von allen Kunden gesehen.
Ich sagte mir:
Wenn wir alle, die nichts haben
Nicht mehr erscheinen, wo das Essen ausliegt
Könnte man meinen, wir brauchen nichts
Aber wenn wir kommen und nichts kaufen können
Weiß man Bescheid.*

Aus den dreißiger Jahren

LANGE BEVOR

*Lange bevor wir die Kornfelder der Ukraine mähten
Hungerten wir nach dem Korn der Uckermark.
Und wir dursteten nach dem Wein der Moselhänge
Lange bevor wir einfuhren in Tanks in die blühende Champagne.*

*Lange bevor wir die Mütter von Kiew zum Weinen brachten
Sahen wir unsere eigenen Mütter weinen, lange bevor
Wir herfielen über die Fischer des fernen Norwegens
War zu Hause bei uns der Mensch dem Menschen ein Wolf.*

*Lange bevor über uns die feindlichen Bomber erschienen
Waren unsere Städte schon unbewohnbar. Den sehr alten Unrat
Schwemmte uns keine neue
Kanalisation aus.*

*Lange bevor wir getötet waren in ziellosen Schlachten –
Noch gingen wir ziellos durch Städte, die dann noch standen –
Waren die Frauen schon Witwen bei uns und die Kinder uns Waisen.*

Aus den Kriegsjahren

ALS UNSERE STÄDTE IN SCHUTT LAGEN

*Verwüstet durch den Krieg des Schlächters
Haben wir begonnen, sie wieder aufzubauen
In der Kälte, im Hunger, in der Schwäche.*

*Die Eisenkärren mit dem Schutt
Zogen wir selber, wie in grauer Vorzeit.
Mit den nackten Händen gruben wir Ziegel aus
Um unsre Kinder nicht in fremde Fron zu verkaufen.*

*Dann machten wir für diese unsere Kinder
In den Schulen Platz und säuberten die Schulen
Und reinigten das Wissen der Jahrhunderte
Vom alten Schmutz, daß es gut für sie sei.*

WAHRNEHMUNG

*Als ich wiederkehrte
War mein Haar noch nicht grau
Da war ich froh.*

*Die Mühen der Gebirge liegen hinter uns
Vor uns liegen die Mühen der Ebenen.*

MAO'S LIED

*Der Obstbaum, der kein Obst bringt
Wird unfruchtbar gescholten. Wer
Untersucht den Boden?*

*Der Ast, der zusammenbricht
Wird faul gescholten, aber
Hat nicht Schnee auf ihm gelegen?*

DIE NEUE DIMENSION

Christa Wolf

LITERATUR UND ZEITGENOSSENSCHAFT

Die alte Welt brüstete sich damit, daß sie mit ihrer Analyse sogar bis zu dem Geheimnis der Sonne und der Sterne vordringen war und deren Gewicht bis auf ein Pfund genau bestimmen konnte. Sie bemühte sich jedoch nicht darum, den Armen das Brot abzuwiegen... Die Revolution bedeutet eine vollständige Umwertung der Welt, der Proletarier hat in der Vorstellungswelt des Menschen alle Erscheinungen umgewendet und den Menschen erstmalig ihre Aufgaben in der richtigen Ordnung, in der natürlichen Reihenfolge gewiesen. Sein Ausgangspunkt war das Abwiegen des Brotes; damit begann er, aber es wird der Tag kommen, da er die Sterne erreichen wird.

Martin Andersen Nexö

zitiert auf dem XXI. Parteitag der KPdSU

An dem Tag, an dem die Menschheit vom geglückten Start des Sonnensputniks erfuhr, hat sich auf unserer Erde, die plötzlich kleiner, aber auch gewichtiger geworden war, sicher noch manches Schreckliche, Grausame, Niederdrückende zugetragen; der Imperialismus hatte seinen Charakter nicht schlagartig geändert; in Algerien wurde auch an diesem Tag gemordet. Unglückliche wurden nicht auf einmal glücklich, Einsame nicht weniger einsam, Schlechte nicht gut – aber mancher Kurzsichtige, Beschränkte wurde etwas einsichtiger und klüger.

Ein Bild, ein gewöhnliches Pressefoto hielt folgendes fest: Eine Gruppe von Moskauern steht, winterlich gekleidet, um einen Mann geschart, der aus der Zeitung Nachrichten über die Mondrakete vorliest. In den Gesichtern dieser Menschen kann der Betrachter des Bildes lesen wie in einem aufgeschlagenen Buch: Ergriffenheit, Freude, Stolz – sie wissen, was sie in dieser Sekunde erleben. Ein neues Zeitalter ist angebrochen. Die Arbeit ihrer Hände hat sein Fundament errichtet.

Bedauernswert, wer in jenen Tagen nicht den Impuls zu einem gesteigerten, intensiveren Lebensgefühl empfing, wer angesichts eines solchen Bildes nicht die Vision des künftigen Menschengesichtes hatte: gut, klug, glücklich – der Mensch der kommunistischen Ära. Der Sonnensputnik hat nicht nur die wis-

senschaftlich-technische Überlegenheit der Sowjetunion demonstriert; er muß in seinem mächtigen Sog auch unser Bewußtsein voranreißen; denn dies ist das Beste, was der unerhörte technische Fortschritt unseres Jahrhunderts bewirken kann: Die Menschen in ihrem Denken und Fühlen auf die Höhe der Aufgaben zu heben, welche die Zeit ihnen stellt.

Insofern vor allem geht die Mondrakete die Schriftsteller an – wenn sie auch nicht, wie manche meinen, die Rolle der Literatur radikal verändert oder gar Gedichte und Romane überflüssig macht. Sie reißt uns „nur“, auch auf unserem Gebiet, die Augen auf über das, was ist und das, was sein soll.

Erstens mahnt sie, der Technik, den Naturwissenschaften mehr Interesse zu widmen. Auf ein solches Ereignis – Ergebnis exakter wissenschaftlich-technischer Kollektivarbeit – kann man nicht verschwommen-gefühlig reagieren, wenn man ihm einigermaßen gerecht werden will. Die Kluft zwischen vielen Sonnensputnik-Gedichten und dem gesellschaftlich-wissenschaftlichen Entwicklungsstand, den die Rakete repräsentiert, ist groß. Daran ist aber nicht nur die Sorglosigkeit mancher Schriftsteller gegenüber den Naturwissenschaften schuld; denn ebensowenig wie leerer Gefühlsschwulst löst „wissenschaftlich“ verbrämte Gefühlsarmut die Aufgabe, die der Sputnik gerade der Literatur stellt: Das, was er symbolisiert, für das tägliche, *alltägliche* Leben der Menschen handhabbar und anwendbar zu machen. Für ein Leben, welches auch weiterhin auf unserer Erde gelebt, welches vor allem hier verstanden sein will. Nicht mundoffenes Anstaunen (das unseren Großeltern angesichts des Halleyschen Kometen noch zukommen mochte) ist eine zeitgemäße Verhaltensweise zu menschengeschaffenen „Naturwundern“. Ihnen gegenüber wirken Begeisterung und Pathos, die sich nicht auf Sachkenntnis gründen, peinlich und hohl. – Das heißt nicht, der Schriftsteller müsse Naturwissenschaftler oder Techniker werden. Wohl aber muß er imstande sein, menschliche Schicksale und Verhältnisse der Gegenwart im Lichte dieser Errungenschaften zu sehen, welche in die Zukunft weisen. Das ist schwerer, als den Sputnik bloß „von außen“ zu besingen; das heißt: in die Gesetze eindringen, deren Zusammenwirken und Anwendung ihn ermöglichten; das heißt mit beschriebenem und bedrucktem Papier teilhaben am Zeitalter der metallenen Sputniks und Weltraumschiffe.

Zweitens erinnert die Weltraumrakete aber auch daran, daß wir ihre Bedeutung nicht verstehen werden, wenn wir uns *nur* mit Technik und Naturwissenschaften beschäftigen. Der Zeitpunkt und die übrigen Umstände ihres Starts sind nicht zufällig, und mit dem Begriff „Zeitalter der Weltraumschiffe“ wollen wir besser zurückhaltend umgehen: Er ist zu neutral.

Die Rakete setzt die vollständige, bestmögliche Ausnutzung der modernsten Produktivkräfte voraus – eine Bedingung, die auf die Dauer nur der

Sozialismus erfüllt. Erst die modernen Produktionsverhältnisse der sozialistischen Gesellschaft ermöglichen es, Atomenergie und Automation bis an die Grenze ihrer Entwicklungsfähigkeit nutzbar zu machen; nur das gesellschaftliche Eigentum an Produktionsmitteln erlaubt exakte Planung und strenge Kontrolle der kollektiven Arbeit, verhindert also, daß der Produzent sich hilflos den gewaltigen Produktionskräften ausgeliefert fühlt. – Wenn die USA heute vollständig automatisieren würden, lägen morgen fünfzehn Millionen Arbeitslose auf der Straße; die UdSSR wird in sieben Jahren wichtige Zweige der Volkswirtschaft automatisiert, wird den Lebensstandard gesteigert und die 35-Stunden-Woche eingeführt haben. Diese Entwicklung wird in allen sozialistischen Ländern tausendfach, millionenfach den neuen Menschen, den Helden unserer zukünftigen Bücher hervorbringen: Sie setzt ihn nämlich voraus. Er ist die wichtigste der Produktivkräfte in einer Gesellschaft, die den stürmisch sich entwickelnden Naturwissenschaften und ihre Anwendung in der Praxis keine Zügel anlegen muß, weil ihr Spiritus rector nicht die Jagd nach Profit, sondern die allseitige Befriedigung der Bedürfnisse der Menschen ist, die in dieser Gesellschaft leben.

Diese nüchtern klingende Formel entfaltet sich, auf die verschiedenen Gebiete unseres Lebens angewendet, zu großer Fülle und überraschendem Reichtum. Für Schriftsteller sagt sie zum Beispiel, daß das Wichtigste sich dort zutragen wird, wo man die Befriedigung der Bedürfnisse organisiert und realisiert; dort ist das Zentrum der Ereignisse. Manche literarische Arbeit der letzten Jahre krankte doch ganz offensichtlich daran, daß ihr Autor von dem so eminent wichtigen Vorgang in unserer Wirklichkeit – der Herausbildung neuer Menschen – nur sehr allgemeine, verschwommene Vorstellungen hatte, obwohl gerade dies der Gegenstand seiner Darstellung war. Vor diesem Verschwimmen der markanten Linien wichtiger Prozesse, vor Spekulation, können stetig erneuertes Wissen in gesellschaftswissenschaftlicher Theorie und gesellschaftlicher Praxis bewahren: Wie äußert sich denn das Zusammen- und Gegeneinanderspiel von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen konkret – heute und hier? Welche Faktoren führen denn wirklich größere Gruppen von Menschen zu neuen Bewußtseinsqualitäten? Wodurch werden neue Maßstäbe, neue Normen für „gutes“ oder „schlechtes“ menschliches Verhalten in unserer Gesellschaft erzeugt? Wie entstehen jene Arbeitskollektive, die eine neue Stufe menschlicher Zusammenarbeit darstellen und deren eines – ein hochqualifiziertes – den Sonnensputnik erdacht, konstruiert und auf seine Bahn geschickt hat? Welche Voraussetzungen materieller und ideologischer Art wirken zusammen, wenn sich „Brigaden der sozialistischen Arbeit“ bilden? Unter welchen Verhältnissen wird die Arbeit heute schon zum ersten Lebensbedürfnis von Menschen? Über welche einzelnen Entwicklungsstadien verschwindet langsam der Unterschied zwischen

Stadt und Land, zwischen körperlicher und geistiger Arbeit? – Solche Fragen sind noch keine künstlerischen Ideen; aber sie bergen eine Fülle von lebensvollen, dankbaren Themen für literarische Arbeiten: Sie sind, richtig beantwortet, reale Quellen realistischer Konflikte. Zu ihnen führt eine Gedankenkette, deren Ausgangspunkt das Nachdenken über den gesellschaftlichen Boden war, von dem aus der Sonnensputnik aufstieg.

Nein, die Rakete ist nicht neutral; auch ist sie nicht der Auftakt zum „technischen“, zum „Weltraum“- oder „Atomzeitalter“. Sie ist der Aufklang des Kommunismus, ein Vorgeschmack von dem, was die Menschheit vollbringen wird, wenn sie hier auf der Erde ihre Angelegenheiten menschenwürdig geordnet hat. Sie ist eine Mahnung daran, daß es, falls dies nicht gelänge, eines Tages keine hochentwickelte Technik, keine Weltraumforschung, sondern über weite Strecken Atomverseuchung geben würde. Sie ist eine Verkörperung der Alternative, die heute vor uns steht, schärfer denn je: Kommunismus oder Barbarei.

Noch ist der Abstand vieler Kinder des „wissenschaftlichen Zeitalters“ von der Wissenschaft groß. Er kann nur in der sozialistischen Gesellschaft, und auch in ihr nicht von heute auf morgen, überwunden werden. Man weiß, wie angstvoll die bürgerliche Modephilosophie über die „Antiquiertheit des Menschen“ meditiert. Für sie verringert jeder technische Fortschritt die Chance, daß sich der Abgrund zwischen modernster Technik und den Massen der Produzenten, die ihrer nicht mehr Herr werden, je wieder schließt. Sie konstruieren daraus ein „epochales Problem“: Die Bedrohung des wehrlosen Menschen durch die Technik. Sie lamentieren über die „täglich wachsende A-Synchronisiertheit des Menschen mit seiner Produktewelt“, finden sich damit ab, daß die fortschreitende Zivilisation angeblich mit fortschreitender Verödung des menschlichen Daseins einhergehe, taufen unser Jahrhundert „Zeitalter der Atombombe“ – und das alles, um nicht vom Zeitalter des Übergangs zum Sozialismus sprechen zu müssen. Sie und die Schriftsteller ihrer Richtung sind nicht mehr in der Lage, den Produzenten der perfekten Zivilisation, in der sie leben, einen Daseinsinhalt zu geben. Vor vierzig Jahren blickten sie von ihrer hohen Warte einer durchtechnisierten Welt verächtlich auf die „lumpigen“ Anfänge des Sozialismus im rückständigen Rußland herab. Damals begann der Proletarier mit dem „Abwiegen des Brotes“. Heute verrenken seine Feinde sich den Hals nach dem Sonnenstrahl aus dem Land des Sozialismus, den sie sowenig mit ihren Blicken wie mit ihren hochfliegenden Gedanken noch erreichen können. Dafür entdecken die ehemaligen Anbeter des Götzen „Lebensstandard“ jetzt in reaktionärer Weise die Unersetzbarkeit „innerer Werte“: Was hülfte ihm, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Selten in der Geschichte hat die Bewußtseinsentwicklung großer Massen von Menschen, hat damit auch die Literatur eine solche Bedeutung gehabt wie heute. Gewiß – leicht zu machen ist sie gerade heute nicht: Unsere Bücher müssen für den künftigen Weltraumfahrer interessant, aber auch für den ehemaligen Tagelöhner verständlich sein. Wirft nicht auch für unser Gebiet der Sonnentrabant die Frage auf, ob man so wie bisher weiterarbeiten kann?

Vor dem XXI. Parteitag, der, an der Schwelle des Kommunismus stehend, alle Kräfte prüfte, sammelte, auf ein Ziel ausrichtete, sagte A. T. Twardowski zu Fragen der Literatur:

„Muß nicht gerade bei der Widerspiegelung all dessen, was das innerste Wesen der Epoche ausmacht, ihren hohen Schwung und das Majestätische ihrer Taten, die strengste und unbestechlichste Forderung nach künstlerischer Qualität erhoben werden? . . . Und es muß doch offen ausgesprochen werden, daß wir in unserer schöngeistigen literarischen Produktion bisher, manchmal beinahe geflissentlich, viele Unvollkommenheiten und Unfertigkeiten durchgehen lassen, also etwas zulassen, was auf dem Gebiete des Raketenbaus ganz unmöglich wäre . . .“

Große Stoffe unserer Zeit sind noch ungeschrieben. Brecht plante ein Stück über Albert Einstein. Das Leben vieler bedeutender Menschen, unter ihnen zahlreicher Namenloser, die uns auf dem Weg aus der Vorgeschichte der Menschheit in die Geschichte einer freien Menschengestaltung vorangingen oder vorangehen, harrt der Gestaltung. Im täglichen Leben alltäglicher Menschen gibt es unzählige Anhaltspunkte für die Antwort auf eine Frage, die Schriftstellern wichtig sein sollte: Wie wird er sein, der Mensch der Zukunft, der sich zwischen Gestirnen bewegt und Leben auf tote Materie hinüberträgt? Was wird ihn freuen, worüber wird er traurig sein? – *Noch* ermitteln westliche Institute zur Erforschung der öffentlichen Meinung Arbeitslosigkeit, Lebenshaltungskosten, Rassenfragen als die Hauptprobleme der Bevölkerung in kapitalistischen Ländern. Welch erstaunlich andersgeartete Antworten würden diese Institute schon heute von Bürgern eines sozialistischen Landes bekommen! Und erst in fünfzig Jahren, wenn die Menschen das Kostbarste besitzen und richtig anwenden werden: Zeit . . .

Muß nicht all dies mitschwingen in den Büchern, die heute und hier entstehen? Muß nicht der Literatur für die Zeitgenossen der ersten Weltraumrakete noch vieles Schwere, Mühsame, Erdgebundene anhaften? Ihr Zielpunkt aber und ihr Hauptgegenstand ist nun nicht mehr die gequälte, erniedrigte Kreatur, erst recht nicht die glatte Maske des Schmarotzers oder die Grimasse des Zynikers, sondern jenes stolze, selbstbewußte, zukunftsfrohe Menschengesicht, von dem anfangs die Rede war; ein Gesicht, in das sich die Vergangenheit mit scharfen Linien eingegraben hat, dem aber die Zukunft schon Glanz gibt.

EIN STERN VON MENSCHENHAND

Als in der Nacht vom 2. zum 3. Januar 1959 der sowjetische Rundfunk meldete, daß der Start einer interplanetaren Rakete geglückt sei, haben dies wohl nur eine kleine Anzahl Menschen unmittelbar gehört. Aber die wenigen Stunden bis zum Morgengrauen des 3. Januar genügten, um die Nachrichtendienste aller Länder auf dieses Ereignis zu konzentrieren: Die Rakete „XXI. Parteitag der KPdSU“ wurde zum Gesprächsthema Nr. 1 des neuen Jahres.

Die technisch-wissenschaftliche Leistung, die den Start der ersten interplanetaren Rakete ermöglichte, ist wohl nur dem Fachmann recht verständlich: Eine vielstufige Rakete bringt einen Körper von 1472 kg Gewicht auf die Geschwindigkeit von 11,2 km/sec. In diesen Körper, der letzten Stufe des Raketensatzes, sind zahlreiche Meßgeräte eingebaut, die folgende Messungen durchführen: Magnetfeld der Erde und des Mondes, Intensität und Energieverteilung der kosmischen Strahlung, Photonenkomponente der kosmischen Strahlung, Radioaktivität des Mondes, Zusammensetzung des interplanetarischen Gases, Korpuskularstrahlung der Sonne und der kosmischen Strahlung, Zahl und Impulse meteoritischer Partikel. Alle diese Messungen, zu denen ein ganzes Arsenal kompliziertester Geräte benötigt wird, führt die Meßanlage der Rakete durch und meldet sie zur Erde. Außerdem wird von der Rakete eine Wolke von metallischem Natrium als Dampf erzeugt, die eine genauere optische Kontrolle des Standortes zum Vergleich mit den funktechnisch gemessenen Werten sowie eine Vergleichsmessung der interplanetaren Gasdichte ermöglicht.

Soweit die kurze erste TASS-Meldung. Den Verlauf des Fluges kennen wir; die Rakete erreicht die vorgesehene Geschwindigkeit, die Zeit bis zum Passieren des Mondes in einer Entfernung von 5000 bis 6000 km (gleich $1\frac{1}{2}$ Monddurchmessern) beträgt vierunddreißig Stunden; nach insgesamt fünf bis sechs Tagen gelangt die Rakete an den Punkt ihrer Bahn, von dem ab sie sich als neuer Planet im Sonnensystem bewegt. Die hauptsächlichsten Daten der Bahn des neuen Planetoiden sind ebenfalls bekannt: Exzentrizität 0.148, also eine deutliche Ellipse, größte und kleinste Entfernung von der Sonne 197 und 148 Millionen Kilometer, Umlaufzeit um die Sonne etwa fünfzehn Monate, geringste Entfernung von der Erde etwa eine Million Kilometer. Das sind in aller Kürze die Hauptdaten dieses historischen Ereignisses, so, als wenn wir berichten würden: am 3. August 1492 startete

Cristobal Colon mit drei Karavellen von 250 BRT und 88 Mann zur Erreichung Indiens auf Westkurs, die Reise verlief planmäßig, am 12. Oktober 1492 wurde Guanahani erreicht.

Damit wäre offenbar der Bedeutung dieser Seereise für die spätere Zeit nicht Genüge getan, und ebenso reicht es nicht aus, die einfachen Zahlen und Daten der ersten Weltraumrakete und ihres Fluges anzugeben – Zahlen und Daten, die doch keine Vorstellung von dem vermitteln können, was sich hier vor unseren Augen ereignete. Wahrscheinlich werden die Spanier des Jahres 1492 die Mitteilung, daß eine kleine Schar von Abenteurern – als die man sie wohl ansehen mußte – die Umsegelung der Erdkugel versuchen wollte, über den täglichen Sorgen bald vergessen haben. Erst später zeigte sich, welche Bedeutung dies Ereignis für die geographischen Wissenschaften, für die Gesellschaft und für unser gesamtes Denken haben sollte. Nicht umsonst rechnet man die „Neuzeit“ von dem Datum der Reise Kolumbus' aus, einer Reise, die schließlich nur der äußere Ausdruck für etwas Neues auf allen Gebieten war. Sicher liegt in der Tatsache, daß es am 3./4. Januar 1959 gelang, den Einflußbereich der Erde endgültig zu verlassen, eine ähnliche Bedeutung verborgen, wie sie, uns Späteren deutlich erkennbar, der Entdeckung Amerikas, der Reformation, der Enthronung der Erde als Mittelpunkt einer von einem Gott geschaffenen Welt zukommt, was für den Zeitgenossen Kolumbus' und Galileis noch nicht sichtbar war.

Seit Menschen leben und arbeiten ist das Streben der Wissenschaft darauf gerichtet, die Gesetze kennenzulernen, nach denen der Ablauf der Vorgänge in der Welt beschrieben werden kann. Die Mittel hierfür sind zwar gewaltig angewachsen, seitdem die moderne Technik dem Naturwissenschaftler immer vollkommenere Meßmethoden und Geräte an die Hand gab; aber für die Erforschung der Welt außerhalb der Erde standen bis zum Ende 1958 doch nur indirekte Meßmethoden zur Verfügung. Die Astronomie und die Beobachtung und Erforschung der kosmischen Strahlung waren bisher an Apparaturen gebunden, die sich an der Erdoberfläche und in der nächsten Nachbarschaft der Erde befanden. Selbst die Gipfelhöhen der künstlichen Erdsatelliten von einigen Tausend Kilometern von Sputnik I bis zur Atlas-Rakete stellen gegenüber der Entfernung Erde-Mond mit 385 000 km und gegenüber dem Erddurchmesser mit 12 700 km doch nur Experimente in der unmittelbaren Nachbarschaft unserer Erde dar. Nichtsdestoweniger brachten sie wichtige Aufschlüsse über die hohe Atmosphäre, die Verteilung der kosmischen Strahlung in Erdnähe, das magnetische Feld der Erde und seine räumliche Verteilung sowie die notwendigen Ausgangswerte für die Berechnung einer interplanetarischen Rakete. Aber selbst diese großartigen Leistungen erschlossen doch nur ein für die ungeheuren astronomischen Entfernungen relativ kleines Gebiet des Raumes. Es zeigte sich

beispielsweise, daß das kurzwellige Spektrum der Sonne erwartungsgemäß mit zunehmender Höhe, also geringerer absorbierender Luftschicht, nach immer kürzeren Wellenlängen hin nachzuweisen ist, aber stets blieb noch ein gewisser, nicht genau bekannter „Rest“ an Atmosphäre, der die Messungen beeinflusste. Noch deutlicher trat dies bei anderen Messungen in Erscheinung, wie der Höhenverteilung der kosmischen Strahlung.

Jetzt aber ist es gelungen, zum erstenmal ein Meßgerät in den Weltraum zu entsenden, das die programmierten Meßreihen an Ort und Stelle durchführt und die Ergebnisse zur Erde zurückgibt. Damit ist endgültig eine neue, höhere Stufe der Erkenntnismöglichkeiten erreicht und der Menschheit der Weg zu neuem Wissen erschlossen. Daß dieser Weg erfolgreich von einem sozialistischen Staat eröffnet wurde, ist für uns eine stolze Freude und eine Bestätigung unserer Weltanschauung, des dialektischen Materialismus, zu dessen Grundsätzen die Erkenntnis vom objektiven Charakter der Naturgesetze und von der prinzipiell unbegrenzten menschlichen Erkenntnismöglichkeit zählt.

Nicht vergessen werden sollte aber über diesen großartigen Ereignissen, die uns mit Zuversicht und froher Genugtuung über unsern Weg erfüllen, daß der Start der ersten Weltraumrakete in einer politisch überaus bewegten Zeit erfolgte. Kalter Krieg von der einen Seite, immer neue Friedensangebote und -vorschläge von der anderen, das ist die Zeit, in der die Sowjetunion eines der größten Unternehmen der Menschengeschichte erfolgreich durchführen konnte. Zwar schrumpften die Dimensionen unseres Planeten gegenüber den Reichweiten und Geschwindigkeiten moderner Flugzeuge und interkontinentaler Raketen derart, daß heute ein Flug von Prag nach Moskau dem Zeitaufwand etwa einer Autoreise Berlin–Leipzig entspricht; aber gegenüber den Flugstrecken der kosmischen Rakete verschwinden die gewohnten Raumvorstellungen vollends zu unbedeutenden Nichtigkeiten. Sollten wir nicht allein daraus den Schluß ziehen, daß viele gewohnte gesellschaftliche Vorstellungen heute ebenso antiquiert sind, wie sich die Existenz der Duodez-Fürstentümer in Deutschland vor hundert Jahren mit der Einführung der Eisenbahn als überholt erwies? Auch dieser Aspekt des Unternehmens, auf den man wohl noch nicht genügend hingewiesen hat, gibt uns die Gewißheit, daß die neue Zeit auch neue Formen des menschlichen Zusammenlebens bringen wird und die überlebten Vorstellungen nur noch in den Köpfen derer Platz haben, die – wie einst 1633 die Inquisitoren gegenüber Galilei – die Zeichen der Zeit nicht erkennen. „Eppur si muove...“

MOND

*Wenn wir den Mond beträten, den längst bevölkerten
von Märchen, Sagen voll Keuschheit: der Dichtung Atem
stiege aus seinen erloschenen Vulkanen! Bände Mondgedichte
brächten wir ihm – und die Tänze der Neger.
Die Rollbilder der alten Chinesen,
da er den Bambuspfad leichtfüßig betritt,
legten wir aus als majestätischen Teppich,
ihn so zu schmücken – den sternischen Bruder!
Nicht mit leeren Händen kämen wir, nicht ohne Gesänge.
Tausend Zauberer warben um ihn. Wiegenlieder,
seit Mütter sangen, machten ihn leicht in der Seele der Kinder.
In den Augen der Astronomen ruhte er,
die die Treppen emporstiegen der Pyramide von Babel. –
Umworbener, wenn du – ein phrygisch gebogenes Boot –
im Nachtmeer hängst und die Wolken dein gleißendes Deck überspülen
(immer noch ein Wunder über dem Neonlicht der Städte)
oder als Tanzmeister über Afrikas Savannen
in deiner weißesten Maske die schwarzen Glieder verfolgst,
die aus der Zeit die rasenden Takte holen
wie im leeren Fell der Trommel der Sturm wohnt und die Jagd des Bluts –
nie könnt' ich den Zauber vergessen,
schritt ich auch durch den Staub deiner Wüsten,
würde gewohnt auch dein von Kratern zernarbtes Gesicht,
wie wir nie den Zauber der ersten Geliebten
mit der Zahl der Jahre und Furchen ganz lösen.*

WENN DU ÜBER DEN KRIEG NACHDENKST...

*Wenn du über den Krieg
nachdenkst,
schließt du die Tür
bedächtiger,
dankbar,
daß noch keine Bombe
sie aus dem Gefüge riß.
Anders erscheint dir der Morgen,
anders der Abend.
Und die Geliebte
ist dir neugeschenkt.*

*Wenn du
über den Krieg nachgedacht hast,
wirst du sorgen,
daß nicht eine Wahnsonne,
die den Abend ergreift,
dir die Geliebte
als Schatten
in einen Stein
brennt.*

Harald Hauser

WEISSES BLUT

Fernsehspiel

PERSONEN

Otto Parochlitz, Bankier und Aufsichtsratsvorsitzender einer Hoch- und Tiefbau AG mit Aktienmehrheit. *Auguste Parochlitz*, seine Frau. *Eleonore von der Lobe*, Tochter der beiden. *Manfred von der Lobe*, Mann Eleonores, Major der Bundeswehr. *Frau Jantsch*, ihr Mann ist Major im Beschaffungsamt der Bundeswehr. *Krefft*, Zeitungsverleger. *Frau Krefft. Brinkhaus*, Oberst im „Personalgutachteramt“ der Bundeswehr. *Angestellter des westdeutschen Verfassungsschutzamtes*. *Professor Abraham Soltau*, Internist. *Dr. Kopf*, Militärarzt der Bundeswehr. *Hausbälterin bei Professor Soltau*. *Schorsch*, Diener bei Parochlitz. *Jupp*, ein Journalist. *Presse-, Film-, Rundfunkleute*.

Ort: München. Zeit: Heute.

1. Bild

Eleonores Boudoir. Eleonore beendet vor einem Frisiertisch ihre Garderobe. Im Spiegel sieht sie, daß Manfred ein halbvolltes Ginglas in der Hand hält und zum Trinken ansetzt.

ELEONORE: Hoffentlich hast du nicht noch andere „Überraschungen“ aus den Staaten mitgebracht...

MANFRED: Verzeih, Liebes, die Reise, der Dienst, ich habe mich noch nicht eingewöhnt... Müssen wir wirklich hinein? Ich bin müde.

ELEONORE: Wir müssen.

MANFRED: Wenn dein Vater wenigstens Soltau eingeladen hätte.

ELEONORE: Dann hätte ihm der „Nachtausgaben“-Krefft zu einem zweiten Skandal verholfen, den sich Vater nicht leisten kann.

MANFRED: Ich verstehe kein Wort.

ELEONORE: Hättest du die Zeitungen gelesen, die ich dir nach New York nachgeschickt habe, würdest du verstehen... Kämme dich endlich! Und knöpf die Uniform zu!

MANFRED: Ich hatte mich dummerweise auf ein Zuhause eingestellt. Warum veranstalten deine Eltern dieses Empfangstheater? Um mir hechelnde Kreuzottern und einen zynischen Zeitungshändler vorzusetzen? Warum ist Soltau nicht eingeladen? Ihr wißt, daß der Professor mein einziger Freund ist! Außerdem bin ich wirklich todmüde – ein Jahr

Special Service in den Staaten geht an keinem spurlos vorüber. Hier hält man das zwar für eine Art Luxusaufenthalt . . .
ELEONORE: Hier wartet man auf dich. Komm!

2. Bild

Parochlitz' Diele. Gäste und Gastgeber stehen in losen Gruppen beieinander. Frau Krefft unterhält sich mit Frau Jantsch. Eleonore und Manfred tanzen.

FRAU KREFFT: Fällt Ihnen nicht auf, wie schweigsam der junge Ehemann ist?

FRAU JANTSCH: Kunststück! Parochlitz läßt ihn bei jeder Gelegenheit den vermögenslosen Eindringling fühlen.

FRAU KREFFT: Immerhin ist er adlig und Offizier.

FRAU JANTSCH: Leutnant war er und so gut wie ohne Beziehungen.

FRAU KREFFT: Dann hat ihn also doch Parochlitz in einem Jahr zum Major „befördert“ – oder vielleicht Ihr Mann?

FRAU JANTSCH: Im Gegenteil. Der Alte hat seine Tochter mit dem Entzug der Dotationspapiere bedroht, wenn ihr „blaublütiger Schnösel es nicht wenigstens zum Major“ bringe. Er hoffte, daß sie sich von Manfred trennen würde.

FRAU KREFFT: Wenn nichts dahintersteckt, muß was drinstecken in dem sanften Jüngling!

FRAU JANTSCH: Jetzt ja: ein zukünftiger Vermittler für Heeresaufträge an die Otto-Parochlitz-AG. (*Vorsichtig:*) Den Major hat er sich buchstäblich durch seine freiwillige Meldung zu einer Spezialausbildung in den USA erkaufte – an Geheimwaffen, sagt man!

(Eleonore und Manfred tanzen einen Rock 'n roll. Bei einem akrobatischen Schritt gelingt es Manfred nicht, Eleonore festzubalten, so daß diese zu Boden fällt.)

3. Bild

Eleonores Boudoir. Manfred liegt auf einer Ottomane. Eleonore sitzt an seinem Kopfende. Sie nimmt Manfred das Glas weg.

ELEONORE: Manfred, ich weiß, daß du nicht betrunken bist. Warum . . .

MANFRED: Rege dich nicht auf, Liebes. Alkohol ist ein Gegengift gegen den nervenfressenden Dienst. Die Ärzte haben ihn empfohlen. Ich werde es mir aber jetzt abgewöhnen . . .

ELEONORE: Warum hast du mich beim Tanz plötzlich losgelassen, obwohl du nüchtern bist?

MANFRED: Ich ... was soll ich sagen? Bin müde, verstehst du das nicht?!

ELEONORE: Es ist das erstemal, daß du mich belügst, Manfred. Du warst kaum aus dem Flugzeug, da habe ich dir gesagt, daß wir ein Kind erwarten. Und du? Was verbirgst du mir?

MANFRED: Es fällt mir nicht leicht, mich an das Leben hier zu gewöhnen ... Was ist das für eine Geschichte mit Soltau?

ELEONORE: Warum antwortest du mir nicht?

MANFRED: Ich antworte dir doch!

ELEONORE: Ich werde dir sagen, weshalb wir mit dem Professor brechen mußten, später, jetzt ...

MANFRED: Brechen mußten?! „Wir“? Was ...?

ELEONORE: Mußten, ja. Aber darum geht es jetzt nicht! Zuerst sprichst du – bitte!

MANFRED: Ich ... weiß doch nichts. Ich ... Vielleicht bin ich verrückt. Es wäre kein Wunder: Ein Jahr mit Neurotikern und Psychopaten im selben Käfig! Vielleicht bilde ich mir alles nur ein!

ELEONORE: Was bildest du dir „vielleicht“ ein?

MANFRED: Ich muß wissen, was sich zwischen euch und Soltau zugetragen hat! Lebt er noch in München?

ELEONORE: Er ist nach wie vor Ordinarius und hat München nicht verlassen. Nur – dein „Freund“ wird er wohl nicht mehr sein ... Er hat eine „Wissenschaftliche Vereinigung gegen den Atomtod“ gegründet und einen Appell ...

MANFRED: ... was hat er gegründet?

ELEONORE: Einen politischen Verein gegen die Regierung. Und ein Dutzend Professoren hat er verrückt gemacht, ein Pamphlet zu unterschreiben. Die atomare Ausrüstung der Bundeswehr sei „vorsätzlicher Mord an Lebenden und Ungeborenen“ – so etwa drückt er sich aus. Du verstehst wohl, daß er sich damit selbst den Stuhl vor die Tür gesetzt hat. – Nun ist meine Geduld aber zu Ende. Bitte, sprich jetzt!

MANFRED: Man muß ihn hineingelegt haben! Das kann er nicht von sich aus ...

ELEONORE: ... er ist doch der Vorsitzende!

MANFRED: Unmöglich! Soltau ist ein Spinner, ein ... „Wahrheits“-Apostel, aber kein Überläufer!

ELEONORE: Ich ... weiß das nicht. Vater behauptet es.

MANFRED: Dein Vater ist schnell im Behaupten! ... Soltau! Der uns beide zusammengebracht hat!

ELEONORE: Aber dich beschimpfte, als du Offizier wurdest, und mich, als ich das Medizinstudium aufgab, vergiß das nicht! ... Ich warte noch immer, Manfred ... *(Manfred bemerkt plötzlich, daß seine Nase blutet.)*

ELEONORE: Du hast ja Nasenbluten. Leg dich bitte, ich bringe dir . . .
(*Holt eine Schale mit kaltem Wasser und einen Schwamm, setzt sich neben ihn.*) Armer, lieber Junge, was haben sie mit dir gemacht. Der Tennis-champion, Golfspieler, Meisterschwimmer, Segelflieger, der Tänzer und Herzensbrecher, der nie einen Tropfen Alkohol anrührte – da liegt er und hat Nasenbluten, wie ein Schulbub . . .

MANFRED: Ich fühle mich schon besser. Verzeih, es ist mir . . .

ELEONORE: . . . bitte, bleib liegen.

MANFRED: Nein, ich . . .

ELEONORE: . . . du gefällst mir, wenn du liegst. Ich durfte dich lange nicht bemuttern.

MANFRED: Vielleicht wirst du dazu bald mehr Gelegenheit haben, als dir zuträglich ist. . . Ich bin krank, Eleonore, irgendwie krank. Wann es anfang, weiß ich nicht. Was es ist, weiß ich auch nicht. Kein Arzt in den Staaten wußte es – oder wollte es wissen. Meine einzige Hoffnung war Soltau; er ist Deutschlands größter Internist. Im letzten Brief, den Vater schrieb, bevor er abgeschossen wurde, stand: „Wenn Dir das Leben mitspielt – oder mir etwas zustößt –, mein Freund Soltau ist immer für Dich da.“

ELEONORE: Warum hast du mir nichts geschrieben?

MANFRED: Unsere Post unterlag einer Sonderzensur. Wir haben ja dort nicht im Buddelkasten gespielt.

ELEONORE: Fühltest du dich schon krank, als du im Frühjahr auf Urlaub kamst?

MANFRED: Krank nicht. Wenn ich von heute aus zurückschaue, waren allerdings schon einige Anzeichen vorhanden; aber ich maß ihnen keine . . .

ELEONORE: . . . welche Anzeichen?

MANFRED (*zögernd*): Die gleichen wie später, nur weniger ausgeprägt; sie traten auch nicht häufig auf. (*Will ablenken.*) Aber womöglich . . .

ELEONORE: . . . welche Anzeichen?

MANFRED (*zögernd, ungern*): Mattigkeit vor allem . . . Ich kann mich oft nicht konzentrieren. Nebensächlichkeiten, die ich früher nicht beachtete, strengen mich an: Treppensteigen zum Beispiel, manchmal sogar bloßes Zuhören.

ELEONORE: Seit wann hast du Nasenbluten?

MANFRED: Seit . . . Seit drei oder vier Monaten. Aber, Liebes, gib dir keine Mühe! Wenn drei amerikanische Fachärzte nicht herausbekommen, was mit mir los ist, werden – verzeih bitte –, dann werden deine acht Semester Medizin kaum ausreichen . . .

ELEONORE: Du hast vorhin gesagt, kein Arzt in den Staaten wußte es oder wollte es wissen, was meinstest du damit?

MANFRED (*erschrickt*): Ich entsinne mich nicht . . .

ELEONORE: . . . du entsinnst dich. Gibt es zwischen uns auch eine „Postzensur“? Oder ein . . . Militärgeheimnis?

MANFRED: So hat er es genannt . . .

ELEONORE: Wer?

MANFRED: Brenstone, Dr. Brenstone! Colonel Brenstone! Chefarzt unseres Militärdistrikts. Von einem Arzt hat er wenig, aber vom Colonel alles. Ich höre seine heisere Gin-Stimme, als sei es vor einer Stunde gewesen: „I'll give you now a sedy. Ich werde Ihnen eine Medizin verschreiben, die Sie bis an Ihr Lebensende einnehmen werden. Ich tu es als Arzt, weil Ihre ‚Vermutungen‘ albern sind, als Amerikaner, weil eine unbedachtsame Äußerung Ihrerseits den amerikanisch-deutschen Beziehungen Schaden zufügen würde – und als Offizier, weil es sich hier um Militärgeheimnisse handelt.“ Dann trank er ein halbes Wasserglas Gin aus, als sei es Tee, und sagte freundlich: „Sprechen Sie mit niemandem über Ihre Hirngespinnste. Auch nicht im Gebet mit dem lieben Gott! Und versehen Sie Ihren Dienst weiter. Sie haben eine große Zukunft, old boy!“ – Nun weißt du Bescheid?

ELEONORE: Bis jetzt weiß ich nur eines: Du fügst dich einem Ausländer, dessen Befehlen du als deutscher Offizier nicht unterstehst! Deiner Frau, die ein Kind von dir erwartet, verschweigst du, was du einem Fremden, einem Trinker anvertraut hast! Nimmst du an, daß ich Chruschtschow deine „Vermutungen“ mitteilen werde?

MANFRED: Ich habe an Versuchsexplosionen teilgenommen . . .

ELEONORE: Strahlenvergiftet . . .

MANFRED: Noch ist nichts bewiesen, überhaupt nichts! Pure Vermutung! Hirngespinnste vielleicht! Was habe ich jetzt angerichtet mit meinem hysterischen Geschwätz!

ELEONORE: Gar nichts hast du angerichtet. Aber handeln müssen wir. Und ohne Zeitverlust.

MANFRED: Wir können nicht „handeln“. Ich darf doch mit niemandem darüber sprechen!

ELEONORE: Aber mit Soltau hättest du bedenkenlos darüber gesprochen?

MANFRED: Er ist der einzige, dem ich die Wahrheit hätte sagen können. Soltau ist ein Mann, der Geheimnisse mit ins Grab nimmt.

ELEONORE: Dann werden wir zu Soltau gehen.

MANFRED: Wenn Soltau gegen die Bundeswehr arbeitet, kann ich nicht zu ihm gehen, das ist doch wohl selbstverständlich.

ELEONORE: Hör zu, Manfred: Es geht um dich und um unser Kind. „Selbstverständlich“ ist da für mich nur, was euch nützt, verstehst du. Wir werden morgen mit Vater sprechen.

MANFRED (*greift nach dem Glas*): Darf ich? Das letzte? Es soll das beste Anti-Atommittel sein – sagen die Ärzte.
ELEONORE: Die amerikanischen ...

4. Bild

Wintergarten der Villa Parochlitz

ELEONORE: Können wir mit dir sprechen?

PAROCHLITZ: Wenn es sein muß.

ELEONORE: Es muß. Manfred fühlt sich nicht wohl. Es wäre denkbar, daß er sich bei seinem Dienst in den Staaten etwas zugezogen hat ...

PAROCHLITZ: Was „zugezogen“? Und wieso „bei seinem Dienst“?

ELEONORE: Möglicherweise eine Strahlenvergiftung. Wir haben beschlossen, sofort Professor Soltau zu konsultieren ... Wir wollten dir das vorher sagen ... Ich habe Manfred natürlich über die politischen Schrullen des Professors unterrichtet. Aber wir sind der Meinung, daß solche Überlegungen jetzt in den Hintergrund treten müssen ...

PAROCHLITZ: Zu Soltau geht aus meiner Familie niemand; es handelt sich hier nicht um „Schrullen“ – dies zum ersten. Zum zweiten: Wer hat euch den Floh ins Ohr gesetzt, Manfred sei „strahlenvergiftet“?

ELEONORE (*gegen Manfreds Protestgeste*): Er hat an Testexplosionen teilgenommen, wenn dir das ein Begriff ist.

PAROCHLITZ: Wer hat ihn dazu gezwungen?

ELEONORE: Papa!

MANFRED (*ist konsterniert, nimmt sich aber zusammen*): Es gab für mich nur einen Weg zum Major: diesen!

PAROCHLITZ: Auf dem üblichen Wege hättest du es in drei bis vier Jahren geschafft, du bist nicht unbegabt, nicht wahr?

ELEONORE: Papa! Ich bitte dich! Das ist doch ...

PAROCHLITZ: Es ging also um Geld, und ... (*Eleonore springt empört auf, aber Parochlitz packt sie am Handgelenk und zwingt sie wieder auf den Sessel.*) Und das ist vollkommen korrekt. Geld ist der Motor aller Dinge. Nur Dummköpfe und Heuchler versuchen, sich herauszureden.

ELEONORE: So habe ich dich noch nie sprechen hören. Selbst damals sagtest du ...

PAROCHLITZ (*zu Manfred*): Ich werde dich zu einem hervorragenden Arzt schicken, zu Dr. Hankart. Er ist Soltau-Schüler, gründlich und verschwiegen. Und er bekennt sich zu unserer Welt. Im Hinblick auf den möglicherweise militärischen Charakter deiner Eröffnungen ist das maßgebend. Im übrigen rate ich euch – wenn ihr einen Rat hören wollt – zu

einer langen, schönen Erholungsreise. Fahrt für zwei, drei Monate nach Südamerika oder wohin ihr wollt. Wenn ihr zurückkommt, wird euer Häuschen fertig sein. Und dann ist alles vergessen wie ein dummer Traum – wetten?

ELEONORE: So geht das nicht, Papa. Hankart ist, mit Soltau verglichen, ein Unbekannter!

PAROCHLITZ: Weil einer kein jüdisches Blut hat und sich nicht auf Reklame versteht, muß er nicht unbedingt ein Scharlatan sein!

ELEONORE: Was willst du damit sagen?

PAROCHLITZ: Daß mich Soltaus halbjüdische Abstammung keineswegs zu blinder Anbeterei verpflichtet!

ELEONORE: Das ist unanständig.

MANFRED: Unglaublich!

PAROCHLITZ: Die jungen Herrschaften entrüsten sich! Sie interessieren sich für die Maßstäbe, nach denen der Schwiegerpapa Dinge und Menschen mißt. Einverstanden. Aber dann bleibt es euch nicht erspart, euch ebenfalls dafür zu interessieren, wo Otto Parochlitz das Geld hernimmt, auf das ihr nicht verzichten könnt – nicht wahr?! Daß ich zwei Drittel meines Vermögens auf eine Karte gesetzt habe: auf die Finanzierung des Rampensystems für Mittelstreckenraketen – für solche profanen Dinge interessiert sich Herr von der Lohe nicht! Und Madame Rühr-mich-nicht-An bekommt ihre Zustände, wenn ich davon spreche. „Das ist unanständig“, bemerkt sie naserümpfend . . .

ELEONORE: Vater, ich erwarte ein Kind. Die ersten Symptome von Manfreds Zustand lagen vor seinem letzten Urlaub. Wenn unsere Befürchtungen zutreffen, ist auch das Ungeborene gefährdet.

PAROCHLITZ (*sieht sie lange an*): Entschuldige. Jetzt verstehe ich deine Nervosität. Hättest du mir das vorher gesagt, meine Kleine . . .

ELEONORE: Bist du nun einverstanden, daß wir zu Soltau gehen?

PAROCHLITZ: Bring bitte nicht alles durcheinander, Norchen! Soltau ist ja schließlich kein Gynäkologe. Es gibt in der Schweiz, bei Lausanne, ein Institut, eine gut geführte, diskrete Privatklinik . . . (*Eleonore verläßt das Zimmer.*) Du hast die Kleine ganz durcheinander gebracht mit deinen überspannten Geschichten!

MANFRED: Ich habe acht Monate lang geschwiegen. Vorhin beim Tanz ist sie mir aus der Hand geglitten, weil ich keine Kraft hatte, sie zu halten. In den vierundzwanzig Stunden, die ich hier bin, hatte ich schon dreimal Nasenbluten. Ich habe eine Wunde am Bein, die nicht verheilt. Meine Nerven sind am Rande. Da ist nichts mehr zu verheimlichen.

PAROCHLITZ: Das kann doch auch andere Ursachen haben, mein Junge: kleine Zerstreuung in den Staaten, wie? Ausgeschlossen?

MANFRED: Ich bitte dich!

PAROCHLITZ: Nun gut, nun gut. Hier ist die Adresse von Dr. Joachim Hankart. Ich werde dich anmelden. Kopf hoch, mein Lieber. Jede Situation hat ihren Ausweg! Vorausgesetzt: man gibt sich nicht selber auf. (*Wartet, bis Manfred das Zimmer verlassen hat, geht dann ans Telefon.*) Tag, Doktor. Was macht die Leber? – Weniger saufen, mein Bester, die Hälfte! – Auch davon die Hälfte! – Haha! Hören Sie jetzt mal genau zu: In ein paar Minuten wird Sie mein Schwiegersohn heimsuchen. Er wird Ihnen eine Räubergeschichte erzählen oder sich in dunklen Andeutungen ergehen, Sie werden ja sehen. Er neigt ein wenig zur Hypochondrie, ist sehr nervös und überanstrengt. Hat sich da, aus Ehrgeiz oder weiß der Teufel weshalb, mit Sachen abgegeben, die unsrerer anderen überlassen sollte – na, einerlei: Hören Sie sich alles aufmerksam an. Untersuchen Sie ihn an allen vier Ecken, im Stehen, im Liegen, durch die Ohren und durch den Hintern. Und verschreiben Sie ihm Baldiran, einen Hektoliter meiner wegen. Taufen Sie's aber komplizierter. Befehlen Sie ihm einen längeren Erholungsaufenthalt in den Kordilleren, verstanden? Und lachen Sie ihn aus, wenn er seinen Zustand für eine „geheimnisvolle Krankheit“ ausgeben möchte. Sie haben mich verstanden?

5. Bild

Eleonores Boudoir.

AUGUSTE PAROCHLITZ: Aber, mein Liebling, wie kann man sich so gehenlassen? Schau mal: eine Frau in unserer Stellung – das ist ein einziges Rücksichtnehmen und Sichanpassen. An der Seite eines einflußreichen Mannes leben, heißt im Grunde Verzicht, nichts anderes. Das hat man mich sehr früh gelehrt, mein Kind.

ELEONORE: Verzicht?! Auf Manfreds Gesundheit? Verzicht auf mein Kind?! Ich lebe nicht an Papas Seite!

AUGUSTE PAROCHLITZ: Aber in seinem Schatten, mein Kleines. Eine geborene Parochlitz bleibst du dein Leben lang – da gibt es kein Ausbrechen. Papa ist der Anfang und das Ende unserer Welt ...

ELEONORE: Aber wir sind doch nicht im Mittelalter: Er kann nicht über Leben und Gesundheit meines Mannes und meines Kindes bestimmen!

AUGUSTE PAROCHLITZ: Er kann, mein Herzblättchen. Aber er tut es ja nicht: Du durftest Manfred heiraten. Papa schickt ihn zu einem guten Arzt und dich nach Lausanne, wenn sich das Schlimmste bewahrheiten sollte – was willst du eigentlich?

ELEONORE: Ja, was will ich eigentlich? Ich erwartete Verständnis, Mitgefühl – und fand ...

AUGUSTE PAROCHLITZ: . . . zweckmäßige Überlegung.

ELEONORE: Ja, das.

AUGUSTE PAROCHLITZ: Im Hause Parochlitz gab es nie etwas anderes und wird es nie etwas anderes geben. Das lernte ich schon, als ich noch mit deinem Vater verlobt war.

ELEONORE: Hat er dich etwa nicht . . .

AUGUSTE PAROCHLITZ: . . . er stand nach der Inflation vor dem Bankrott. Mein Vater besaß Schweizer Aktien. Diese Papiere haben die Bank Otto Parochlitz gerettet.

ELEONORE: Das war alles?

AUGUSTE PAROCHLITZ: Ich bin sicher, daß Papa keine Abneigung gegen mich . . .

ELEONORE: . . . und du?

AUGUSTE PAROCHLITZ: Ich liebte einen holländischen Ingenieur.

ELEONORE: Und?

AUGUSTE PAROCHLITZ: Und habe Otto Parochlitz geheiratet. Mein Vater versprach sich von Papas Geschäftstüchtigkeit späteren Gewinn. Mit Recht übrigens: Sein Schwiegersohn hat ihm kurz danach zu einer Million verholfen und ihn wieder ins internationale Geldgeschäft gebracht . . . Und ich habe doch alles, was ich brauche . . .

ELEONORE (*fast zu sich*): Wieso erfahre ich das alles erst jetzt?

AUGUSTE PAROCHLITZ: Weil es dich früher nicht interessierte, Herzen. Du bist auch eine Parochlitz. Solange es dich nicht selbst betrifft, denkst auch du „zweckmäßig“.

ELEONORE (*nach einer Pause, während der sie sich ernst im Spiegel betrachtet und nur halb hingehört hat*): Dein Rat wäre also: Überlaß alles weitere Vater und dem Schicksal?

AUGUSTE PAROCHLITZ: Du brauchst nicht deinen bitteren Mund zu machen, Norchen: Vater und das Schicksal sind sowieso identisch. Du kannst ihnen gar nicht entgehen.

ELEONORE: Mama, woran glaubst du eigentlich?

AUGUSTE PAROCHLITZ (*verblüfft*): An Gott, natürlich.

ELEONORE: An Gott . . .

6. Bild

Arbeitszimmer in der Villa Professor Soltaus.

ELEONORE: Warum machen Sie es mir so schwer, Herr Professor?

SOLTAU: Da legst di hin! Ich mach's Ihna „schwer“! Wie „schwer“ fällt es denn der Tochter eines Atomrampen-Parochlitz, bei dem alten Soltau rumz'spionieren, wie?

ELEONORE: Ich komme weder im Auftrag meines Vaters noch um „zu spionieren“.

SOLTAU: Möchten S' Ihr Studium wieder aufnehmen?

ELEONORE (*gelöster, hastig*): Nein . . . Ja . . . Vielleicht; ich habe mir das noch nicht überlegt . . .

SOLTAU: Wann S' sich's „überlegt“ hom, kommen S' wieder. Für die Studentin bin i allweil da, für Frau von der Lohe net, dös missen S' scho verstehn . . . Oder hat Ihnen der Manfred g'schrieb'n, Sie sollen schauen, ob der Alte verrückt g'worden ist, wie?

ELEONORE: Manfred ist zurück.

SOLTAU: So. Und traut sich nicht zu dem „Dorn im Auge“ seines Kriegsministers, wie?

ELEONORE: Herr Professor, ich bin gegen das Verbot meines Vaters hierhergekommen. Darf ich Sie etwas fragen? Von Ihrer Antwort hängt für Manfred und mich viel ab . . . Ich will ehrlich sein: Wir wissen nicht, was wir von . . . Wie wir Ihre politischen Handlungen . . . Wir verstehen Sie nicht. Und . . .

SOLTAU: Ich denk, Sie wollten mich was frog'n.

ELEONORE: Herr Professor, könnten wir uns auf Ihre Verschwiegenheit verlassen, wenn Ihnen Manfred etwas anvertraute – ein militärisches Geheimnis, das Ihnen für Ihre jetzige politische Propaganda vielleicht nützlich sein würde?

SOLTAU: Wann i meinem toten Freund net versprochen hätt', auf seinen Bub'n aufzupassen, wären Sie jetzt scho die Treppen drunten, rückwärts, Sie . . . Sie Tochter Ihres Vaters! „Jetzige politische Propaganda!“ „Verschwiegenheit!“ Gehn S', gehn S'!

ELEONORE: Also . . . Können wir kommen, Herr Professor?

SOLTAU: Schrecklich! Und Sie hoffen noch, daß aus Ihna einmal ein richtiger Mensch wird?

ELEONORE: Ich fürchte es mehr, als ich es hoffe, Herr Professor . . .

7. Bild

Wintergarten der Villa Parochlitz.

OTTO PAROCHLITZ: Nun, siehst du, mein Junge: Schwarzsehen ist immer die falsche Medizin. Das hatten dir übrigens, wenn ich mich recht besinne, die Yankee-Ärzte auch schon gesagt, nicht wahr? . . . Hast du dir schon überlegt, wohin ihr fahrt? Wenn du willst, buche ich für euch auf der „Niobe“. Ich habe geschäftliche Verbindungen mit der Reederei. Ihr seid da erstklassig untergebracht: Schwimmbad, Tennis, exquisites Essen und

zwei Nigger-Bands – ich bin ja vielleicht nicht kompetent, aber soviel verstehe ich. Außerdem hat die „Niobe“ fast geräuschlose Maschinen und einen neuen, wirksamen Antischlinger-Kreisel. Na, was meinst du?

MANFRED (*abwesend*): Ja, ja . . . Hat sie denn nicht gesagt, wohin sie gegangen ist?

PAROCHLITZ: Wie bitte? . . . Nein. Sie hat überhaupt nichts gesagt.

AUGUSTE PAROCHLITZ (*kommt von der Diele, klatscht in die Hände*): Aber Kinderchen, was ist denn? Wo steckt der Schorsch wieder? Wollt ihr nicht endlich Tee trinken? Wo ist Norchen?

MANFRED: Hat sie dir denn auch nichts gesagt?

AUGUSTE PAROCHLITZ: Ich denke, ihr sitzt hier alle zusammen!
(*Der Diener erscheint mit dem Teeservice, räuspert sich diskret.*)

PAROCHLITZ: Was ist denn, Schorsch? Stellen Sie ab.

DIENER: Ein Herr Oberst möchte Herrn Major von der Lohe sprechen.

8. Bild

Diele der Villa Parochlitz.

BRINKHAUS: Mein Besuch muß Ihnen ungewöhnlich erscheinen, Major von der Lohe; er ist es aber nicht. Das Ministerium hat mir eine Unterredung mit Ihnen nahegelegt.

MANFRED (*erstaunt*): Sie sind vom . . .

BRINKHAUS: Ja, ich bin von Bonn nach München geflogen, Ihnen einen Vorschlag der Personalabteilung zu unterbreiten; oder, sagen wir korrekt, mit Ihnen über einen Rat zu sprechen, über einen sehr wohlgemeinten Rat. Man kennt in Bonn Ihre Verdienste, Major. Wie hoch man Ihre Fähigkeiten einschätzt, beweist Ihnen die außerrangmäßige Beförderung.
(*Der Diener erscheint mit einem Cocktailwagen.*)

MANFRED: Was darf es sein, Herr Oberst?

BRINKHAUS: Einen gewöhnlichen Whisky – ohne Soda, bitte.
(*Der Diener bedient, Manfred läßt sich das gleiche einschenken.*)

MANFRED (*förmlich*): Auf Ihr Wohl, Herr Oberst.

BRINKHAUS: Auf das Ihre, von der Lohe, auf Ihre Gesundheit! . . . (*Der Diener läßt die Flasche stehen und zieht sich zurück.*) Ja, das wäre wohl das Stichwort. Unter Männern, zumal unter Soldaten, sind Redensarten unangebracht, darin sind Sie doch mit mir der gleichen Meinung. Also: Das Ministerium ist unterrichtet, daß die außergewöhnliche Härte der Sonderausbildung in den USA – zu der Sie sich freiwillig gemeldet hatten – Ihre Gesundheit, sagen wir: Ihre nervliche Substanz ein wenig über Gebühr beansprucht hat.

MANFRED: Darf ich erfahren, von wem das Ministerium in diesem Sinne unterrichtet wurde, Herr Oberst?

BRINKHAUS: Auf dem Dienstweg, von der Lohe, auf dem üblichen Dienstweg... Wir sorgen uns um unsere Leute, vor allem um unsere jungen Offiziere, das ist eine selbstverständliche Pflicht. Wir wollen Ihnen einen ausgedehnten Diensturlaub vorschlagen, von der Lohe, wie denken Sie darüber?

MANFRED: Verzeihung: „ausgedehnt“ scheint mir keine militärische Formulierung, wie soll ich Ihre Mitteilung...

BRINKHAUS: Vorläufig unbegrenzt... Bis zur völligen Wiederherstellung Ihrer Gesundheit.

MANFRED: Sagen Sie bitte, Herr Oberst, wird durch diesen „ausgedehnten Diensturlaub“ meine Übernahme in die Forschungsabteilung des Ministeriums berührt oder... möglicherweise fraglich?

BRINKHAUS: Ihre Übernahme in die Forschungsabteilung war noch nicht beschlossen, Major von der Lohe.

MANFRED: Sie war es. Danke, Herr Oberst. Ich glaube, ich habe Sie verstanden. *(Macht eine Geste, daß er das Gespräch zu beenden wünscht.)*

BRINKHAUS *(erhebt sich)*: Ich bin nicht sicher, Major von der Lohe, daß Sie mich verstanden haben. Ich bin hier, um mit Ihnen kameradschaftlich zu sprechen... Wir sind dazu nicht verpflichtet.

MANFRED *(erhebt sich gleichfalls)*: Das ist mir bekannt. Ich bin Ihnen für Ihr Entgegenkommen dankbar, Herr Oberst. *(Er begleitet Brinkhaus langsam zur Tür.)*

BRINKHAUS: Übrigens: Ihre Bezüge laufen selbstverständlich weiter, unbefristet...

(Manfred gibt der halbgeöffneten Glastür in einem Augenblick des Unbeherrschtheits eine solche Beschleunigung – und läßt sie los –, daß sie gegen den Türdämpfer fliegt und eine Scheibe heraussplittert.)

MANFRED *(verwirrt)*: Entschuldigen Sie, bitte... Das war...

BRINKHAUS: Das waren die Nerven... Erholen Sie sich gründlich!

(Otto Parochlitz, durch den Lärm herbeigerufen, erscheint auf der Schwelle, Manfred macht die beiden widerwillig miteinander bekannt.)

PAROCHLITZ: Sie haben sich mit meinem Schwiegersohn gestritten, Oberst?

MANFRED: Ich darf mich verabschieden? *(Grüßt kurz, militärisch, geht ab.)*

BRINKHAUS: Mitnichten, Herr Parochlitz, mitnichten. Wir sind durchaus einer Meinung.

PAROCHLITZ: Wenn schon bei Übereinstimmung in der Armee die Scheiben fliegen, wie muß das aussehen im Falle von Uneinigkeit?! *(Brinkhaus lacht, ohne zu antworten.)* Haben Sie noch eine Minute Zeit, Herr Oberst?

BRINKHAUS (*sieht auf seine Armbanduhr*): Ich stehe zu Ihrer Verfügung.
(*Er bedient sich aus dem angebotenen Zigarrenetui, geht, von Parochlitz geleitet, zum Kamin zurück, setzt sich.*)

PAROCHLITZ (*die Whiskyflasche betrachtend*): Ich sehe, Sie haben die richtige Marke gewählt. Darf ich? Oder einen anderen . . . ?

BRINKHAUS: Danke, ich bleibe lieber beim gleichen, ich bin konservativ.

PAROCHLITZ (*schenkt ein*): Das ist gut. – Ich möchte Ihnen eine Frage stellen, Oberst Brinkhaus.

BRINKHAUS: Aber bitte.

PAROCHLITZ: Wird mein Schwiegersohn in die Forschungsabteilung für A-Waffen übernommen?

BRINKHAUS: Das . . . darüber habe ich nicht zu bestimmen. Ich glaube aber: vorläufig nicht.

PAROCHLITZ: Das heißt: überhaupt nicht, weil man im Ministerium etwas – sagen wir: vermutet?!

BRINKHAUS: Herr Parochlitz, verstehen Sie meine Lage: Einerseits bin ich in offiziellem Auftrag hier, andererseits möchte ich Sie nicht irreführen . . . Sie sind von der Lohes Schwiegervater und kein x-beliebiger . . . hm . . .

PAROCHLITZ: Okay, Oberst. Wir machen das so: Ich werde aussprechen, was ich denke, und Sie schweigen: Mir genügt Ihr Gesicht, und der Dienstvorschrift genügt Ihr Schweigen. Einverstanden? (*Brinkhaus lächelt.*) Mein Schwiegersohn hat Pech gehabt. Seine Karriere ist verpfuscht. (*Brinkhaus bleibt unbeweglich.*) Es besteht wenig Aussicht, daß alles wieder ins Lot kommt, so daß er für die vorgesehene Laufbahn wieder tragbar würde? (*Brinkhaus nickt vorsichtig.*) Man hat wahrscheinlich noch keine konkrete Vorstellung über Manfreds spätere Verwendung? (*Brinkhaus nickt zögernd.*) Weil man gewisse Vorstellungen von der Art seiner Indisposition hat?

BRINKHAUS: Darf ich hier einen Gedanken äußern – da ich feststelle, daß wir uns nicht mißverstehen: Man ist der Meinung, daß es einem Otto Parochlitz möglich sein wird, für Herrn von der Lohe eine ruhige und auskömmliche Position, sagen wir irgendwo in Übersee zu finden?

PAROCHLITZ: Ich sehe klar: Je schneller und je weiter, desto besser?

BRINKHAUS: Es ist Ihnen wahrscheinlich bekannt, daß der alte Fliegeroberst von der Lohe der Intimus eines gewissen Soltau war, der unglücklicherweise Arzt ist.

PAROCHLITZ: Und Querulant.

BRINKHAUS: Und Querulant, ein nicht ungefährlicher, sogar. Unter diesen Umständen wäre es günstig, wenn Ihr Schwiegersohn bald . . .

PAROCHLITZ: . . . ich tue mein Möglichstes, Herr Oberst. Aber schließlich bin ich nur der Schwiegervater. Während die Armee eigentlich . . .

BRINKHAUS: Von unserer Seite ist Fürsorge getroffen, Herr Parochlitz.
PAROCHLITZ (*erhebt sich zufrieden*): Ich will Sie nicht länger von Ihren Pflichten abhalten, Oberst Brinkhaus.

9. Bild

In Eleonores Wagen.

MANFRED: Du willst mich zu Soltau bringen!?

ELEONORE: Er erwartet dich.

MANFRED: Bitte fahre durch oder kehr um! Begreife doch: Ich bin als Offizier erledigt, wenn man mich bei einem Panikmacher sieht. Unsere ganze Zukunft hängt davon ab, daß ich mich jetzt füge!

ELEONORE: Zuerst muß überhaupt eine Zukunft sein, bevor an anderes gedacht werden kann!

MANFRED: Eleonore, wir können in unserer Lage nichts tun, als der Armee gehorchen und abreisen! Vielleicht ist diese Reise wirklich die Rettung. Wir müssen es wenigstens versuchen.

ELEONORE: Wenn Soltau uns dazu rät.

MANFRED: In euren Kreisen kann man nicht beurteilen, was Disziplinarverletzung für einen Berufsoffizier bedeutet!

ELEONORE: Wir bleiben solange in München, bis wir den Charakter der Krankheit kennen! Für dich und mich hängt – weiß Gott – mehr davon ab als deine Offizierslaufbahn!

MANFRED: Und wenn sich meine Krankheit als Einbildung herausstellt?! Als Hysterie?! Dann ist nichts mehr zurückzunehmen! Dann war ich bei Soltau und habe geredet!

(Der Wagen fährt vor der Villa Soltaus vor. Kaum hält der Wagen, wird der Verschlag von einem Herrn in Zivil geöffnet, der sich zu Manfred hinbeugt.)

DER ANGESTELLTE: Major von der Lohe, wenn ich nicht irre? Verzeihen Sie bitte, gnädige Frau, Herr Major, dürfen wir Sie bitten, hier nicht auszusteigen?

ELEONORE: Was erlauben Sie sich? Wer sind Sie überhaupt?

DER ANGESTELLTE (*zeigt seine Medaille*): Verstehen Sie uns bitte nicht falsch: Es wäre ungünstig, wenn ein Offizier der Bundeswehr in einer bestimmten Villa hier gesehen würde.

MANFRED: Fahr bitte weiter, Eleonore! Sofort!

ELEONORE: Wer gibt Ihnen das Recht ...

MANFRED (*aufgebracht*): ... fahr bitte weiter!

DER ANGESTELLTE: Nichts für ungut, gnädige Frau ...

Arbeitszimmer Soltaus. Das Telefon schrillt. Soltau nimmt den Hörer.

SOLTAU: Wie?! – So, so! Sog'n Sie ihm, daß ich besser weiß, was sein Vater von diesem „Ehrenkodex“ g'halten hat! Also: Sie fahr'n in die Universitätsklinik, aber nicht zum Haupteingang, sondern die Anlag'n entlang hinten herum in das Holztor zwischen den zwei Linden, wie! – Do fahren S' nei. Ich bin in ... in zwanzig Minuten dort.

Sprechzimmer des Professors im Institut. Manfred und Eleonore warten, sie sitzend, er erregt auf und ab gehend.

MANFRED: Eine Unverfrorenheit! Wenn ich nur wüßte, wer dahintersteckt! Was meinst du: Brinkhaus? Er ist doch Offizier! Oder – dein Vater?

ELEONORE: Vielleicht beide.

MANFRED: Du meinst, daß sie sich die Bälle zuwerfen? Pfui, ist das schäbig ... Wir sollten gehen. Am besten wäre: fort! Hinaus aus diesem Schmutzkübel, aus allem! Wer weiß, was uns das Abenteuer hier noch einbringt! ... Komm, wir gehen. Er hat gesagt, zwanzig Minuten!

(Professor Soltau tritt ein. Eleonore steht auf. Manfred bleibt steif stehen.)

SOLTAU: Was steht ihr wie die Ölgötzen? *(Gibt auf Manfred zu, betrachtet ihn aufmerksam; dabei drückt er ihm kurz die Haut unter den Augen herab, geht dann zum Schreibtisch. Wie nebenbei:)* Nasenbluten? Setzt euch endlich! *(Er selbst setzt sich, hantiert mit Papieren auf seinem Schreibtisch.)* Sag deiner Frau: Wenn sie nicht will, daß ich ihr du sag, dann soll sie ... dann kann ich ihr auch nicht helfen. *(Manfred und Eleonore lächeln; das Eis ist gebrochen; sie setzen sich.)* Nasenbluten, hab ich g'fragt?

MANFRED: Ja.

SOLTAU: Du hast ja deine Affenjack'n nicht an. Schämst di, wie? Dünn bist g'worden ... Ham s' euch halt keine bayrischen Knödl vorg'setzt, wie? In ihrer Sierra Nevada?! *(Plötzlich zu Eleonore:)* Daß Sie das zug'lassen hab'n! Wissen Sie, was Ihna g'hört?!

ELEONORE: Dazu ist im Augenblick nicht der rechte Zeitpunkt, Herr Professor, ich erwarte ein Kind ...

SOLTAU: So, du erwartest ein Kind ... *(Beginnt mit der Untersuchung.)*

MANFRED: Stehen diese Burschen schon lange vor deinem Haus?

SOLTAU: Sie wechseln manchmal ... Mach den Arm frei!

MANFRED: Du sagst das so, als ob es dich nichts angehe; das ist doch – ungeheuerlich!

SOLTAU: Nix is hier „ungeheuerlich“ – oder alles. Gib den Arm her, und

erzähl scho. Aber haargenau. Wann d' vorhast, mir was zu verschweigen, brauchst gar nicht anz'fangen, viel?

MANFRED: Bram, weißt du eigentlich, daß ich zum erstenmal in einer Lage bin, aus der es keinen Ausweg gibt, keinen gewöhnlichen, keinen anständigen? Wie ich mich drehe – und auch wenn ich mich nicht drehe, verstoße ich gegen Gesetze oder Pflichten, die ich achte. Das ist eine Erkenntnis, die sich öffnet wie ein Abgrund . . .

SOLTAU: Da bist du in der gleichen Lage wie die halbe Menschheit.

MANFRED: Für die Menschheit fühle ich mich nicht verantwortlich. Ich habe immer nur meine Pflicht erfüllt und möchte das auch weiter tun. Aber plötzlich finde ich mich in einer Sackgasse. Und weiß nicht, wie ich hingeraten bin . . .

SOLTAU: Tausend Mitmenschen umbringen und hunderttausend Ungeborene zu Krüppeln machen – eine saubere Pflicht hast da erfüllt!

MANFRED: Politik geht mich nichts an, grundsätzlich! Und außerdem: Was sind das für Zahlen?!

SOLTAU: Falsche! Wann d' nämlich bei mehr als einer Atom-Sauerei mitg'spielt hast, mußt noch multiplizieren! Nach Adam Riese . . . Mach die Goschen wieder zu, und erzähl endlich.

MANFRED (*nach einigem Schweigen*): Wir hockten in Erdgräben, acht Kilometer vom Reflagationspunkt. Es war eine „saubere Bombe“, hatte man uns gesagt. 37 Sekunden nach der Explosion sind wir dann . . .

SOLTAU: . . . wie wart ihr geschützt?

MANFRED: Besser als bei den vorangegangenen Tests. Man hatte uns neuartige Bleikombinationen angezogen, die auch den Kopf schützten. Die Lichtstrahlung wurde durch eingearbeitete Bleigläser filtriert. Der Krempe! war schwer und unbequem. Wir hatten damit ein paarmal ohne Bombe geprobt.

SOLTAU: Wer ist „wir“?

MANFRED: Meine Gruppe bestand aus siebzehn Offizieren. Ich war der einzige Deutsche. – In dieser Nacht sollte eine umstrittene Behauptung des Chefs unserer Sonderabteilung bewiesen werden. Er hatte berechnet, daß schon zwei Minuten nach der Explosion einer mittelsauberen A-Bombe vom Typ der taktischen Raketenköpfe in sechs bis sieben Kilometer Entfernung vom Punkt Null herkömmliche Erdoperationen möglich sind – unter gewissen Voraussetzungen. Die Sache war vorher mit Ziegen ausprobiert worden. Als Sicherheitsspanne gaben wir eine Minute und siebenunddreißig Sekunden zu. Unsere Ausgangsstellungen hatten wir einen Kilometer hinter die Berechnungsgrenze gelegt. Außerdem waren vor jedem Sturmgraben diesmal zusätzlich Securitymen mit Geigerzählern eingesetzt. Das Weitere verlief dann ungefähr so . . .

(Rückblende: Explosion – Röntgenbild eines Unterarms – Abwarten – Blick auf die Uhren – Zeichen eines Offiziers – Raus aus den Gräben – Laufen – Gestikulierender Geigerzählermann – Panikartiges Zurücklaufen – Staubwelle – Eine fallende Gestalt im Vordergrund – Die Kopfbedeckung wird beim Sturz heruntergerissen – Sekundenlang ist das entsetzte, schmutzbedeckte Gesicht Manfreds zu erkennen – Aufraffen – Zurücklaufen in die Ausgangsgräben.)

Da hockten wir dann wieder, verdreht, und fragten uns, was geschehen war ... Aber laut gefragt hat keiner ... Ja, das ist alles, und nichts, vielleicht ... *(Manfred hat wieder Nasenbluten. Er legt sich auf Soltaus Couch. Soltau gibt ihm eine Kräftigungsspritze. Eleonore ist entsetzt aufgesprungen.)* Eine zweite offenbar falsch berechnete Druckwelle ... Unseren Securitymen haben wir nicht wieder zu sehen bekommen. Ich bin auch später keinem der sechzehn Offiziere meiner Gruppe mehr begegnet...

ELEONORE: Man hat euch doch sofort untersucht?

MANFRED: Nein. „Blinder Alarm“ wurde erklärt. Der Techniker mit dem Geigerzähler habe die Nerven verloren ...

ELEONORE: Aber die Druckwelle!

MANFRED: War „normal“, „einberechnet“ und „absoluty inoffensiv“!

SOLTAU: Jetzt bleibst ganz ruhig lieg'n, wie? I geb dir a weng Blut, schönes rotes.

ELEONORE: Darf ich spenden, ich habe Blutgruppe Null?

SOLTAU: Nix darfst! Du bist schwanger.

ELEONORE: Warum sagten Sie „rotes“ Blut, Professor?

SOLTAU: Weil ich ihm 500 Kubikzentimeter rotes Blut einpumpen werd.

ELEONORE: Es gibt nur rotes Blut, Professor!

SOLTAU: Es gibt auch weißes. Made in USA.

12. Bild

Diele bei Parochlitz

OTTO PAROCHLITZ: Sie haben also weder meinen Schwiegersohn noch meine Tochter in Soltaus Haus eintreten sehen. Finden Sie nicht, daß die Frechheit, mit der Sie behaupten, Eleonore und Manfred seien zu diesem Soltau gegangen, nur noch von der Frechheit ihrer Druckerschwärze übertrufen wird?! Was wollen Sie eigentlich?

KREFFT: Ich dachte, es würde Sie interessieren. Irrtum meinerseits. Bitte um Entschuldigung. Ich habe wenig Zeit. Servus, Herr Aufsichtsratsvorsitzender „Otto Parochlitz. Hoch- und Tiefbau A. G.“ – Noch liegt die Betonung auf „hoch“ ...

PAROCHLITZ: Und wenn sie dort wären! Was geht das Sie an?!

KREFFT: Gar nichts, Verehrtester, gar nichts. Nur mein Zeitungsnäschen wittert da Präliminarien eines Skandals von wehrpolitischen Dimensionen ... und heeresbeschaffungsamtlichen Konsequenzen. Solche Hors-d'oeuvre-Düfte durfte ich Ihnen doch nicht vorenthalten. Amitié oblige – in unseren Kreisen wenigstens ... (Ab.)

PAROCHLITZ (*Geht ans Telefon und wählt im Selbstwähl-Schnellverfahren. Nach einigem Warten*): Verbinden Sie mich bitte mit Abteilung II – Kann ich Oberst Brinkhaus sprechen? – Hier ist Parochlitz, guten Tag. Ich ... Wie bitte? – So, Sie wissen – „Sehr unangenehm!“ Ja, glauben Sie vielleicht, mir ist es angenehm! – Ich, ich, ich! Und Sie?! – Gewiß, gewiß. Sie müssen meine Lage verstehen, entschuldigen Sie meine Heftigkeit, aber ... In Ordnung. An mir soll es bestimmt nicht liegen. – Jawohl, Sie können sich darauf verlassen. – Ich danke Ihnen, Herr Oberst. Und auf Wiedersehen, meine Frau würde sich sehr freuen, wenn ... (*Parochlitz bemerkt, daß der andere aufgelegt hat.*)

13. Bild

Wintergarten in der Villa Parochlitz.

AUGUSTE PAROCHLITZ: Da ist sie endlich. Aber ohne Manfred ...

ELEONORE: Guten Abend.

OTTO PAROCHLITZ: Wo kommst du her? Wo ist Manfred?

ELEONORE: Guten Abend.

AUGUSTE PAROCHLITZ: Guten Abend, Norchen ...

OTTO PAROCHLITZ: Ich habe etwas gefragt.

ELEONORE: Ich habe guten Abend gesagt.

OTTO PAROCHLITZ: Das muß sich erst zeigen, ob der Abend gut ist.

Guten Abend. Möchtest du mir bitte nun meine Fragen beantworten?

ELEONORE: Ich habe Grund anzunehmen, daß ihr wißt, wo wir waren.

OTTO PAROCHLITZ: Und ich habe Grund anzunehmen, daß ihr wahnsinnig geworden seid, alle beide! Willst du mir endlich sagen, was das alles bedeuten soll? Und wo Manfred in diesem Augenblick ist?

ELEONORE: Manfred ist bei Professor Soltau in Behandlung. Er hat sich wahrscheinlich in den Staaten atomvergiftet, damit du mir nicht das Vermögen entziehst ...

OTTO PAROCHLITZ: Hör mal zu, Eleonore. Wir wollen alle Beleidigungen unterlassen und ein paar Minuten sachlich miteinander sprechen. Mit diesem von der Lohe wirst du deines Lebens nicht froh werden. Ich habe dir das in der ersten Stunde vorausgesagt. Leider drängt jetzt die Zeit.

Du mußt dich aus der ganzen Affäre heraushalten. Am besten verweist du eine Zeitlang, bis alles . . .

ELEONORE: . . . und was hieltest du von einer sofortigen Scheidung?

OTTO PAROCHLITZ (*mißversteht*): Das wäre freilich das einzig Richtige. Deinen Major hat es offensichtlich gründlich erwischt. Trenne dich von ihm, bevor die Sache publik wird und bring das Kind weg. In einem halben Jahr ist über alles Gras gewachsen, und du kannst eine großartige Partie machen. Der Preuß-Sohn verzeiht dir den Affront. Ich weiß, daß er noch immer an dir hängt.

ELEONORE: Und was läßt du springen, wenn ich auf Manfred und auf sein Kind verzichte?

AUGUSTE PAROCHLITZ (*ahnt, daß Eleonore ihren Vater provoziert und möchte ihn warnen, linksch*): Du solltest nicht so in sie dringen! Man kann von einer Frau nicht alles gleichzeitig verlangen. Schließlich ist sie eine . . .

OTTO PAROCHLITZ: Meine Tochter ist sie! Das stelle ich gerade wieder einmal mit Genugtuung fest. (*Zückt ein Scheckheft.*) Dieses Konto ist praktisch unbegrenzt. Dr. Rosenberger ist der tüchtigste Scheidungsanwalt, den ich kenne. Und mit Lausanne kann ich, wenn du willst, sofort telefonieren. (*Übergibt Eleonore das Scheckheft. Sie nimmt es, scheinbar ruhig, schlägt es dann mit unterdrücktem Aufweinen ihrem Vater ins Gesicht und läßt es fallen. Dann verläßt sie das Haus.*)

14. Bild

Soltaus Wohnzimmer.

MANFRED: Vater hat gesagt: auf Bram ist Verlaß! Aber du lügst mich an! Ich weiß alles! Ich weiß, wie meine Krankheit heißt: Blutkrebs! Leukämie, hörst du? Und daß sie tödlich ist, weiß ich auch! Schon in den Staaten habe ich das geahnt. Du sollst mir helfen, auf menschliche Weise zu sterben. Darum geht es. Und Eleonore sollst du beistehen! Und das Kind sollst du retten, wenn es gefährdet ist – und wenn du kannst! Und falls es anomal zur Welt kommt, soll es tot zur Welt kommen, verstehst du? Dazu brauche ich dich! Nicht, um mich zu beruhigen! Beruhigung kann ich mir bei „Doktor“ Hankart kaufen, meterweise, oder bei Colonel Brenstone! Oder bei meinem Schwiegervater! Ich will jetzt von dir wissen, wie lange ich noch zu leben habe und was wir für Eleonore tun können! Darüber wollen wir jetzt sprechen, sofort – und nicht über den „Calciumhaushalt“ meines Blutes, der geregelt oder nicht geregelt werden

kann, und ähnlichen Humbug, an den keiner von uns beiden glaubt! ...
Hörst du eigentlich zu?

SOLTAU: Ich muß. Du brüllst ja.

MANFRED: Und was antwortest du?

SOLTAU: Daß du aufhören sollst zu brüllen, weil du sonst wieder Nasenbluten kriegst, wie?!
MANFRED: Ich habe ja schon aufgehört ... Und weiter?

SOLTAU: Wenn du wirklich Leukämie hast, gib's im Augenblick noch keine vollständige Genesung. Aber ob's Leukämie ist, bleibt unbewiesen ...

MANFRED: Bis ich tot bin!

SOLTAU: So ist es.

MANFRED: Und bis dahin soll ich von Illusionen leben, von Selbstbetrug, von hohlen Hoffnungen! Nur weil du zu feige bist, mir klipp und klar zu sagen: „Manfred, du bist ein toter Mann. Deine weißen Blutkörperchen fressen die roten auf. Ich werde dir helfen, auszurechnen, wann sie es geschafft haben!“

SOLTAU: Wann du nicht schon wieder brüllen würdest, würd ich dir antworten, daß du schon deshalb Unsinn redest, weil erstens einige Wissenschaftler in Amerika und Rußland gerade dabei sind, ein Mittel gegen Leukämie zu entwickeln, weil dich zweitens jede Bluttransfusion mit a paar Millionen neuer, gesunder roter Blutkörperchen ausstaffiert, wie!? Und weil ich dir drittens ...

ELEONORE (*tritt ein, noch von der Tür her*): Aber die Wirkung von Bluttransfusionen ist begrenzt, Professor, nicht wahr?

SOLTAU: Grüß Gott, sagt mer z'erst, wie?!

ELEONORE: Ich habe nur eine Bitte: Lügt nicht! Ich habe heute nacht viel gelesen, alles, was nötig war: Ich weiß. Und daß ihr wißt, sehe ich euch an.

SOLTAU: G'lauscht hast!

ELEONORE: Die Wahrheit, die du Manfred schuldest, schuldest du auch mir, Bram!

SOLTAU: Was wißt ihr von dem Material, aus dem die Wahrheit g'macht ist?!

ELEONORE: Dann werden wir es jetzt erfahren und ertragen.

SOLTAU: Was werdet ihr ertragen, wie? Eure Wahrheit – vielleicht! Aber zweierlei Wahrheit gib't nicht. Eure ist bloß ein Tropfen der Wahrheit, von der ihr nix wissen wollt.

ELEONORE: Ist dies der richtige Augenblick, uns Vorwürfe zu machen?

SOLTAU: Ich mach euch keine Vorwürfe, wie?! Aber Leut' wie ihr haben nur einmal die Chance zu begreifen, was sie ang'stellt hab'n: wann ihnen 's Wasser am Hals steht! Ich weiß, was für eine Wahrheit der Manfred will: Er will „alles wissen über seinen Zustand“, damit er, wenn's sein muß,

„mit Haltung abkratzen“ kann! Vom Zustand der Welt, den er mit herbeigeführt hat, will er nix wissen, wie?! Und du? Welche Wahrheit willst du ertragen? Du hast dir vorg’nommen, tapfer zu sein! Tapfer für dich! Und wer ist tapfer für die Kinder, die Manfred zu Krüppeln g’macht hat mit seiner gottserbärmlichen „Pflichterfüllung“?! Wer ist tapfer für die japanischen Mütter und für die wahllos zum Tod verurteilten Tausende in allen Erdteilen, die nach jeder neuen „Pflichterfüllung“ sterben müssen? Wer, wie?! Eure „Haltung“ – Seelenmaskerade fürs G’sicht vor dem Spiegel und für die Galerie! Mit Haltung, mit menschlicher Haltung, hat das nix z’tun . . .

MANFRED: Wirst du endlich schweigen?! Das ist ja Sadismus, was du mit uns treibst! Unsere Wahrheit ist tödlich! Und mir reicht das, verstehst du?

SOLTAU: Ja, das versteh’ ich . . . Entschuldigt, ich bin a jähzorniger Depp . . .

ELEONORE: Und was für eine Haltung würdest du in unserem Fall als „menschlich“ ansehen? Ich möchte es wissen. Ich muß es wissen.

MANFRED: Gibt es in diesem Augenblick nichts Wichtigeres für uns, Eleonore?

ELEONORE: Es gibt überhaupt nichts Wichtigeres als zu wissen, wie wir jetzt leben werden, Manfred – wie, wo und wozu? . . . Ich habe mich von zu Hause getrennt. Wir können nicht mehr zurück. Nein, ich bin weder verrückt, noch habe ich im Affekt gehandelt. Ich habe Otto Parochlitz das Scheckheft, mit dem er mich von dir loskaufen wollte, ins Gesicht geschlagen. Dann bin ich in ein Hotel gegangen und habe die ganze Nacht medizinische Bücher gelesen. Und jetzt . . .

SOLTAU: Ihr wohnt jetzt freili bei mir.

15. Bild

Arbeitszimmer Soltaus.

ELEONORE: Bram! Hast du das gelesen? Vorsitzender der Münchener „Wissenschaftlichen Vereinigung gegen den Atomtod“ Prof. Dr. A. Soltau nimmt Geld aus der Ostzone . . .

SOLTAU (*liest in Eleonores Vorlesungsplan*): Gerichtsmedizin!? Das streichen wir, wie? Dös brauchst net! Außerdem, der Waldegg, der kann nix, dös is so ’n verkrachter Sherlock Holmes . . .

ELEONORE: Dagegen mußt du sofort Stellung nehmen, hörst du?

SOLTAU: Nix muß i. I hab ja Geld kriegt. Von dem Ostberliner Akademie-Verlag, wo a Büchel von mir erschienen is. (*Reicht ihr den Stundenplan.*) Hast dir was vorg’nomma! Ob’s d’s schafft?

ELEONORE: Das hat bestimmt dieser Krefft ausgeheckt – in Vaters Auftrag!

SOLTAU: Hat sich der Manfred wieder hing'legt?

ELEONORE: Ja, auf der Terrasse.

SOLTAU: Wir machen ihm um elf wieder eine Transfusion, wie?!

ELEONORE (*plötzlich niedergeschlagen*): Gibt es denn nichts Wirksames, Dauerhafteres, Bram? Etwas, womit man an die Krankheit selbst herankommt?

SOLTAU: Gegen Blutkrebs sa mer no immer machtlos ... Ich hab da mit einem französischen Kollegen telefoniert. Die sind einer Sach' auf der Spur. Wir werden jetzt Manfreds Knochenmark ein wenig unter Gelbkreuz setzen; und hernach spritzen wir ein Hormonpräparat. Mir tun scho, was mer könne, Kleines ...

ELEONORE: Bram, schau mir mal in die Augen, bitte: Wird Manfred die Geburt seines Kindes noch erleben? (*Soltau sieht Eleonore schweigend an.*) Sag nichts! Ich weiß die Antwort: Vielleicht wäre das für Manfred kein Glück ... Ach, es ist ... Ich glaube, ich bin doch nicht stark genug ...

SOLTAU: Da hast net richtig g'lesen, Kleines. Ums Bopperl mach dir keine Sorg'n: die Mutationsgefahr ist minimal, hörst? Unter 0,5 Prozent! Wir haben bei Manfred kane Keimzellenschädigung festgestellt.

ELEONORE: Daß ihr nichts feststellen konntet, beweist doch nichts, Bram ...

(*Es klopft. Die alte Haushälterin des Professors erscheint auf der Schwelle.*)

HAUSHÄLTERIN: Herr Professor, do is ...

SOLTAU: I bin net do!

HAUSHÄLTERIN: Es ist aber ein Militärischer, und er wüll ...

SOLTAU: Dann bin i erst recht net do, wief?

HAUSHÄLTERIN: Er wüll ja net z' Ihna, Herr Professor. Er mecht zum Herrn Major von der Lohe, „dienstlich“, sogt er.

SOLTAU: Der es net z'sprechen!

HAUSHÄLTERIN: Dös hab i em a schon g'sogt. Aba er hat anen „Beföhl“, sagt er.

SOLTAU: Hier gibt's kane Befehle, hier ist kane Kasernel

HAUSHÄLTERIN: Sag'n S' ihm das doch sölber, Herr Professor, bitte! I werd den Mensch net los. Er versteht mi net.

SOLTAU: Bring ihn her!

(*Ein Militärarzt, Leutnant der Bundeswehr, erscheint.*)

DR. KOPF: Kopf, Dr. Kopf ... Mit wem habe ich die Ehre?

SOLTAU: Mit Soltau.

DR. KOPF (*knallt die Hacken zusammen*): Ach! Sehr angenehm, Herr Professor ... (*Verbeugt sich vor Eleonore.*) Gewiß die gnädige Frau?

SOLTAU: Meine Assistentin. Was woll'n S'?

DR. KOPF (*Verbeugung zu Eleonore*): Verzeihung! (*Reicht Soltau ein*

Dokument bin.) Ich habe einen Befehl vom Militärbezirk, den erkrankten Major von der Lohe in unser Militärkrankenhaus zu überführen. Es wurde uns mitgeteilt, daß sich der Major in Ihrer Wohnung befindet, Herr Professor ... (*Soltau ignoriert den Brief, schweigt.*) Darf ich Sie bitten? ... Falls der Major ernsthaft erkrankt sein sollte ... Ich bin selbst Arzt. Wir haben einen bequemen Wagen unten, so daß ... (*Militärischer:*) Würden Sie mich dann bitte zu Major von der Lohe führen, Fräulein?

SOLTAU (*beherrscht sich*): Ihr Major ist mein Privatpatient und nicht transportfähig. Grüß Gott.

DR. KOPF: Wie bitte? Verzeihung, das geht nicht. Es handelt sich um einen Befehl ...

SOLTAU: Major von der Lohe ist transportunfähig – haben Sie verstanden?!

DR. KOPF: Von der Lohe ist Offizier. Die Transportunfähigkeit ... Sie werden begreifen, Herr Professor, so etwas muß von einem Militärarzt festgestellt werden ... (*Soltau steht auf, öffnet die Tür.*) Das wird Weiterungen haben, Herr Soltau, unangenehme Weiterungen! Ebenfalls für Herrn von der Lohe! Als Offizier durfte er sich überhaupt nicht ohne Einwilligung seiner vorgesetzten Dienststelle bei einer Zivilperson in Behandlung begeben! (*Geht rückwärts hinaus.*)

ELEONORE: Was hat das alles zu bedeuten, Bram? Verfassungsschutz! Zeitungskampagne! Und jetzt dieser Kerl!

SOLTAU: Das ist erst der Anfang. „Wer das Kriegsgeschäft gefährdet, ist des Todes“ – Paragraph eins der Bundesverfassung. (*Unbemerkt von Eleonore und Soltau öffnet Manfred die Tür von einem Nebenraum und ist, unter dem Arm viele Zeitungen und Zeitungsausschnitte, von der Schwelle aus Zeuge des Gesprächs von Eleonore und Soltau.*) Dumm san die net. Die wissen, daß mir für heut nachmittag die Tintenkulis in die Universität bestellt ham, wo wir ihna die angekündigte Erklärung ...

ELEONORE: ... ihr macht eine Pressekonferenz?! Du hast uns kein Wort ...

SOLTAU: ... da ham die überlegt: Bei dem Soltau wohnt ein atomgeschädigter Offizier. Und wann der zu dera Konferenz gehn tät', könnt das dem Eifer der deutschen Schlachtlämmer, sich atomisieren z'lassen, Abbruch tun. Und ...

ELEONORE (*während sie ans Fenster tritt und binaussieht*): Deshalb wollten sie Manfred ...

SOLTAU: ... auf Nummer Sicher bringen und aus mir einen „Söldling Moskaus“ machen.

ELEONORE: Der Leutnant fährt ab! Er hat einen Soldaten vor der Garrentür zurückgelassen! Das ist ja ... Das ist ja, als ob Krieg wäre!

SOLTAU: Es i s t Krieg! Zehntausende sterben scho jetzt alle Jahr' an Ver-

giftung mit Strontium 90. Hunderttausende der nächsten fünfzig Generationen kommen dazu. Und wann's losgehen tät, wären's a paar hundert Millionen. Wer ihna so a G'schäft versaue möcht, den packen s' halt net mit Katzenpfoten an. (*Entdeckt Manfred.*) Was machst'n du da?

MANFRED: Ich höre zu.

SOLTAU: Was liest denn da für an Haufen Zeug?

MANFRED: Veröffentlichungen eurer „Wissenschaftlichen Vereinigung gegen den Atomtod“. – Warum hast du den Militärarzt nicht zu mir gelassen, Bram?

SOLTAU: Geh! Geh doch, wie?! Sein Putzer steht noch vor der Tür! Der kriegt an Orden, wann er dich mitbringt! I halt' di net!

MANFRED (*leise*): Ich bin erschüttert.

SOLTAU (*mißversteht*): Weil i di dem Hundsott net ausg'liefert hab, wie?! (*Bemerkt seinen Irrtum.*) Oder – wovon bist erschüttert?

MANFRED: Weil ich zu begreifen beginne, daß ich ein falsches Leben gelebt habe. Für mich stürzt eine Welt ein. Fremde Horizonte öffnen sich. Sehend werden bei Anbruch der Nacht – ich bin nicht so stark, das allein zu tragen. Bram, warum hast du mich nicht früher wachgerüttelt, wachgeprügelt?

SOLTAU: Warum? Bis vor einem Jahr hab ich ja selber noch dran g'zweifelt, ob mi' das alles was angeht.

MANFRED: Aber daß um uns herum Lüge ist und Geschäft mit dem Tod und daß wir von der Lüge leben und von dem Geschäft mit dem Tod – nicht nur Otto Parochlitz, auch wir, ich und sie – das hast du schon früher erkannt, nicht wahr? Sonst hättest du mich doch nicht so beschimpft, als ich Offizier wurde.

SOLTAU: Dös war damals no kane Erkenntnis, Manfred, nur so an . . . so eine unpräzise pazifistische Brunst. Aber dös is net g'nug, an Dickschädel wie dich z'überzeug'n! Und wann d' meinst, daß ich heut scho am Ziel bin, da irrst dich! Das Material, aus dem die Wahrheit g'macht ist, ist härter als unsere Holzköpf', viel härter – i hab dir's scho mal g'sagt . . .

MANFRED: Und wohin wird dich das Ziel führen, Bram? . . . Zum Kommunismus?

SOLTAU (*nach einer Pause*): Ich glaub net. Daderzu bin i z'alt. Dös is mir a zu „politisch“. Aber – wann ich ehrlich sein soll – in solchenem Augenblick halt i's fast für möglich. (*Das Telefon klingelt. Soltau nimmt den Hörer ab.*) Soltau . . . Und er is zu feig, mir das selber zu sagen – schöne Magnifizenz! (*Legt den Hörer auf.*) Dem haben s' Angst g'macht. Jetzt verweigert er uns den Institutshörsaal.

ELEONORE: Für eure Pressekonferenz? Aber er hat doch euren Aufruf mit unterschrieben!?

SOLTAU: Als „Privatmann“ – nicht in seiner Eigenschaft als Rektor der Universität! An dera preußisch-deutschen Schizophrenie sind seit 1848 alle Professorenrevolten kaputtgange. Mir bringen's bestenfalls zum Freizeit-Jacobiner; im Dienst lecke mer dem König seine Stiefel.

ELEONORE: Aber in euerer Vereinigung ist es anders?

SOLTAU: Wo denkst hi! Wir sind doch a bloß Professoren.

ELEONORE: Und warum setzt du dich dann all den Verfolgungen und Verleumdungen aus?

SOLTAU: Weil mer muß, Kleines, weil sonst das Leben keinen Sinn mehr hätt! ... Was mach i jetzt mit dera sakramentischen Konferenz?

ELEONORE: Kann man die Pressekonferenz umdirigieren?

SOLTAU: Bis vierzehn Uhr? Und wohin?

MANFRED: In deine Wohnung.

ELEONORE: Ich könnte dir dabei behilflich sein ...

SOLTAU: Wenn ihr meint ... Du müßtest halt Telefonmamsell spül'n, Zeitungen und Agenturen anrufen. Mit den Kollegen würd' i scho selber reden ...

16. Bild

Vor Soltaus Villa fahren Wagen vor. Journalisten und Kameralleute. Robert Krefft steigt aus einem neuen Opel-Kapitän.

KREFFT: Hallo, Jupp!

JOURNALIST (*pfeift, dann*): His Majesty, the Boss persönlich!

KREFFT (*leise*): Paß mal auf, mein Junge: du kannst dir heute bei deinem Chef ein Sonderguthaben eröffnen ...

JOURNALIST: Topp. Wieviel, Boss?

KREFFT: Ich sagte: ein Guthaben! (*Noch leiser:*) Hinter diesen Mauern schlummert ein doppeltes Dornröschen: Der wahrscheinlich strahlenverseuchte Bundeswehrmajor Manfred von der Lohe, Schwiegersohn von Otto Parochlitz Hoch- und Tiefbau AG, sprich: Abschußrampenbau, haust plus Gattin seit kurzem bei dem rebellierenden Professor.

(Journalist pfeift.)

KREFFT: Gelingt es dir, ihn wachzuküssen – wie, ist deine Sache –, hast du erstens eine vierspaltige Aufmachung für die eins ...

JOURNALIST: ... also tausend ...

KREFFT: ... und zweitens das Rennen um den Heeresrampenauftrag für die Düsseldorfer Konkurrenz Preuß Hoch- und Tiefbau entschieden.

(Journalist pfeift.)

KREFFT: Welchseltige sich nicht kleinlich zeigen dürfte ... Hals- und Beinbruch, mein Junge! (*Steigt ins Auto.*)

Pressekonferenz bei Soltau. Die Einladenden, eine Gruppe von sieben Professoren mit Soltau in der Mitte, sitzen um einen Tisch.

SOLTAU: Wie wär's, wann Sie besser zuhörten, junger Mann? Ihre erste Frage hatte Professor Sebastian schon beantwortet: Jawohl, wir haben eine Zunahme von Totgeburten, Herzerkrankungen, Kreislaufstörungen, Leukämie und Lungenkrebs in bestimmten Tälern des Allgäus und des Schwarzwaldes festgestellt. Die Antwort auf Ihre zweite Frage können S' in unserer Erklärung lesen, die Sie in der Hand halten. Ich will Ihn aber wiederhol'n: Die Zahl der durch Atomversuche ausgelösten Leukämiefälle wird von der gesamten Strontiummenge bestimmt, die in den Knochen der ganzen Menschheit abgelagert ist.

JOURNALIST: Haben Sie diese Entdeckung gemacht, Herr Professor?

SOLTAU: Nein. Der amerikanische Vererbungsforscher Prof. E. Lewis von der Technischen Hochschule in Kalifornien. Entsprechende Feststellungen bei erbgeschädigten Neugeborenen hat übrigens auch Herr Dr. Beck von der Bayreuther Kinderklinik gemacht. Da Strontium mit Calcium chemisch verwandt ist, absorbieren auch Pflanzen gleichzeitig mit dem Calcium die giftige Substanz. So gelangt sie in Bohnen, Reis, Kartoffeln, Salat und andere menschliche Nahrungsmittel. Kühe nehmen mit dem Gras die gefährliche Substanz auf, so daß jeder Mensch im Jahr 1970 durchschnittlich elfmal soviel Strontium in seinen Knochen tragen wird wie am 1. Januar 1956.

ZWEITER JOURNALIST: Aber diese Berechnungen stammen von einem der Herren Ihrer Anti-Atomvereinigung?

SOLTAU: Na! Sie stammen von dem bekannten amerikanischen Chemiker Dr. Laurence Kulp, dem übrigens zu seinen Untersuchungen auch deutsche Knochen zur Verfügung g'stellt wurden.

DRITTER JOURNALIST: Wie viele Fälle von tödlichem Blutkrebs treten nach Ihrer Meinung infolge der Versuchsexplosionen auf?

SOLTAU: Mindestens 1500 jährlich, 's können aber auch 20 000 sein.

DRITTER JOURNALIST: Wie kommen Sie auf diese Zahlen?

SOLTAU: Auf diese Zahlen sind wir nicht gekommen, sondern neben anderen der amerikanische Nobelpreisträger Professor Linus Pauling. Herr von Weizsäcker bedient sich übrigens in seinen Publikationen ebenfalls dieser Zahlen. Pauling und andere amerikanische Wissenschaftler haben auch festg'stellt, daß sich die Zahl von jährlich zirka 1 500 000 anormal zur Welt kommender Kinder durch die Testexplosionen um ungefähr ein Prozent erhöht hat.

FRANZÖSISCHER JOURNALIST: Agence France Presse. Wenn isch Sie

rischtich verstehen: Luft plus Erde schon vergiftet – was hat dann Test-stopp noch für eine Sinn, bitte?

SOLTAU: Ich will Ihnen sagen, was für einen Sinn die Fortsetzung der Bombenexperimente hätte: Wann's im bisherigen Tempo weiterging, würde im Jahr 2000 die Verbreitung radioaktiver Isotope – Strontium 90 und Cäsium 137 – im gesamten Lebensniveau der Menschen so zug'nommen haben, daß daraus ein Anwachsen erblicher Krankheiten und bösartiger Geschwüre um mehrere Millionen Fälle für jede Generation entstünd'. Es gibt nämlich überhaupt keine Grenze radioaktiver Einwirkung, unter der Erbschäden nicht auftreten!

ERSTER JOURNALIST: Darf man auch die Quelle dieser Daten erfahren?

SOLTAU: Das wissenschaftliche Komitee der UNO zum Studium der Wirkung radioaktiver Strahlen.

AMERIKANISCHER JOURNALIST: Der Sinn der A-Bomb-Tests ist doch, uns vor die russische Communism zu beschützen! Die Roten haben auch die Bomb und bedrohen uns.

SOLTAU: Feststellungen dieser Art überlassen wir den Politikern. Wir stellen die Bedrohung der Menschheit durch Strontium 90, Cäsium 137 und andere Produkte fest, die bei Atomexplosionen frei werden. Wir stellen die Folgen der Bomben von Hiroshima und Nagasaki fest, die – so ham mer g'hört – keine russischen waren.

AMERIKANISCHER JOURNALIST: Es ist doch bekannt: Wenn der Westen nicht die Bomb hätte, wäre die Welt schon kommunistisch!

SOLTAU: Wem was „bekannt ist“ und „was wäre, wenn“ – darüber diskutieren wir hier net, verehrter Gast aus Gottes eigenem Land. Sonst könnt noch einer kommen und vielleicht sag'n: Wann die Russen die Bomb net hätten, wär scho längst eine amerikanische auf Bagdad oder eine englische auf Kairo g'falln! Wo käm' da die wissenschaftliche Diskussion hin, wiel?

(Lachen, Gemurmeln.)

JUPP: Robert-Krefft-Verlag. Ich möchte auf ein Phänomen hinweisen, zu dem wir gern Ihre Erklärung hören würden: Die Gegner atomarer Ausrüstung berufen sich auf angeblich schreckliche und tödliche Krankheiten wie Blutkrebs, Knochenkrebs usw., die durch Tests ausgelöst werden sollen. Wie kommt es aber, daß man – zumindest in unseren Breiten-graden, woanders können wir das ja nicht so genau kontrollieren, nicht wahr? –, daß man hier von konkreten Fällen dieser Art nichts hört? Die Herren Professoren sind doch sonst nicht scheu, wenn sie mit der Veröffentlichung unbewiesener Behauptungen der Regierung eins auszuwischen hoffen! Meine zweite und letzte Frage betrifft die sauberen Atom-bomben, deren Existenz von den Gastgeberb bisher in rührender Weise

ignoriert wurde – obwohl ihnen doch bekannt sein dürfte, daß die Amerikaner auf diesem Gebiet in letzter Zeit große Fortschritte erzielt haben. Das ist alles. (*Hinter der Gruppe der Einladenden erhebt sich Manfred, der mit Eleonore fast unbemerkt dort in der Ecke gesessen hatte. Er ist in Uniform. Nach einem Augenblick erstaunten Schweigens surren die Kameras, und die Blitzlichter zucken auf.*) Sieh an, sieh an: Major von der Lohe mit Gattin im Kreise der Rebellen!

MANFRED: Darf ich dem Herrn antworten?

SOLTAU: Wann d' wüllst ...

MANFRED: Ich habe bei amerikanischen Tests mit sauberen A-Bomben, an denen ich als Offizier der Bundeswehr freiwillig teilnahm, mein rotes Blut gegen weißes eingetauscht. Die Krankheit heißt Blutkrebs. Sie ist tödlich. Der väterlichen Fürsorge von Professor Soltau verdanke ich eine Galgenfrist von unbestimmbarer Dauer. Die Ärzte in den Vereinigten Staaten und vorgesetzte Dienststellen hatten eine rechtzeitige Behandlung der Krankheit verhindert und mir verboten, darüber zu sprechen – selbst mit dem lieben Gott im Gebet nicht.

STIMMEN: Unglaublich! Empörend!

MANFRED: Gutgläubig und im Gefühl der Pflichterfüllung hatte ich Atompilze aufsteigen sehen und nicht begriffen, woran ich mich beteiligte ... Es bedurfte meiner persönlichen Katastrophe, daß ich Zusammenhänge erkannte und das Verbrechen entdeckte, dessen ich mich schuldig gemacht hatte und das nun auf mich zurückschlug. Doppelt zurückschlug, denn noch ist ungewiß, ob das Kind, das meine Frau erwartet, lebensfähig und gesund sein wird. – Warum spreche ich? Weil ich mich verpflichtet weiß, der kurzen mir verbleibenden Zeit einen Sinn zu geben, den Sinn, Ihnen, den Noch-Gesunden, den Noch-Lebenden zu zeigen: Ich und mein Schicksal heute – das sind Sie und Ihr Schicksal morgen, wenn Sie fortfahren, sehenden Auges blind zu bleiben.

ZWISCHENRUF: Sie sind doch Offizier!

MANFRED: Denken Sie sich die Uniform weg – ich trage sie heute zum letzten Male –, und es wird Ihnen leichter fallen, zu sehen, was oder wer ich noch bin. Ich werde sterben, weil ich „Pflichterfüllung“ mit Erfüllung meiner Pflicht verwechselt habe. Pflicht des Menschen in unserer Zeit ist: Denen in den Arm fallen, die, führend oder geführt, den großen Wahnwitz betreiben.

AMERIKANISCHER JOURNALIST (*laut*): How many rubles d'you get for that fuss?!

(*Die Mehrzahl der Anwesenden ist empört. Einige Presseleute wollen den amerikanischen Journalisten hinauswerfen. Beginnendes Getümmel. Am Eingang erscheinen, erbitzt und vergeblich versuchend, sich nach vorn zu*

drängeln, zwei Offiziere in Uniform, offensichtlich durch die Umlegung der Pressekonferenz verspätet und verärgert.)

MANFRED (*zu denen, die den Amerikaner bedrängen*): Lassen Sie. Ich möchte antworten . . . Früher, als ich gesund war, wäre ich fähig gewesen, eine ebenso dumme Frage zu stellen wie dieser junge Mann. Ich antworte also zugleich meinem früheren Ich und wahrscheinlich nicht nur ihm. Der Herr möchte wissen, was ich für mein Auftreten bekomme. (*Zieht ein Telegramm aus der Tasche.*) Das erste, was ich vor einer Stunde bekam, war dieses Blitztelegramm. Ich werde unter Drohung der Sperrung meines Soldes aufgefordert, den Wohnsitz von Professor Soltau sofort zu verlassen. Da ich der Aufforderung nicht nachkomme, sind meine Bezüge in diesem Augenblick bereits gesperrt. Da ich hier zu Ihnen spreche, kann ich mich als aus den Listen der Bundeswehr gestrichen betrachten. Russen habe ich in meinem Leben nicht kennengelernt. Vielleicht war das ein Fehler. Die Frage zu beantworten, was mir – einem Toten auf Abruf – Geld nützen soll, überlasse ich Ihnen. Warum stellte der Amerikaner diese würdelose Frage? Ich glaube: aus Hilflosigkeit. Hilflosigkeit ist aber in unseren von Grauen begleiteten Tagen die tödlichste Gefahr. Wenn wir hilflos die Atommacht sich ausbreiten lassen, verwirken wir den Namen Mensch, der Gläubigen gleichbedeutend ist mit Gottes Ebenbild . . . In einem jener aufgeregten Offiziere dort am Eingang, die verhindern sollten, daß ich spreche, die mich jetzt abholen wollen, erkenne ich mich selbst. So war ich noch gestern. Nun stehe ich hier und habe gesprochen. Und werde sprechen – solange ich kann. (*Zu den Offizieren:*) Ihr Weg ist der falsche. Deutschland braucht nicht die Uniform des Atomtodes. Deutschland braucht nicht die Flucht ins Verderben. Deutschland braucht unseren Mut zum Lebendigen. Hütet das Leben.

WIR WACHTEN AUF

*Wir wachten auf
in warmen Betten,
müde und erschrocken.*

*Wir wurden wach
beim Weinen zwischen Mauerbrocken,
die Kinderstuben stürzten abgründtief.*

*Der Tod kam uns viel näher als das Leben.
Wir lagen nicht umbüllt,
wie Kinder ebenedem,
die man mit lieben Namen rief.*

*Wir spürten Hunger unter Mütterherzen.
Aus unserem Leibe war ein Stück gestohlen
und war nicht ausgefüllt.*

*Vom ersten Schrei
bis zu dem ersten Buchstabieren
war keine Märchenzeile auf den Mütterlippen.*

*Und eh wir ohne Kindheit als Erwachsene frieren,
gehn wir, uns Niegekanntes selbst zu holen.*

COLUMBUSTATEN

*In unsern Fibeln stand geschrieben von dem Jahrhundert,
da Männer Schleier von den Kontinenten rissen.
Ich las es träumend und, im Traum geblieben,
zog ich nach West, Columbus mit der Sonne folgend.
Im Mastkorb rief ich „Land!“
und sah Kometen ihre Schweife hissen
vor Küsten rätselhaft und unbekannt.*

*Im Herzen jungenhaften Neid
schlug ich die Bücher zu,
sah nach den Koggen alter Segelfahrerzeit:
Es hat die Erde heute keinen weißen Fleck
und nichts, was zu entdecken bleibt.*

*Da sprengten Menschen Tore jäb mit Sternenstundenschlag,
und ihre Hand, die gestern noch gefesselt lag,
streift Himmelsschleier weg
und greift nach nahgerückten Träumen.
Ich sehe die Columbustaten unsrer Tage ragen
und reise in das Land,
wo jeder ungestüm nach andern Erden fragt,
ich lebe dort, wo die Atomkraft fruchtschwer reift
und höre Unbekanntes aus den Muscheln rauschen,
gehöre zur Besatzung auf dem neuen Schiff,
wo reine Segel über reinen Planken bauschen.
Wir sagen guten Tag zu Sternen,
ich sag es auch und will vom Kompaß neuester Zeit
den Kurs für morgen lesen lernen.*

BEKENNTNIS

*Ungesehen
bricht die Knospe
kräftig
der Farbe zu,
schwellend, fest
und taufrisch.*

*Vielbewundert
betäubt die Blüte
Kennernasen.
Doch sie ist
nahe dem Welken.*

*Ich halt es
mit den Knospen.*

TAUSEND HÄNDE

Der Hof war leer.

Alle Fabrikhöfe sind leer, wenn auf dem Kalender Samstag steht und die Uhren auf 14 Uhr 30 ihre Zeiger festhalten. Der Schacht in Niederschlema hatte vor einer halben Stunde hundertzwanzig Kumpel der letzten Wochenschicht ausgespien. Die Männer, jung und alt, hatten sich verlaufen, eilig die einen, andere langsam, zögernd, behäbig.

„Nein, wir gehen nicht!“

Plötzlich, unerwartet und leise hatte Kurt Schilling den Satz gesagt. Schilling hatte zuvor lange überlegt, Ja und Nein auf ihr Gewicht geprüft. Er war zu dem Entschluß gekommen: Nein, wir gehen nicht. Doch jetzt, da es ausgesprochen war, ärgerte er sich, daß er so entschieden abgelehnt hatte.

Die sieben Kumpel sahen sich nicht an. Sie standen allein auf dem weiten Hof. Sie waren entschlossen, es nicht zu tun, aber sie zögerten, hineinzugehen und dem Schachtleiter ihre Meinung zu sagen. Schilling brannte sich eine Zigarette an, umständlich, mit zitternden Händen, und stieß den Rauch gegen die Tür des Verwaltungsgebäudes.

„Ich habe Durst“, sagte einer.

„Wenn wir hineingehen, versauen sie uns das Wochenende. Sie werden mit uns diskutieren. Einsicht in die politische Notwendigkeit, stundenlang werden wir das anhören müssen.“

Schilling lächelte, ohne daß er die Zigarette aus dem Mundwinkel nahm.

„Vielleicht haben sie recht?“

Die Kumpel traten von einem Bein auf das andere. Jetzt rauchten sie alle, einige hastig, einige langsam, mit tiefen Zügen. Vor zehn Minuten wäre keiner unter ihnen gewesen, der gewagt hätte, zu sagen: Vielleicht haben sie recht? Sie, die Kumpel, wären über ihn hergefallen. Mit derben Worten, mit Verachtung hätten sie den gestraft, der an ihrem Entschluß zu zweifeln gewagt hätte.

Robert Trux, ein Mann mit eingefallenen Wangen und tiefliegenden Augen, kräftige Muskeln spannten die Haut der Arme – Trux stieß den Habichtkopf vor, hob die Hand, ließ sie resignierend fallen, sagte: „Mich können sie am Arsch lecken. Ich gehe nicht mit.“

Schilling spuckte die Zigarette, nur halb geraucht, auf den Hof, leckte sich die Lippen. In sein Gesicht kam ein breites Lächeln.

„Sie werden es nicht tun“, sagte er.

Die Kumpel nahmen von Trux keine Notiz und auch von Schilling nicht. In Gedanken waren sie schon beim Sonntag, an dem sie Holz hacken, einen zünftigen Skat spielen und ein paar Glas Bier trinken wollten. Auch hatten sie alle eine Frau zu Hause. Verdammt noch mal, sie hatten doch eine Frau zu Hause, und es war Wochenende!

„Einer muß es ihnen sagen. Jetzt. Ich habe Durst, und ich will mich nicht mit dem Schacht verheiraten. Geht denn nun endlich einer?“

Sie sahen in die Runde, blicklos. Es war schwer, den richtigen Kumpel zu finden, der die Antwort der Brigade der Schachtleitung überbringen sollte.

Schilling, leise, bestimmt, sagte: „Wir gehen alle!“

Davor hatten sie sich gefürchtet. Jetzt war es ausgesprochen, unwider-
ruflich, alle hatten es gehört.

„Angst in den Hosen?“ fragte Trux.

Schilling lächelte, deutete mit einem Kopfnicken nach dem Verwaltungs-
gebäude, ging voraus. Zögernd gingen die Kumpel mit. Trux rührte sich
nicht. Wenn er einmal nein gesagt hatte, dann blieb er auch dabei. Den
wollte er kennenlernen, der einen von ihm, Trux, gefaßten Vorsatz umstieß!

Er sah den Kumpeln aus bösen Augen nach. Für Augenblicke fühlte Trux
ein Zittern in den sehnigen Armen; beinahe wäre er den anderen nach-
gelaufen.

Brummelnd dachte er an das verpfuschte Wochenende. Morgen, am
Sonntag, wollte er Herbstlandschaften fotografieren. Nicht einmal das ließen
sie ihm. Da hatte er ein ganzes Menschenalter, dreißig Jahre lang, von einem
Fotoapparat geträumt. Nun, da er den Fotoapparat besaß, sich ein eigenes
Labor eingerichtet hatte, kamen sie mit ihren blödsinnigen Gedanken, die
nur darauf abzielten, ihm, Trux, seinen Fotografiersonntag zu versauen...

Er fühlte sich sehr einsam auf dem Hof. Er hatte keine Lust mehr zum
Rauchen. Die Freude auf das Wochenende hatten sie ihm vergällt, der Tabak
schmeckte nicht mehr. Fortgegangen waren sie alle, hatten ihn zurückgelassen
und sich nicht einmal umgesehen.

Eine halbe Stunde stand Robert Trux allein auf dem Hof. Er war müde.
Die Schicht lag ihm in den Knochen, bleischwer. Ich hätte mit hineingehen
sollen, dachte Trux. Er dachte plötzlich daran, daß die Kumpel drinnen
eine Entscheidung treffen könnten, ohne ihn vorher zu befragen. Es war nicht
üblich in der Brigade, daß sie etwas taten, ehe nicht alle einverstanden
waren. Aber wer konnte wissen, wie die Kumpel drinnen schwitzen mußten.
Gewiß hatten sie nicht Mut genug zu sagen: Wir wollen einfach nicht! Be-
stimmt suchten sie nach faulen Ausreden. Er hatte schon recht daran getan,
daß er sie allein gehen ließ. Er taugte für solche Verhandlungen nicht. Ent-
weder er schwieg, oder er krachte seine knochige Faust auf den Tisch. Eine

andere Lösung hatte er bei Aussprachen mit der Schachtleitung noch nicht gefunden.

Trux dachte: Ich sollte gleich heute nachmittag noch ein paar Aufnahmen schießen. Wer weiß, ob morgen Sonne scheint und weiße Wolken sind. Man weiß nie, was am nächsten Tag ist.

Vor der Tür zum Zimmer des Schachtleiters sagte Schilling: „Ich rede.“

Die Kumpel nickten. Sie waren nicht zuversichtlich.

„Es ist eine Kleinigkeit, was es da drinnen zu erledigen gibt“, sagte Kurt Schilling. Sein Körper, breit, massig, ungefü, füllte für Augenblicke den Türrahmen. Fast schien es, der breite, fünfunddreißigjährige Mann müsse den Kopf neigen, um nicht anzustoßen.

Seit einer Stunde saßen Schachtleiter, Parteisekretär und Kaderleiter beisammen und erwarteten die Brigade. Vor Tagen hatten sie die Kumpel gefragt, dringlich, hatten ihnen erklärt, warum sie es tun sollten. Für heute hatte Schilling Antwort versprochen.

Reichmann saß stumm, weißgesichtig. Der Kaderleiter ärgerte sich, weil er die Folgen einer Ablehnung der Kumpel erwog. Mit den Kumpels ist schwer zu verhandeln. Sie sind wie Kinder. Entweder man kann sie begeistern oder man verliert. Verlieren durfte heute niemand.

Der Schachtleiter rauchte seit einer Stunde ununterbrochen. Der dicke Qualm hing blaugrau an der Zimmerdecke. Der Aschbecher quoll über. Auf dem Schreibtisch war Unordnung.

„Du frißt die Zigaretten“, sagte Grünert.

Der Schachtleiter sah auf, blickte auf seinen Schreibtisch und wußte nicht, was er dem Parteisekretär antworten sollte. Er blinzelte nervös in den dicken Tabaksqualm und dachte: Vor zehn Jahren bin ich noch täglich eingefahren, da hatte ich nie Angst. Jetzt ist alles anders. Vieles ist einfacher geworden. Weil es einfacher ist, wiegen Schwierigkeiten doppelt schwer. Hoffentlich begreifen die Kumpel, um was es geht.

Er fühlte, daß er heute nicht zu langen, nervenzehrenden Aussprachen aufgelegt war. Er hatte seiner Frau schon lange Zeit versprochen, mit ihr einen ausgedehnten Spaziergang zu machen. An diesem Sonntag sollte es endlich soweit sein, seine Frau freute sich darauf, er auch. Den dicksten Brocken der Woche habe ich mir ausgerechnet bis zum Sonnabend aufgespart, dachte er. Wenn die Kumpel ablehnen, verbringe ich meinen Sonntag mit Telefongesprächen und Verhandlungen. Martha wird böse sein, wenn sie es sich auch nicht anmerken läßt.

An manchen Tagen war die Frau müde, so müde, daß sie kein Ohr für ihren Mann, den Schachtleiter, hatte. Sie wollte nichts mehr von seiner Arbeit wissen, die ihn auffraß, von Tag zu Tag ein Stück mehr von seinem

Leben riß. Abends, wenn sie im Bett lagen – er schlief sofort ein, nur seine ruhigen Atemzüge waren im Zimmer –, machte sie sich Vorwürfe, daß sie zuwenig Verständnis für ihn habe. Sie überlegte, daß die Redewendungen, die sie tags gebraucht hatte, ihn kränken mußten, ärgerte sich darüber und fand lange keinen Schlaf.

„Sie sind Mordskerle. Wenn der Teufel in den Berg führe, sie stiegen ihm nach und zerrten ihn wieder heraus“, sagte der Schachtleiter.

Grünert wußte mit dieser Bemerkung nichts anzufangen. Er dachte: Ich muß ihn wieder einmal energisch zur Rede stellen, er kennt keinen Feierabend mehr. Acht Stunden Arbeit hier und dann noch acht Stunden Arbeit zwischen den vier Wänden seiner Wohnung, Arbeit für den Schacht, das ist auch für einen bärenstarken Mann zuviel!

Der Schachtleiter dachte, während ihn der Parteisekretär aus schmalen Augen prüfend musterte: Die Martha ist ein Teufelskerl wie die Kumpel Mordskerle sind. An manchen Tagen war des Schachtleiters Frau verzweifelt. Da saßen die schichtfreien Kumpel mit ihren Frauen im Café, löffelten Eis und Schlagsahne, erzählten, lachten . . . Nur sie hockte zu Hause, allein, vergessen. Sie wagte aber nicht, mit dem Mann darüber zu sprechen. Sie befürchtete, er könnte ihr zuliebe vielleicht seine Arbeit vernachlässigen.

„Du rauchst jetzt nicht“, sagte Grünert.

Der Schachtleiter erschrak. Seine Hände, die die Zigarettenschachtel hielten, zitterten. Wer hat hier etwas zu sagen, dachte er dann. Es ist doch mein Geld, was ich verbrauche. Über mich bestimme ich, niemand anders.

Grünert lächelte, als er sah, daß der Schachtleiter die Zigarettenschachtel unbeholfen in die Rocktasche steckte.

Die Tür ging auf. Die sechs Kumpel standen im Zimmer.

Reichmann sagte: „Setzt euch nieder.“

Die Kumpel suchten sich Plätze, langsam, widerwillig.

„Wir haben nicht viel Zeit“, sagte Schilling.

Grünert nickte. Der Schachtleiter brannte sich nun doch eine Zigarette an, sog den Rauch tief ein, blies ihn durch Mund und Nase aus, legte die Zigarette in den Aschbecher und vergaß sie.

Schilling räusperte sich, zweimal, dreimal. Da wußte Grünert, daß die Kumpel gekommen waren, um abzulehnen. Die Spannung, mit der er die Brigade erwartet hatte, wich plötzlich von ihm.

„Also“, sagte Schilling, „die Sache ist so . . .“

„Das ist kein Grund für eine Ablehnung“, sagte Grünert.

Die Kumpel sahen den Parteisekretär erstaunt an. Wußte er schon alles? Nun würde wohl die ekelhafte Rede von der Einsicht in die politische Notwendigkeit folgen.

Grünert hätte im Erdboden versinken mögen. Wie hatte er sich nur so gehenlassen können! So konnte er die Kumpel nicht gewinnen! Doch das Gesagte war nicht ungesagt zu machen. Krampfhaft suchte er nach Worten.

Die Kumpel saßen wie eine leblose Wand. Mit verschlossenen Gesichtern.

Sie sperren sich zu, dachte Grünert. Ich habe alles verpatzt. Ich bin schuld.

Schilling lächelte. Er schlug sich mit der flachen Hand aufs Knie. Dann setzte er sich bequem zurecht.

„Die Schwarzen“, sagte er unfreundlich, „sollen sich anstrengen und mehr Kohle fördern...“

Grünert atmete auf. Die Kumpel sprachen über die Kohle, nicht über seinen voreiligen Zwischenruf. Wenn er alle Gedanken zusammennahm, konnte er die Scharte vielleicht wieder auswetzen.

„... und sie sollen ihre Arbeitsmethoden überprüfen und verändern, damit mehr Kohle gefördert wird. Wir gehen nicht nach Zwickau.“

Die Kumpel waren froh, daß es endlich gesagt war. Jetzt konnten die anderen reden, was sie wollten. Sie, die Kumpel, brauchten nur an ihrem Nein festzuhalten. Es konnte nicht lange dauern, und die Schachtleitung wußte, daß die Brigade nicht umzustimmen war.

Reichmann zerstückelte eine leere Zündholzschachtel, legte das papierdünne Holz zu Figuren zusammen. Die Kumpel hatten abgelehnt, gut, da war nichts daran zu ändern. Es war überhaupt blödsinnig, ausgerechnet die beste Brigade von Niederschlema in die Steinkohle zu schicken. Wenn er mit der Brigade Fleischer gesprochen hätte, wären keine Schwierigkeiten gewesen.

Grünert sah gespannt auf Reichmann, der unbeirrt seine Figuren legte. Daß Reichmann die Sache so gleichgültig sein konnte, hatte Grünert nicht erwartet.

Der Schachtleiter überlegte, daß die Kumpel in der Steinkohle weniger verdienen würden. In Niederschlema sind Schilling und seine Kumpel Spitzenkräfte, in der Steinkohle irgendeine Brigade aus einem fremden Betrieb. Ob das der Grund für die Ablehnung ist? Er verstand die Kumpel und dachte an Martha, an den verpfuschten Sonntag, an das vergräunte Gesicht seiner Frau.

Er sagte: „Uran ist wichtig, Steinkohle ist auch wichtig.“

Er redete monoton, schwunglos. Früher war er leidenschaftlich geworden, wenn die Kumpel etwas nicht verstanden. Das war lange her, zehn Jahre, die vergangen waren, als wären es zehn Tage gewesen. Er war kraftlos und zermürbt von den paar Sätzen, die Schilling gesagt hatte.

Da fegte Reichmann die zerstückelte Streichholzschachtel vom Tisch, schluckte und sagte: „Wir hätten eine schlechte Brigade schicken können, dann hätten uns die Schwarzen ausgelacht.“

Die Kumpel begriffen: die Schachtleitung hatte die beste Brigade ausgewählt, um den Schwarzen wirksame Hilfe zu bringen. Wenn sie von Niederschlema weggingen, mußten die zurückbleibenden Kumpel mehr arbeiten, damit die Förderleistung nicht absinkt. Eine schlechte Brigade hätten sie entbehren können.

Schilling stellte sich vor, wie sich die Schwarzen im Zwickauer Steinkohlenschacht abrackerten, Schicht um Schicht, und wie der Stern auf dem Förderturm Nacht für Nacht dunkel blieb. Auf dem Schacht in Niederschlema war beinahe Platz für zwei Sterne. Es wäre eigentlich schon recht, den Schwarzen unter die Arme zu greifen. Er verscheuchte die Gedanken mit dem vorgefaßten Entschluß: Wir gehen nicht.

Einer der Kumpel sagte: „Wir dachten...“

Wir dachten – das waren seine Kumpel, sie änderten also ihre Meinung. Schilling fühlte, daß sie sich nicht lange genug über die Steinkohle unterhalten hatten. Er hatte nein gesagt, und die Kumpel, ohne nachzudenken, hatten die Gemütlichkeit in Niederschlema den Unbillen in der Steinkohle vorgezogen.

Jetzt wünschten sie sich, zehn Minuten außer Hörweite der Genossen der Schachtleitung zu sein, zu beraten, sich einzugestehen, daß sie nicht recht hatten.

Grünert sah, daß die Kumpel sich nicht schlüssig waren. Es fehlte ihnen nur der überzeugende Beweis für die Feststellung des Schachtleiters, daß Steinkohle ebenso wichtig ist wie Uran. Grünert sagte: „Wenn es die Schwarzen nicht schaffen, sind wir mitschuldig. Uran ist wichtig – die Sowjetunion baut einen Atomeisbrecher. Aber Steinkohle ist auch wichtig. Fragt eure Frauen, ob ihr Steinkohle brechen sollt. Ihr versteht doch, daß wir die Zwickauer Steinkohle schneller fördern müssen als bisher. Ihr seid doch kein taubes Gestein.“

Es war schon fast entschieden, daß die Kumpel in die Steinkohle gingen, als Schilling brummte: „Wir sollten den Schwarzen aus der Patsche helfen. Hätten sie sich mehr angestrengt, brauchten wir nicht nach Zwickau.“

Die Kumpel wußten nicht sofort, warum sie ihre Frauen fragen sollten, ob Steinkohle wichtig sei. Sie überlegten sich's, hörten ihre Frauen sagen: Wenn Kohle gebraucht wird, dann müßt ihr sie aus dem Berg holen. Wenn ihr's nicht tut, wer soll es denn dann tun.

Einer der Kumpel, Rößler, knurrte: „Sie haben uns überfahren.“

Schilling stand auf und sagte: „Wir gehen nach Zwickau. Aber“ – er lächelte kaum merklich – „überzeugt sind wir nicht. Und wir gehen auch nicht freiwillig.“

Robert Trux, brummelnd und böse, immer an das vermantschte Wochenende denkend, wartete noch auf dem Hof, als die Kumpel aus dem Ver-

waltungsgebäude kamen. Wenn ich mit hineingegangen wäre, hätte ich die Faust auf den Tisch gekracht. Den möchte ich sehen, der mich in die Steinkohle schickt, dachte er.

Die Kumpel sagten: „Am Montag gehen wir nach Zwickau, auf ein Vierteljahr.“

„Ihr habt euch belatschen lassen!“ rief Trux schrill. „Ihr Helden! Großmäulig und feige!“

Brummelnd und böse ging Trux durch die Stadt. Brummelnd verdarb er sich den Sonntag.

Der Montag war kalt, grau und neblig. Die Kumpel waren im Morgengrauen zum Schacht gekommen, standen vor dem Tor. Einer fehlte: Trux.

„Wenn er nicht kommt, fahren wir allein“, sagte Schilling. „Dann sollen sie uns in Zwickau einen Schwarzen in die Brigade stecken. Wenn einer von uns krank wäre, müßte es auch gehen.“

Der Omnibus stand bereit, die Kumpel hatten ihre Koffer hineingebracht. Trux fehlte noch, als der Fahrer sagte: „Wenn ihr euch nicht beeilt, wird die Kohle in Zwickau alle.“

Rößler zog mißtrauisch die Luft ein, schnupperte. Die Kumpel sahen sich an, zuckten mit den Schultern.

„Ich rieche Trux“, sagte Rößler nach einer Weile. Er war mit sich zufrieden und suchte sich einen guten Platz im Omnibus.

Robert Trux kam wirklich. Böse und brummend stieg er ein, warf seinen Rucksack auf den Nachbarsitz. Später knurrte er etwas von Vergewaltigung, von Entführung und von Sklavenhaltermethoden. Er sprach mit niemand, nur mit sich selber. Daß er gekommen war, ärgerte ihn. Er hatte den Sonntag mit Nichtstun verbracht. Am Abend hatte er dann zu seiner Frau gesagt: Ich gehe morgen in die Steinkohle.

Die Nacht hatte er tief und traumlos geschlafen. Aber heute, am Morgen, war er unausgeschlafen, mürrisch. Er wußte, daß die Kumpel auf ihn warteten. Er ließ sich Zeit, freute sich, daß sie im Ungewissen waren, stellte sich, als sie ihn begrüßten, taub und noch mürrischer.

Der Omnibus fuhr aus der Stadt hinaus.

Werner Jonke war zeitig munter geworden. Er blieb noch ein paar Minuten im Bett liegen, überlegte, träumend, weitschweifig, was er mit seinem Urlaub beginnen könnte.

„Ilse . . . Ilse!“

Ihr Kopftuch war fest gebunden, keine Locke konnte sich drunter hervorstehlen. Sie trug eine bunte Schürze, etwas zu bunt für die herbstliche Jahreszeit. Ilse war hüftenschmal, ihr Gesicht vielleicht ein wenig zu breit.

Jonke sah sie an, hatte vergessen, was er ihr sagen wollte. Sie stand im Schatten, weißgesichtig, abwartend. War denn das möglich? Er setzte sich auf. Tatsächlich, sie hatte sich geschminkt. War sie denn verrückt geworden, sich an einem Montagmorgen anzumalen wie eine Schaufensterpuppe?

Mit einem Sprung war er auf, stand vor ihr, starrte sie an, schon nicht mehr so zornig wie vor ein paar Minuten. Ja, sie hatte sich geschminkt. Es stand ihr nicht schlecht, der Vierundzwanzigjährigen, auch nicht, als er überlegte, daß Montag war und dazu sechs Uhr morgens.

Werner Jonke atmete tief ein, zog im Gehen sein Hemd über den Kopf, verschwand im Badezimmer. Ilse, lächelnd, pffte sich ein Lied, deckte den Frühstückstisch. Sie tat es sorgfältiger als sonst, weil sie Urlaub hatten. Werner im Badezimmer, prustend, schnaubend, mit Wasser plantschend, sagte sich, daß es ihr nicht schlecht stünde. Sie war sehr weiß, da konnte sie das Lippenrot vertragen.

Als er unter der Tür stand, frisch, jung, sechsundzwanzigjährig, kräftig, unterbrach sie ihr Pfeifen, machte eine Handbewegung zum gedeckten Tisch.

Da hielt der Omnibus vor Jonkes Haus.

Ehe das aufdringliche Hupen des Wagens die Stille zerfetzte, sagte Jonke: „Wir kaufen uns heute einen neuen Radioapparat.“

Ilse's Lachen erstarb. Ihr Gesicht wurde noch weißer. Ihre Lippen, halb geöffnet, zitterten. Das Hupen wurde dringlicher.

Seit Tagen hatte sie das Gefühl nicht loswerden können, daß jemand vom Schacht kommen könnte, um Jonke zu holen. Sie war einen Augenblick zornig, weil sie nicht in ein Ferienheim gefahren waren.

Auf der Treppe polterten schwere Schritte.

Jonke sagte: „Sie könnten sich mehr in acht nehmen. Was wollen sie denn überhaupt? Ich habe Urlaub.“

Er weiß mit seiner Verlegenheit nicht wohin, dachte Ilse. Weil er sie verbergen will, wird er grantig. Wenn er gebraucht wird, geht er bestimmt. Da hatte sie sich also umsonst geschminkt, umsonst den Kaffeetisch so sorgsam gedeckt, und die alte Schürze hätte es auch getan. Er hatte nicht einmal ein Wort für sie gehabt. Sie schmeckte den Groll gegen Jonkes Kumpel auf der Zunge, und schluckte.

Schilling, Rößler und Trux waren heraufgekommen. Sie standen im Zimmer, unbeholfen, linkisch, wie Kinder. Glück auf! hatten sie gesagt. Nichts weiter. Es war wie am Sonabend, als sie sich nicht hatten schlüssig werden können, ob sie in Niederschlema bleiben oder in die Steinkohle gehen sollten. Ilse stand steif vorm Fenster und sah nicht aus wie Jonkes vierundzwanzigjährige Frau.

Trux rückte sich einen Stuhl zurecht, lärmend, brummelnd, verdrießlich. So sind sie also, Jonkes Kumpel, dachte Ilse. Sie sind in meiner Wohnung

und beachten mich nicht. Sie sind nicht höflich, nein, höflich sind sie gar nicht.

Schilling räusperte sich, einmal, zweimal. Er sah zu Ilse, die am Fenster stand, weiß und starr. Er kam nicht von ihr los, fühlte sich gemein, weil er ihr und Jonke den Urlaub verderben wollte.

„Also, es ist so“, sagte Schilling.

Trux schob den Stuhl polternd von sich. „Quatschkopf!“ fuhr er Schilling an, ging ans Fenster zu Ilse und sagte zu ihr: „Ich habe keine Lust. Aber meine Alte hat gesagt: Wenn Steinkohle wichtig ist, dann mußt du wohl nach Zwickau gehen. Und der Jonke muß mit, sonst müssen wir uns einen Schwarzen ausborgen.“

Es war die längste Rede gewesen, die Robert Trux in seinem Leben gehalten hatte. Hätte er die Faust auf den Tisch gekracht, wäre das gleiche gesagt gewesen.

Ilse fand ein unpersönliches Lächeln. Die Starrheit löste sich nicht. Sie dachte: Alte hat er seine Frau genannt, aber es klang nicht böse, trotz seiner Brummigkeit. Nun sitzen sie hier und schauen mich an, als müßte ich mit ihnen einfahren. Ilse traf Jonkes Blick. Sie schwieg. Sie wollte nicht, daß ihr Jonke den Urlaub verpatzte.

„Ich fahre mit“, sagte er, noch zögernd und leise. Er mußte sich erst drein finden, daß er keinen Urlaub mehr hatte und daß er nach Zwickau ging in die Steinkohle, daß er nach der Schicht nicht mehr nach Hause fahren, seine Frau nur am Wochenende sehen würde.

Ilse packte Wäsche für Jonke zusammen. Sie weinte.

Sie hatte noch nie Angst um ihn gehabt. Jetzt, da sie wußte, daß er in die Steinkohle ging, nahm die Furcht vor dem Ungewissen ihr die Sprache. Die Tiefe des Schachtes wurde ihr gegenwärtig und blieb doch unvorstellbar. Überall war das weißliche Licht, das die Augen schmerzte, und die drückende Enge der Stollen kam bis in ihre Brust. Der Berg erdrückte sie.

Als Jonke ging, lachte sie unbändig und laut, unnatürlich. Die Kumpel sahen zu, wie sich Ilse und Jonke küßten. Die Vierundzwanzigjährige verbarg ihren Zorn darüber, daß der Mann so plötzlich fortging, hinter ihrem gezwungenen Lächeln.

Trux räumte brummelnd seinen Rucksack vom Sitz, machte für Jonke Platz. Als der Omnibus losfuhr, winkte Robert, ohne sich nach Jonkes Frau umzusehen. Er haßte Abschiedsszenen.

Der Wagen war nun schon lange um die nächste Wegbiegung verschwunden, da stand Ilse Jonke noch vor der Tür, winkend, mit einem verkrampften Lächeln im Gesicht.

„Glück auf!“ sagte sie, und später noch einmal: „Glück auf!“

Nachbarn kamen, fragten, ob Jonke keinen Urlaub mehr habe oder ob

im Schacht etwas passiert sei, waren neugierig und redeten wirres Zeug. Ilse konnte die Nachbarn in diesen Minuten nicht ausstehen.

„Nichts ist passiert“, sagte sie. „Er fährt in die Steinkohle.“

Die Nachbarn gingen verwundert davon.

Wenn nur nichts passiert, dachte sie. Daß er mir den Urlaub nimmt...

Mit der Steinkohle hätte es bestimmt noch vier Wochen Zeit gehabt.

Wenn nur nichts passiert, dachte sie unaufhörlich.

Die Kumpel fuhren in Zwickau auf Martin Hoop IV ein.

Der Förderkorb rasselte in die Tiefe. Robert Trux lächelte seltsam aufreizend. Er hatte, ehe sie einfuhren, seine Zigarette mit dem Stiefel ausgetreten und böse gesagt: „Da kann es also nun losgehen.“ Die Schwarzen, die neben ihm standen, rümpften die Nasen, tuschelten miteinander, lachten laut.

Die acht Kumpel aus Niederschlema fühlten sich nicht wohl. Sie waren noch nicht in die Gemeinschaft aufgenommen und hatten wenig Aussicht darauf, wenn Trux seine blödsinnigen Bemerkungen nicht sein ließ.

Rößler atmete tief, schnupperte. Er sagte: „Ich rieche verdammt viel Arbeit. Es stinkt.“

Es stank tatsächlich, und es war sehr warm. Wenn wir die ersten Tage überstanden haben, ist alles gut, dachte Schilling. Hätten wir nur den Trux nicht mitgenommen. Es mochte wissen wer da wollte, was in den Alten gefahren war. Zu Hause murrte er nie, wenn es um die Arbeit ging. Wir dürfen uns vor den Schwarzen auf keinen Fall blamieren.

„Wir werden's den Schwarzen zeigen“, sagte er.

„Wir werden gleich da sein, es stinkt jetzt unerträglich“, stellte Rößler fest. Hämisch grinsend brummelte Trux Unverständliches.

„Ich hau dir in die Fresse, wenn du uns blamierst!“ schrie Schilling plötzlich unbeherrscht.

Das war in den vergangenen Jahren noch nicht passiert. Daß sie sich aufzogen, stand in ihrem täglichen Arbeitsplan, daß sie sich beschimpfen könnten, hatten die Kumpels nie für möglich gehalten.

Kurt Schillings Schreien blieb am nassen Gestein des Schachtes hängen. Nur das Rasseln, Quietschen, Surren und Pfeifen des Förderkorbes war noch zu hören.

Robert Trux, zornig, zitternd vor Erregung, bleich und auf einmal sehr alt, gebeugt, mit hängenden Schultern, wischte sich mit der Hand über die Augen. Der große, kräftige, kaltschnäuzige Schilling war nicht wegzuwischen. Ich bin eben nichts, dachte Trux, ein Dreck bin ich in seinen Augen.

In den sieben Sekunden, die der Förderkorb brauchte, um aus der abwärtsgleitenden Bewegung zum Stillstand zu kommen, durchlebte Robert

Trux noch einmal seine dreiundfünfzig Jahre und dachte: Verpfuscht, dieses Leben. Wenn sich mein Vater nicht ständig besoffen hätte, wäre das Leben leichter gewesen. Für mich, nicht für meinen Vater. Für den hätte ein leichtes Leben keinen Sinn gehabt. Trux fühlte die Schläge, mit denen sein Vater ihm, Robert, den Rücken traktiert hatte. Grundlos. Damals war er acht Jahre alt gewesen. Er hatte es nie vergessen können, den Tag nicht, einen Sonntagmittag, den Schmerz nicht, brennend, drückend, und auch das schnapsrote Gesicht des Vaters nicht. Der Ziegelträger hatte Hände wie aus Eisen gehabt, und er war ausdauernd gewesen. Von zwölf Monaten des Jahres war er zehn ohne Arbeit. Es gab vor fünfzig Jahren wenig Ziegel zu tragen. – Wenn ich nicht Tag für Tag zwölf Stunden in der Fabrik gesteckt hätte, und dann sechs Jahre in der Uniform, wäre das Leben leichter gewesen. Für mich, nicht für die Uniformschneider und für den Fabrikdirektor.

Der Förderkorb stand still. Die unvermittelte Ruhe war schmerzhaft fühlbar.

Für sie bin ich der achtjährige Robert Trux geblieben, dem man in die Fresse schlagen darf. Mehr werde ich nie werden. Auch nicht, wenn ich mich für sie im Schacht abquäle. So dachte der Hauer Robert Trux.

Sie gingen den Stollen entlang, der endlos schien. Schilling, breit, massig, äußerlich selbstsicher, innerlich zerwühlt, weil er Trux hatte schlagen wollen, ging voran. Schwarze kamen ihnen entgegen. Nur das Weiß der Augen und die vom Speichel gebleichten Zähne waren lebendig. Der Körper schien Kohle zu sein.

Als sie fünf Minuten gegangen waren, blieb Schilling stehen. Er wischte mit dem Handrücken über die Stirn. Der Schweiß brannte die Haut. Das Hemd klebte am Leib, und er fühlte sich sehr schwach.

„Die Wismut kommt“, sagte ein Schwarzer im Vorübergehen und, als er schon ein Stück vorbei war: „Die wollen den Schacht einreißen.“

Als sie vor Ort angelangt waren, erschöpft von der glühheißen, trockenen Luft, tranken sie ihre Kaffeeflaschen leer. Die acht Kumpel sprachen nicht, sahen sich nicht an, saßen nichtstunend auf Steinbrocken. Die Schwarzen standen um sie herum, abwartend, lauschend, begierig. Sie hänselten die Kumpel nicht, sie machten ihnen aber auch keinen Mut. Ringsum krachte das Holz. Der Berg zitterte. Schilling sah besorgt den langen Stollen entlang, in Jonke blitzte der Gedanke auf: Wenn nur nichts passiert.

Vor einer halben Stunde waren sie noch zuversichtlich gewesen. Beinahe überheblich. Sie würden dem toten Stern auf dem Förderturm schnell wieder Leben einblasen! Sie hatten sogar mit dem Gedanken gespielt, den Stern schon nach ihrer ersten Schicht leuchten zu sehen. Ehe sie einfuhren, hatten sie sich sichtbar aufgestellt, mit tiefen, unergründlichen Gesichtern, heraus-

fordernd, jungenhaft. Nur Trux hatte böse und brummelnd abseits gestanden. Nun waren sie elfhundert Meter unter der Erde, und der Schweiß lief ihnen in Strömen vom Leib. Die Quecksilbersäule stand auf vierund-dreißig Grad.

Die Schwarzen waren unbesorgt, lachten, kümmerten sich nicht um die Wismutkumpel aus Niederschlema. Sie hatten gewußt, daß sie heute kommen würden. Ihre Spannung war gewichen, als sie die Kumpel am Morgen gesehen hatten. Die von der Wismut sahen aus wie Kumpel eben aussehen, und sie sprachen auch nicht anders. Die Brigade der Schwarzen ging an die Arbeit.

Im gespenstischen Grubenlicht sahen ihre Körper weiß aus. Die Wismutkumpel konnten zusehen, wie die Rücken der Schwarzen schweißglänzend wurden.

„Wir müssen etwas tun“, sagte Jonke.

Er stand unbeholfen herum. Das Hemd klebte ihm naß an der Brust. Er leckte sich ununterbrochen die Lippen. In seinem Mund war kein Speichel mehr.

Kurt Schilling zerfleischte sich. Schmerzhaft spürte er das Gefühl der Ohnmacht in sich aufsteigen. Er hatte noch keinen Handschlag getan und war hundemüde. Alles, was er den Kumpels gesagt hatte, war falsch gewesen. Er hatte Dummes gesagt und war überheblich gewesen. Er erinnerte sich, daß er mit dem Gedanken gespielt hatte, die Schwarzen würden ihn feiern, weil es ihm gelungen war, den toten Stern zum Leuchten zu bringen. Er hatte nur an sich gedacht, zuerst an sich, jetzt erst dachte er an seine Brigade.

Trux, brummelnd und böse, stolpernd, grinsend, ging an die Arbeit. „Wir müssen etwas tun“, äffte er Jonke nach und dachte dabei an die junge Frau Ilse.

Sie hatten eine Viertelstunde verhockt. Nun, da Trux den Anfang gemacht hatte, arbeiteten sie eifrig. Sie arbeiteten in leichten Sporthosen, sie hätten mögen aus der Haut schlüpfen, die schwarz wurde, naß, klebrig. Bald saßen sie wieder vor der Kaffeekanne, stürzten die Flüssigkeit in sich hinein, maßlos, ungenügsam.

Die Schwarzen kamen. Die Wismutkumpel, ausgedörrt, stumpf, schwunglos, saßen kläglich.

Ein Schwarzer sagt: „So wird getrunken.“ Er nahm einen Schluck aus der Kanne. Sie konnten ihm vom Gesicht ablesen, daß er den Kaffee lange auf der Zunge abschmeckte. Er ging mit dem lauwarmen Geöff um wie mit einer Kostbarkeit.

Sie haben viel Erfahrung, die Schwarzen, dachte Schilling. Sie sind auch schon ein Menschenalter im Schacht. Sie stehen mit der Kohle auf du und

du. Wenn sie Kohle brechen, brechen sie immer ein Stück von sich selber mit ab. Die Kohle hat schon Generationen von Schwarzen überlebt, aber die Schwarzen werden am Ende die Kohle überleben.

Jonke nickte Schilling aufmunternd zu. Schilling griff nach der Kaffeekanne, trank, schluckte, schmeckte. Der Schwarze nahm ihm die Kanne aus der Hand. In seinem Gesicht lebten nur die Augen und die Zähne, weiß, gefährlich. „In der Steinkohle mußt du erst an die Kumpel denken – dann erst an dich.“

Sie wollen mich das Trinken lehren. Mich, Schilling. Er räusperte sich, ärgerlich, daß er in die Steinkohle gegangen war. Und daß die Schwarzen ihn so schnell durchschaut hatten, kratzte ihn. Schilling wollte lächeln, er verbot es sich. Er hatte schon alberne Situationen erlebt, im Schacht, auch über Tage, aber keine war so vermantscht gewesen, wie die mit den Schwarzen es jetzt war. Schilling wurde plötzlich fuchtig. Er schrie die Kumpel an, was sie herumständen und wie lange sie noch Maulaffen feilbieten möchten. Er sei auch nur ein Mensch, und dieses Knistern und Krachen des verdammten Grubenholzes könne ein normaler Kumpel einfach nicht aushalten. Der Berg sei ein ganz verfluchter, und er wisse schon, warum der Stern auf dem Förderturm tot sei. Es wolle keiner in den Schacht, weil das eben keine Arbeit sei, sondern pure Schinderei. Er sei nicht dazu da, die Sauerei auszubaden. Wenn Kohle gebraucht würde, dann sollten die sie fördern, die dafür Verwendung hätten. Nur der Brigade zu Gefallen hätte er seine Zustimmung gegeben. Er persönlich und allein wäre niemals in die Steinkohle gegangen. Sie sollten ihn in Ruhe lassen. Er schwitzte sich nicht das Blut aus dem Leib.

Trux sagte brummelnd: „Großmaul.“

Der Brigadier Schilling sah zu, wie die Kumpel arbeiteten. Er mühte sich, diesen verfluchten Schacht zu vergessen. Es gelang ihm nicht. Scheu und störrisch vertat er die Zeit. Soweit war es also gekommen. Er grämte sich, daß er den Kumpels so böse Worte gesagt hatte.

Ein Schwarzer kam vorbei. Er hatte es eilig, lief mit kurzen, trippelnden Schritten. Kurt Schilling vergrub den Kopf zwischen den Armen. Der Schwarze blieb stehen, starrte auf das hilflose Bündel, das vor drei Stunden noch ein kräftiger, zuversichtlicher Mann gewesen war, atmete tief, setzte sich und sagte behutsam: „Es geht vorbei, Genosse. Wenn man sich erst dran gewöhnt hat, macht die Kohle Freude. Glaub mir, ich hab auch so gegessen und mich gefürchtet und gezittert und nicht gewußt, was ich tun sollte. Das ist schon zwanzig Jahre her.“

Nur das dumpfe Dröhnen der Bohrer war zu hören. Anfangs laut, dann immer leiser, bis es sich in seiner Eintönigkeit verlor.

„Trink“, sagte der Schwarze.

Schilling hörte, wie der fremde Kumpel den Verschuß von der Kaffee-

flasche schraubte. Nun, da ihm Kaffee angeboten wurde, hatte er plötzlich keinen Durst mehr. Er fühlte, wie seine ausgetrocknete, rauhe Kehle geschmeidig wurde. Kraft kehrte in ihn zurück. Er besann sich, daß er elfhundert Meter unter der Erde war, angewiesen auf seine Kraft und auf die Gemeinsamkeit der Kumpel. Mechanisch griff er nach der Kaffeeflasche, trank. Er schluckte und schluckte. Schilling trank die Flasche leer.

„Da, sie ist leer und ich bin satt“, sagte Schilling.

Der fremde schwarze Kumpel lächelte. Ein durstiger Kumpel im Schacht ist zu nichts nütze, dachte er, weil er jetzt satt ist, wird er in die Kohle gehen. Er legte eine schwere Hand auf Schillings Schulter, fragte, ob es nun besser gehe.

„Ihr wollt“, sagte Schilling, „daß ich vor euch auf dem Bauch krieche. Ich tu's nicht. Ich werd's euch zeigen. Dein hämisches Lachen macht dein Gesicht zur Fratze.“

Dem Schwarzen ging der Atem schwer. Er hatte den Wismutkumpel die Kaffeeflasche leer trinken lassen. Er wußte, daß ihn selbst der Durst quälen würde, die halbe Schicht war erst zu Ende. Mit schweren, schleppenden Schritten ging der Kumpel vier Meter auf und vier Meter ab. Hunte fuhren vorbei, Scheppern war im Stollen, Kreischen, Quietschen. Jetzt ist er voller Wut, dachte Kurt Schilling.

„Wir brauchen Kohle“, sagte der Schwarze umständlich. „Für die Eisenbahn, für die Kraftwerke.“

Ich war dumm und anmaßend, plump, grantig, angekratzt, sagte sich Schilling. Er ging an die Arbeit. Es ging ihm von der Hand.

Der Schwarze sah eine Weile zu, war zufrieden. In sein Gesicht grub das breite Lächeln tiefe Falten. Es war also doch eine ausgetrunkene Kaffeeflasche wert gewesen, dachte er. Er freute sich unbändig beim Weitergehen, war ausgelassen wie bei einem Betriebsfest. Er piffte vor sich hin, leise, zwischen den Zähnen, lustige Takte, er tat das immer, wenn ihm eine Sache gelungen war. Die Schwarzen hatten ihn lange nicht pfeifend gesehen. Im Schacht ging es seit Monaten nicht gut, sie konnten nicht genug schaffen. Jeder von ihnen hatte nur zwei Hände. Es fehlten tausend Hände. Es ging nicht vorwärts, deswegen piffte er nicht. Die Kumpel hörten ihn jetzt verwundert, er piffte sehr falsch. Sie freuten sich mit ihm, fragten nicht, was es gegeben hätte. Er würde schon seinen guten Grund haben.

Am Schichtende waren die acht Kumpel der Brigade Schilling froh, daß der Tag zu Ende gegangen war. Sie waren erschöpft, niedergeschlagen. Dennoch: Je näher sie der Förderkorb dem Tageslicht brachte, desto zuversichtlicher wurden sie. Jeder für sich allein allerdings; sie wagten nicht, einander anzusprechen, weil die Spannung noch zwischen ihnen war, groß und scheinbar unüberwindlich. Sie ärgerten sich, daß die erste Schicht danebengegan-

gen war. Sie hatten nichts geschafft, wegen Schilling. Der Kräftige hatte sich vor dem Berg gefürchtet. So kannten sie ihn nicht.

Trux war nicht mehr so böse. Er hatte sich abgearbeitet, war müde. Es war eine gute Müdigkeit. Er freute sich auf eine Stunde Schlaf. Am Abend wollte er ein Glas Bier trinken.

Es regnete kalt. Der Stern auf dem Förderturm war tot. Schilling sah es, dachte: Ich hab's gewußt.

Sie rechneten ihre Schicht aus. Sie hatten dreiundsechzig Prozent geschafft.

„Wir sind schon bankrott, ehe wir den Laden in Schwung gebracht haben. Wenn die Schwarzen heute abend bei ihren Frauen sitzen, werden sie über uns lachen“, sagte Jonke.

Die Wismutkumpel starrten auf das weiße Tischtuch. Jonke hatte recht. Aber er hatte nicht gesagt, warum sie bankrott waren. Sie wußten die Ursache, es blieb nur übrig, sie auszusprechen.

„Das Großmaul ist schuld“, sagte Robert Trux. Keiner hatte Schilling jemals so genannt. Trux tat es seit ein paar Tagen.

Rößler schnupperte in sein Bierglas, es roch bitter. Er schimpfte mit sich, daß sie in die Kneipe gegangen waren, um ihre Brigadesorgen auszubrüten. Er schielte über sein Glas hinweg nach der Theke. Die Serviererin hatte hübsche Beine.

Schilling saß da mit zunehmendem Unbehagen. Er trank, setzte sein Glas hart auf den Tisch. Die Serviererin kam. Rößler starrte sie an, auffällig, unflätig, tief atmend. Sie lachte mit weißen Zähnen, nicht ganz gleichmäßigen, zu spitz geratenen, brachte frisches Bier, viel weißer Schaum schwamm darauf, der bald zerfloß.

Ich muß dem Trux etwas sagen, dachte Schilling. Wenn ich das Großmaul hinnehme, verspiele ich. Auch muß ich den Kumpels erklären, warum wir heute versagt haben. Wenn ich davon anfangen, werfen sie mir vor, daß ich die Zeit versessen habe. Sie werden immer nur von mir reden. Nur von mir. Trotzdem muß ich's ihnen sagen.

Er sagte: „Ich bin kein Großmaul und kein Hanswurst!“

Die Kumpel hatten angestrengte, betroffene Gesichter. Es kam ihnen unerwartet.

„Und wenn's euch nicht paßt, bitte, ich gehe nach Niederschlema, bitte!“

Eine endlose Minute war Schweigen. Rößler schielte nach den Beinen der Serviererin und dachte dabei, daß dem Schilling der mürrische Ton nicht stünde und daß er das alberne „bitte“ aus seiner Rede fortlassen könnte, weil es ja doch nur aus dem Mund der Serviererin aufgeschnappt war.

„Ich hab's nicht nötig, in der Kohle zu buddeln, mich auszuschwitzen bis auf die Seele.“

Er hat's nicht nötig, dachte Jonke. Viele haben's nicht nötig, und deshalb ist der Stern tot. Im Schacht könnten noch mehr Kumpel arbeiten, aber es gibt keine Kumpel, die nicht schon im Schacht sind. Wir müssen ihm den unnützen Gedanken austreiben, restlos, sofort. Werner Jonke sagte: „Wir sind eine Brigade. Wenn wir uns streiten, sind wir keine Brigade mehr. Wir überlegen jetzt, was wir morgen im Schacht anfangen wollen.“

Die flaue Stimmung schwand. Die acht Kumpel bekamen freundlichere Gesichter. Nur Schilling und Trux musterten sich noch trübe, aus kleinen Augen. Die Serviererin kam und ging, brachte Bier, für jeden einen Kognak. Sie amüsierte sich über Rößlers Schnuppern, hatte ein spitzzähniges Lächeln aufgesteckt, das aus breitem Mund kam.

Robert Trux sagte: „Wir lösen die Brigade auf.“

Schilling stürzte den Kognak hinunter, hastig, verstört. Sie sahen Trux an, begriffen ihn nicht. Ein Bierhahn zischte, ein Wasserkessel pfiff, laut, aufdringlich. Die Kumpel starrten sich an, sahen sich nicht. In ihnen war der glühheiße Schacht und die Peinlichkeit ihrer dreiundsechzig Prozent.

„Wenn wir zu den Schwarzen gehen wollen, dann müssen wir ganz gehen. Solange wir neben ihnen stehen, helfen wir ihnen nicht.“ Trux nahm einen großen Schluck Bier, wischte sich mit dem Handrücken den Mund, stieß seinen Habichtkopf vor. „Wir arbeiten in den Brigaden der Schwarzen mit, das hilft uns und auch den Schwarzen.“

Kurt Schilling war der Mann, der für das Schicksal der Kumpel aus Niederschlema unmittelbar verantwortlich war. Er wollte überlegen, fand aber keine Gedanken. Er dachte nur: Sie haben mich klein gemacht. Daß ihnen das gelungen ist! Für Augenblicke verspürte er Rauflust, Haß, Neid. Nichts kam an die Oberfläche. Er war wie eine halbreife Frucht, die von Vögeln angepickt, dann, als noch zu sauer empfunden, verachtet wird. So angefressen, hatte er nicht die Kraft, sich zu widersetzen.

Er sagte: „Wenn ich's gewußt hätte, wäre ich nicht nach Zwickau gegangen.“

Da stand der Hauer Trux auf, polternd schob er den Stuhl zurück. Er wollte seine knochige Faust auf den Tisch krachen, damit seine Meinung kundtun – er sparte sich's auf, ging hinaus, an der Theke und der Serviererin vorbei. Das Mädchen sah dem Dreiundfünfzigjährigen nach, hob die Schultern, ließ sie fallen, schüttelte den Kopf, langes, strähniges Haar fiel über die Schultern. Sie kannte die Kumpelsorgen.

Einmal hatten sechs Kumpel bis zur Polizeistunde gegessen und die Bierdeckel voll Zahlen geschrieben. Dabei hatten sie das Trinken vergessen. Die Serviererin hatte ihnen ihr Mißfallen ausgedrückt, fünf Minuten vor vierundzwanzig Uhr. Da hatten die Kumpel die Bierdeckel eingesteckt und mürrisch gesagt: Die Kneipe wäre eine verfluchte. Wenn sie schon einmal

was Wichtiges zu beschnarchen hätten, dann würde man ihnen den Stuhl vor die Türe setzen. Sie ließen sich aber nicht beirren und fuhren die Schicht. Während sich die Serviererin am nächsten Morgen immer noch ärgerte, daß die Kumpel die Bierdeckel mitgenommen hatten – sie sagte, die Kumpel hätten sie geklaut –, währenddessen stieg auf Martin Hoop IV die Förderleistung. Eine Brigade unten bestimmte das Tempo. Die Serviererin trug Bier auf und später Mittagessen und wußte nicht, daß am Abend vorher auf ihren Bierdeckeln die Förderleistung ausgerechnet worden war . . .

Die drüben an dem Tisch waren sich nicht einig. Sie kannte das. Erst waren sie immer uneins, dann beschrieben sie Bierdeckel, die sie dann auch noch klauten, und am nächsten Tag waren die Bilder der Kumpel in der Zeitung. Die Serviererin war bereit, sich das Wundern abzugewöhnen.

Trux kam zurück. Er stapfte schwer.

„Wenn wir acht Tage lang zu den Schwarzen in die Schule gehen, können wir genug lernen“, sagte Kurt Schilling. Er konnte sich nicht vorstellen, daß seine Brigade aufhören sollte zu bestehen. Zwei Jahre hatte er gebraucht, um gute Kumpel in seiner Brigade zu vereinigen. Sie hatten viel Entbehrungen auf sich genommen, gearbeitet, Rückschläge erlitten, wieder gearbeitet. Jetzt kannte sie in Niederschlema jeder Junge. Brigade Schilling, das bedeutete Hochleistungsschichten, Ruhm, Ehrungen.

Trux war mit acht Tagen einverstanden, widerwillig. Er sagte: „In einer Woche treiben die Schwarzen dir die Großmäuligkeit aus. Dann kannst du vielleicht wieder Brigadier sein.“

Da erst begriff Kurt Schilling, daß er auf Martin Hoop IV nur einer unter vielen war. Er hatte seinen Einfluß auf die Kumpel eingebüßt. Durch seine Zuversicht, die Trux Großmäuligkeit nannte, hatte er leichtfertig weggeworfen, was sie notwendig brauchten: Gemeinschaftlichkeit, Schwung, Sicherheit.

„Die Schwarzen lachen sich eins ins Fäustchen“, sagte Jonke.

Sie hätten den Schwarzen wenigstens bewiesen, daß der Schacht nicht so schnell einzureißen wäre, erklärte Rößler. Und es wäre ein Glück, daß sie nicht in Hochform wären, sonst hätte es auf Martin Hoop IV was gegeben. Er war voll Ironie, ließ ihr hemmungslos freie Bahn, kränkte die Kumpel, schnupperte, schnauzte, giftete minutenlang.

Sie gingen. Die Serviererin prägte sich die Gesichter ein, zählte die Bierdeckel, es fehlte keiner. Die Kumpel hatten Frühschicht, und das Mädchen wußte, daß erst übermorgen in der Zeitung stehen könnte, was die Kumpel ausgehandelt hatten. Zwei Tage lang mußte sie allein mit ihrer Ungeduld und Neugier fertig werden.

Auf dem Weg durch die Stadt sagte einer: „Reklame können sie machen. Über Bockwurst und Schuhcreme. Aber den Stern bringen sie nicht zum Leuchten.“

Trux blieb stehen, sagte: „Wer – sie? – Wir!“

Trux murrte, brummelte böse und mürrisch. Er verdarb ihnen die Laune. „Wir sind nichts mehr“, sagte Schilling leise. „Wer allein ist, erreicht niemals etwas. Wir haben uns ein zweites Mal zu schnell entschlossen. Und wir sind schon so zufrieden geworden, daß uns die Neonreklame mächtig stört.“

Sie gingen durch die Nacht. Wenn sie in Niederschlema aus der Kneipe heimwärts trotteten, frotzelten sie sich. Heute schwiegen sie. Jeder dachte: In acht Tagen müssen wir die Brigade wieder beieinander haben. Wenn wir's nicht schaffen, sind wir Idioten.

Als die Frühschicht einfuhr, war die Stadt in einen grauen Nebelschleier gehüllt. Der Stern auf dem Förderturm steckte seine Spitzen farblos in den Tag, der sich anschickte, Nebel und Nacht aus den Straßenschluchten zu treiben.

Sieben Tage waren vergangen.

Die Kumpel waren zu Hause gewesen, bei ihren Frauen, in ihren Dörfern, hatten am Sonntagvormittag am Stammtisch gegessen und von allen möglichen Dingen geredet. Wenn das Gespräch auf die Steinkohle gekommen war, hatten sie ausweichende Antworten gegeben. Die Leute an den Stammtischen sagten, daß jeden Tag in der Zeitung stünde, Steinkohle würde gebraucht, mehr Steinkohle wäre unser Brot. Die Kumpel schwiegen wie auf Verabredung, jeder starrte auf die schwieligen Hände, verlegen. Wenn sie die Reden am Stammtisch hörten, schämten sie sich, weil sie in Zwickau noch nicht viel geleistet hatten.

In den Kneipen, am Vormittag, wurde man mißtrauisch. Die Frauen, beim Nachmittagskaffee, blickten besorgt. Die Frauen dachten, der Mann sei abgespannt, müde, ruhebedürftig. Und sie dachten daran, daß er in die Steinkohle gegangen war, weil Kohle sehr gebraucht wurde. Die Mißtrauischen tuschelten miteinander. Sie sagten: Die Kumpel der Brigade Schilling haben ein großes Ding vor. Sie sind ruhig, zu ruhig für Wismutkumpel. Wenn die Hennen auf den Eiern sitzen und brüten, gackern sie auch nicht.

Den acht aus Niederschlema blieb das Flüstern nicht verborgen. Und sie dachten: Es ist eine Schweinerei, daß wir in Zwickau noch nicht in Hochform gekommen sind.

Zwei unruhige Nächte hindurch quälten sich die Kumpel mit ihren Gedanken und mit denen der Dorfbewohner, der Freunde, der Frauen. Die Nächte waren endlos und sie brachten keine Lösung. Sie waren zu kurz zum Ausruhen und ungeeignet für tiefen, traumlosen Schlaf.

Ilse Jonke fragte ihren Mann: „Habt ihr euch eingewöhnt in Zwickau bei den Schwarzen?“

Jonke sagte eine Weile nichts. Er überlegte, wie er ihr's sagen könnte,

daß sie eine Woche lang nicht zusammengewesen waren. Ihm fiel nichts ein. Plötzlich beschäftigte ihn der Gedanke, daß er Ilse den Urlaub verdorben hatte. Die Gammelei auf Martin Hoop IV rechtfertigte die Preisgabe der Ferien nicht.

„Eine Woche ist ja auch nicht sehr lang“, sagte Ilse, und weil der Mann noch immer nicht antwortete, versicherte sie aufgeregt: „Eine Woche ist rein gar nichts. Ehe man sich versieht, ist Wochenende. Eine Woche ist manchmal wie ein Tag. An einem Tag kann man sich in der Steinkohle nicht eingewöhnen.“ Sie redete, als hätte sie selber jahrelang in der Steinkohle gearbeitet.

Werner Jonke dachte: Sie hat mir's an der Nasenspitze angesehen, daß etwas nicht stimmt. Es ist gut, daß sie mir die Antwort zurechtlegt. Er sagte: „Eine Woche ist nichts. Wenn wir länger in Zwickau sind, werden die Schwarzen von uns reden.“

Ilse hatte sich auf Jonke gefreut. Jetzt wünschte sie ihn fort. Wenn im Schacht nicht alles guter Dinge war, lohnte sich ein Wochenende mit Jonke nicht. Sie saßen sich gegenüber und die frühere Vertrautheit wollte sich nicht einstellen.

Trux strich mit seinem Fotoapparat durch die Stadt. Nun war doch noch ein Sonntag gekommen, an dem Sonne schien und der Himmel weiße Federwolken hatte. Der Dreiundfünfzigjährige brummelte vor sich hin, verwünschte die Stadt, weil er kein gutes Motiv fand.

Er traf den Schachtleiter.

Wenn der nicht wäre, dachte Trux, hätte ich mein ruhiges Leben in Niederschlema. So habe ich Sorgen in der Steinkohle und ärgere mich mit dem Großmaul herum.

Sie gingen aneinander vorbei. „Glück auf!“ sagte der Schachtleiter.

Trux blieb stehen, offenen Mundes. Er tippte mit dem Finger an den Mützenrand und dachte: Ein Glück, daß er mich nicht gefragt hat, wie es in Zwickau geht.

„Glück auf!“ sagte Trux, als der Schachtleiter schon lange vorbeigegangen war. Schwer ging er nach Hause. Plötzlich hatte er das Wochenende gründlich satt, sehnte sich nach Zwickau, nach dem Schacht, nach den Kumpels. Trux wünschte den Montag herbei und freute sich auf die Brigade.

Seine Frau merkte die Veränderung. Sie faßte die Gelegenheit beim Schopf. „In Zwickau geht's nicht vorwärts“, sagte sie. „Steinkohle ist wohl schwieriger als Uran?“

Da sperrte sich der Hauer wieder zu. „Weibergewäsch“, sagte er brummelnd und böse.

Später erzählte er seiner Frau doch, was sich in Zwickau zugetragen hatte.

Er tat es vorsichtig, mit sparsamen Worten. Seine Frau sollte nicht erfahren, daß er mißmutig nach Martin Hoop IV gegangen war. Sie würde es doch nicht verstehen. Auch verheimlichte er, daß er schnell erkannt hatte, sie könnten in der Steinkohle nichts schaffen, wenn sie die Steinkohle nicht lange genug beröchen.

„Ihr seid wie Kinder“, sagte die Frau. „Sie sollten euch auf die Schulbank setzen.“

Trux lachte. Die Frau war erschrocken. Trux lachte nie laut. Wenn er es tat, mußte etwas Außergewöhnliches geschehen sein. Sie dachte nach, mühte sich sehr, fand jedoch den Grund nicht.

Trux dachte: Sie weiß nicht, daß wir schon acht Tage lang auf der Schulbank sitzen, elfhundert Meter unter der Erde, zwischen Kohle und Stein. Ich sage ihr nicht, daß der Gedanke von mir ist.

Dann tranken sie Nachmittagskaffee, zufrieden, mit freundlichen Augen.

Als der Schachtleiter an Trux vorbei war, dachte er daran, daß er sich noch nicht wieder um die Brigade Schilling gekümmert hatte. Seitdem Schilling mit seinen Kumpels nach Zwickau gegangen war, hatten sie in Niederschlema ständig Sorgen um die Förderleistung. Der Schilling fehlte.

So ist das, sagte sich der Schachtleiter, wenn jemand fortgegangen ist, denkt man nicht mehr an ihn.

Auf halbem Wege zum Schacht kehrte er um. Er ging zurück in seine Wohnung. Seine Frau Martha saß über einer Näharbeit. Er rückte ungeschickt mit einem Stuhl. Dann sagte er ihr, daß sie heute noch nach Aue hinein führen. Man müsse wieder einmal in einem Café sitzen, plaudern, Menschen sehen, die man nicht kenne. Das Stimmengemurmel in einem Café wirke beruhigend. Es sei das Recht jedes Menschen, die Arbeit einmal für Stunden ganz zu vergessen, sich aufzumuntern. „Wenn man's nicht tut, versauert man“, sagte er bestimmt.

Die Frau legte ihre Näharbeit fort. Sie sagte kein Wort. Nur wer ihr zusah, wie sie sich ankleidete, die Frisur aufsteckte, sorgsam, geschickt, der spürte ihre Freude. Am späten Nachmittag fuhren sie nach Aue. Es war seit Monaten das erstemal, daß der Schachtleiter die Frau an seinem Leben teilnehmen ließ.

Sie gingen zuerst in ein Café, später tanzten sie.

Parteisekretär Grünert telefonierte am Morgen mit den Genossen von Martin Hoop IV. Dabei erfuhr er, was aus der Wismutbrigade Schilling geworden war. Stundenlang lief er ruhelos in seiner Wohnung umher. „Nein, daß ihnen so was passieren konnte, daß ihnen so was passieren konnte“, murmelte er ununterbrochen.

Seine Frau maulte, als er am Nachmittag fortging. Aber er mußte unbedingt mit Schilling sprechen. Was hatte es denn für einen Sinn, wenn die Brigade in Zwickau zum Teufel ging? Der Gedanke, daß die beste Brigade des Schachtes auseinandergefallen war, zerfraß ihn. Dem Schilling mußte er den Kopf zurechtsetzen. Der war wohl verrückt geworden, in Zwickau den Herrn zu spielen, zu kommandieren, zu schikanieren. Vielleicht sollte man die Brigade Schilling von Martin IV abberufen und andere Kumpel in die Steinkohle schicken.

Als Grünert zu Schilling kam, fand er den Brigadier aufgekratzt, verwundert über den Besuch des Parteisekretärs, laut, vergnügt. Der Kumpel brachte Schnaps, stellte Gläser auf.

Sie tranken und rauchten. Der Parteisekretär ging geradewegs auf sein Ziel los. Er sagte: „Wenn ihr in Zwickau so weitermacht, schindet ihr keinen guten Eindruck.“

Schilling fluchte innerlich. Da hatte doch einer die blödsinnige Geschichte dem Grünert erzählt! Einer hatte das Maul nicht halten können und die Kumpel verpöffen! Wenn er den erwischte, dem würde er's stecken!

„Ihr seid die beste Brigade“, sagte Grünert.

Aha, dachte Schilling, jetzt kommt er von dieser Seite. Er soll sich lieber um den Schacht in Niederschlema kümmern. Das ist seine Arbeit. Er weiß nichts von vierunddreißig Grad Celsius.

„Wenn ihr versagt, wer soll euch denn raushauen? Es gibt doch nur euch, die den Kumpels in Zwickau helfen können. Wenn wir in der Klemme wären, schickten uns die Schwarzen auch keine Stümper. Sie schickten die besten Brigaden.“

Kurt Schilling fiel die Rede auf die Nerven. Er trank, rauchte, sann vor sich hin, hörte Grünert aufmerksam zu. Der Parteisekretär merkte es nicht. Er hielt Schillings Schweigen und Sinnieren für Unaufmerksamkeit. Zuweilen sprach er leise, kaum hörbar, gedämpft, eindringlich, mahnend. Dann schrie er beinahe, schrill, daß Schillings Frau zusammenzuckte.

Er redet von etwas und versteht es nicht, dachte Schilling. Er kennt unsere Brigade nicht, mißt die Kumpel nur nach ihren Förderleistungen. Das ist sein Fehler.

Der Brigadier Kurt Schilling hatte an diesem Sonntagnachmittag nicht die Kraft, dem Parteisekretär zu widersprechen. Er tröstete sich damit, daß seine Brigade in den kommenden Wochen Zeit genug hätte, den Schacht auf Martin Hoop IV umzukrempeln. In den vergangenen acht Tagen hatte er darüber nachgedacht, ob Trux ihn zu Recht Großmaul genannt hatte. Dabei war ihm Robert Trux nähergekommen als in den Jahren vorher. Aber in den nächsten Wochen würde er das Großmaul rechtfertigen, unbedingt und schnell. Seine vagen Vorstellungen davon nahmen mehr und mehr Gestalt

an. Der Parteisekretär war umsonst gekommen. – In den nächsten Wochen, dachte Schilling. Er lächelte dabei hintergründig.

„Setzt euch zusammen. Wir brauchen doch Kohle. Kohle ist unser Brot“, sagte Grünert.

„Wir haben genug zu fressen“, sagte Schilling aufgebracht. „Dein Gerede ist Quatsch, großer Quatsch.“ Er dachte: Der Grünert spinnt, seit wir nicht mehr in Niederschlema sind.

Grünert ging nach Hause. Die Steinkohle hatte seine beste Brigade geschluckt. Er verwand den Schlag nicht sofort. Er zergrübelte sich, suchte Fehler, seine Fehler, die der Kumpel, er war auf der Jagd nach Fehlern. Es dauerte Stunden, ehe Grünert zaghaft wieder an die Brigade Schilling zu glauben begann.

Am Spätabend sagte er zu seiner Frau: „Manchmal verliere ich den Glauben und dann bin ich wieder voll Zuversicht. Es ist schwierig, alles sofort zu verstehen. Wir müssen jeden Tag hinzulernen. Und wir müssen den Menschen ins Herz sehen. Wenn wir's nicht tun, sind wir zu nichts fähig.“ Er sprach noch eine Weile weiter, ruhig, besonnen, zuversichtlich. Seine Frau hörte ihm aufmerksam zu.

Es war Novemberwetter geworden. Träger Nebel klebte morgens in den Straßen Zwickaus. Die Höhen um die Stadt hatten weiße Mützen aufgesetzt, die von der matten Sonne erst am Spätmittag abgezupft wurden. Die Felder rochen stark, bitter.

Die Brigade Schilling war wieder beisammen. Die acht Kumpel waren unnatürlich laut, polterten, fluchten, lachten. Sie fürchteten sich vor diesem Monat November. Ihr Lautsein sollte die Furcht verscheuchen, sollte die Schwarzen überzeugen, daß Martin Hoop IV für sie nichts Ungewöhnliches mehr war.

Der Schwarze, der Schilling vor zehn Tagen zu trinken gegeben hatte, kam vorbei. Er hatte es wieder eilig, lief mit kleinen, trippelnden Schritten. Als er die Wismutbrigade stehen sah, in ihrer Mitte Schilling, vergaß er seine Eile. Da stehen die Brüder schon wieder mutlos herum, dachte er. „He, soll ich dem Steiger sagen, er soll euch Stühle bringen?“

Schilling winkte mit der Hand ab, energisch, kraftvoll. Die Armbewegung verschlug dem Schwarzen die Sprache. Er lehnte sich ans kalte Gestein, sagte kein Wort mehr, lauschte. Die Wismutkumpel kümmerten sich nicht um ihn. Der Schwarze dachte: Jetzt sitzen sie auf dem großen Pferd. Sie glauben, der Schacht ließe sich von ihnen einreißen. In einer Stunde, spätestens in zwei Stunden, werden sie ihre Ohnmächtigkeit erkennen. Dann darf sich kein Schwarzer in ihrer Nähe sehen lassen. Dann sind sie so weit, daß sie Jagd auf Kaffeeflaschen machen.

Schilling stand vor dem Gestein, in das der Querschlag getrieben werden sollte, und erklärte. Die Kumpel hörten ihm zu. Er sprach lange, schlug mit der Faust an den Stein. – Wie im Märchen, dachte der Schwarze, der Zauberer schlägt an den Felsen, und die Steine weichen. Aber der Schacht ist kein Märchen, und da wird noch mancher Schweißtropfen fließen, ehe der Querschlag fertig ist. – Die Wismutkumpel nickten Zustimmung. Aber sie gingen nicht an ihre Arbeit. Sie hantierten geschäftig, geräuschvoll.

Trux sagte zu dem Schwarzen: „Hau ab! Wir sind keine Affen, die man bestaunen kann.“

Der Schwarze war beleidigt. Er rührte sich für Augenblicke nicht von der Stelle. Dann ging er mit trippelnden Schritten. Auf der Sohle sagte er allen Kumpeln: „Sie reißen doch den Schacht ein. Drüben am Querschlag arbeiten sie vor Gestein, unsere Steinbrigade haben sie in die Kohle geschickt. Ich glaube aber nicht, daß sie durchhalten. Sind noch nicht lange genug bei uns.“

Die Kumpel spürten, daß sich bei der Wismutbrigade etwas tat. Sie wiegten die Köpfe, schwiegen sich aus. Sie konnten die von der Wismut nicht gut leiden. Zu selbstsicher waren die gekommen und hatten getan, als läge die schlechte Förderleistung an den Zwickauer Kumpels und nicht an den tausend Händen, die im Schacht fehlten.

Der Vormittag ging schon dem Mittag entgegen. Wo die Wismutkumpel den Querschlag in den Berg treiben sollten, hatte sich noch immer nichts getan. Die Geschäftigkeit hatte nachgelassen, wie auch der Inhalt der Kaffee flaschen abgenommen hatte.

Schließlich waren die Vorbereitungen zu Ende gebracht. Der Schießmeister war da, es konnte losgehen. Schillings Blicke strichen flackernd über die Wand. Heute entging ihm nichts. Er hatte sich vorgenommen, die siebzig Meter Querschlag in dreißig Tagen zu schaffen. „Ich rieche Pulver“, sagte Rößler, griff nach seiner Arbeitsjacke, ging den Stollen aufwärts.

Die Uhr über dem Eingang zum Martin Hoop Werk zeigte 11 Uhr 07 an, als elfhundert Meter unter der Erde gesprengt wurde. Über der Erde ging das Leben seinen gewohnten Gang. In Bürostuben klapperten Schreibmaschinen, Konferenzen waren, wichtige und weniger wichtige. Hausfrauen kochten Mittagbrot, Kinder gingen zur Schule oder standen dem Lehrer Rede und Antwort: Die Chinesische Mauer ist über zweitausend Kilometer lang. Vierzig plus dreißig ist siebzig. Steinkohle ist ein wichtiger Rohstoff...

Die acht Wismutkumpel arbeiteten verbissen. Sie brachten den Schrapper vors Gestein, verlegten Stahlseile. Sie schwitzten, stöhnten, fluchten, und redeten kein Wort miteinander.

Trux pickerte am Gestein. Es war, als hätte sich eine Maus vorgenommen, in drei Tagen eine zweizöllige Bohle durchzunagen. Viel Gestein war stehen geblieben, zu viel.

Der Schießmeister kam, nickte zufrieden, sagte: „Feierabend“, ging.

Der Schrapper arbeitete noch nicht. Die Schicht war zu Ende und die Ablösung noch nicht da. Rößler fummelte an elektrischen Leitungen herum. „Verfluchte Schweinerei! Gibt es denn nicht mal Strom in diesem Bau?“

Schwarze fuhren aus, lächelten, als sie die Wismutkumpel noch arbeiten sahen. „Ihr fahrt wohl zwei Schichten? Wie die Maulwürfe wühlen sie. Nagt doch den Berg mit den Zähnen ab! Vielleicht schafft ihr's damit schneller!“

Die Ablösung kam, der Schrapper rumpelte zum erstenmal den Stollen entlang. Rößler sagte den Kumpels, in zwei Stunden müsse das Schrapperseil umgelegt werden. Wenn morgen noch ein Stäubchen im Querschlag liege, fresse er die Kumpel der zweiten und dritten Schicht ohne Senf.

„Wenn wir morgen nicht sprengen können, lachen die Kumpel“, sagte Schilling.

Am 13. November hatten die Kumpel erst zwanzig Meter geschafft.

Die Schwarzen auf Martin Hoop IV flüsterten sich zu: „Die Wismutkumpel schaffen es nicht. Sie zappeln sich ab, aber es geht nicht vorwärts. Weiß der Teufel, woran es liegt.“

Das Flüstern war schlimmer, als wenn die Schwarzen gemault hätten, die Niederschlemaer seien Stümper aber keine Kumpel. Dreizehn Novembertage waren für die Wismutkumpel eine Nervenprobe gewesen. Der Berg beugte sich ihnen nicht, die Schwarzen gingen vielsagend lächelnd vorbei...

Im Querschlag war noch Gestein. Rößler schrapperte mit der Sicherheit eines alten Schrapperführers. Er tat die Arbeit erst seit dreizehn Tagen. Heute kommen wird endlich ein gutes Stück voran, dachte er. Der Querschlag ist bald sauber, und die Kumpel bohren schon die Sprenglöcher. Wenn sie zeitig genug fertig werden, gewinnen wir einen halben Tag. Für ein paar Minuten war Rößler nicht voll aufmerksam. Es tat gut, in das Kratzen des Schrappers und das Dröhnen der Bohrer hineinzuträumen. – Instinktiv drückte er plötzlich den Schalthebel der Seilwinde auf Stop. Vorn im Querschlag schwiegen die Bohrer. Der Berg hielt den Atem an. Rößler schnupperte, er roch das Unglück. Langsam, mit müder Hand wischte er sich den Schweiß vom Gesicht. Er ging hinein in den Querschlag.

Minutenlang standen die Kumpel und starrten blicklos. Sie sahen die ausgefrante Bruchstelle des Schrapperseils und sie sahen sie auch nicht. Sie wußten alle, daß es eine Schicht dauern würde, ehe ein neues Stahlseil aufgelegt werden konnte, und daß sie nicht sprengen konnten, ehe nicht der Querschlag sauber war.

„Es ist gerissen wie ein Wollfaden“, sagte einer.

Erst nach dem Satz wurde den Kumpels klar, daß sie die siebzig Meter bis zum Monatsende nicht schaffen würden.

„Wir brauchen ein neues Seil“, sagte Rößler schwunglos, sehr leise, so, als sollte es keiner hören.

„Klugscheißer.“ Trux, brummelnd und böse, hockte sich nieder. Er fingerte an den zerfransten Seilenden herum.

„Spuck drauf! Vielleicht hält's.“

Der Hauer hörte nicht. Er sah nur das gebrochene Seil. Er hörte auch nicht, daß der Schießmeister kam und sagte: „Ihr habt viel Pech. Jaja, Martin Hoop ist nicht Niederschlema.“

Kurt Schilling tippte dem Schießmeister auf die Schulter, deutete mit einer Kopfbewegung nach dem Seil. „Wir brauchen schnellstens ein neues Schrapperseil.“

Der Schießmeister lachte. Er zuckte mit den Schultern, lachte, schüttelte den Kopf. „Soll ich eins klauen?“

Rößler sagte: „Ja, klau eins!“

„Es wird erst gesprengt, wenn der Schrapper wieder arbeitet. Fordert ein neues Seil an. Macht es schriftlich, damit die oben wissen, daß es dringend ist.“

Die Kumpel stierten dem Schießmeister nach, der aus dem Querschlag hinausstellte. Sie waren mutlos, zerschlagen, blinzelten, hatten welke Gesichter. Schilling biß die Zähne zusammen, dachte: Wir werden uns nicht schmeißen lassen.

Trux hockte noch, sah nicht auf. Großmaul hat er mich genannt, überlegte Schilling, und es stach ihn wie immer, wenn er daran dachte. Jetzt hatte er das Maul wieder zu voll genommen. Siebzig Meter Vortrieb in dreißig Tagen – es war eben zuviel gewesen, was er sich vorgenommen hatte. Die Hälfte hatten sie erst geschafft von dem, was zu schaffen gewesen wäre. Es bedrückte Schilling, daß aus den siebzig Metern höchstens fünfunddreißig werden könnten. Ein Monat verging, und der Stern kam nicht zum Leuchten. Erst wenn sie den Querschlag fertig hatten, konnten die Schwarzen mehr Kohle brechen.

Robert Trux kramte im Werkzeugkasten der Schrapperwinde. Er machte sich über das zerrissene Seil, bog an den Stahldrähten, flocht, spleißte, drehte, hantierte geschickt mit der Zange. Er flikte das fingerdicke Seil zusammen. „Wenn du weiter nichts zu tun hast, als blöde zu gaffen“, sagte er zu Rößler, „kannst du die Sprenglöcher bohren.“

„Es hält nicht“, sagte Werner Jonke, kniete sich neben Trux nieder.

„Habe ich in der Metallbude gearbeitet oder du, ein Leben lang“, brummelte Trux.

Zwei Stunden waren vergangen, als der Schrapper wieder durch den Querschlag rasselte. Die acht Kumpel waren ausgelassen wie Kinder. Sie knuff-

ten sich, zeigten auf den Schrapper, der Gestein aus dem Querschlag zerzte. Sie arbeiteten schneller, gewissenhafter, überlegter. Die zwei Stunden mußten aufgeholt werden. Noch in dieser Schicht.

Robert Trux hatte zerstoebene, blutige Hände. Er wischte sie an der Arbeitsjacke ab. Eine Weile sah er Rößler zu, wie der den Schrapper steuerte. Der kann's, dachte er. Der geht mit dem Eisenklotz um wie mit einer Braut. Der hat Gefühl in den Knochen. – Und Trux war stolz, daß er das Seil hingekriegt hatte. „Die zweite Schicht braucht ein stärkeres Seil“, sagte er.

Als der Schießmeister sprengte, sagte er: „Die Kumpel werden sich freuen, weil das Seil wieder in Ordnung ist. Sie hätten bestimmt geflucht, wenn sie ein neues Seil hätten auflegen müssen.“

„Du bist ein Idiot“, sagte Robert Trux und hielt dem Schießmeister die zerstoebenen Hände unter die Nase. „Da, das ist von dem Seil. Wenn morgen kein stärkeres Seil da ist, räumst du den Dreck mit den Händen aus dem Querschlag.“

Es war kein neues Seil da. Am nächsten Tag nicht und auch am übernächsten nicht. Die Kumpel fluchten. Rößler war in großer Not: Mutete er dem Schrapper zu viel zu, brach das dünne Seil wieder. Wenn er aber so vorsichtig weiterarbeiten mußte, vertat er viel Zeit.

Schilling war eine halbe Schicht unterwegs. Er telefonierte mit dem Dispatcher, stritt mit ihm, beschimpfte ihn: Er werde ihm das Stroh aus dem Kopf reißen, wenn er ihn erwische, und den leeren Schädel mit zerbrochenen Schrapperseilen füllen. Der Dispatcher drohte, die Werkleitung zu unterrichten. Das solle er nur schnell tun, schrie Schilling, vielleicht kämen sie dadurch zu einem Schrapperseil. Und er fügte hinzu: „Wenn du dem Stern das Lebenslicht für immer ausblasen willst, pusten wir dich in die Luft.“

Sie konnten in dieser Schicht nicht sprengen. Der Querschlag war voll Geröll. Die Niederschlemaer Kumpel berieten mit welken, brüchigen Stimmen. Sie verhandelten allerlei Kleinzeug, kamen zu keinem Entschluß. Die Zeit kroch dahin.

Grünert hatte an diesem Morgen von Niederschlema nach Zwickau telefoniert. Es quälte ihn jeden Morgen, ob die Brigade Schilling vorankäme. Der Parteisekretär von Martin Hoop IV sagte Grünert, die Kumpel könnten die siebzig Meter nicht in dreißig Tagen schaffen. Bis jetzt wären sie erst reichlich zwanzig Meter vorangekommen. Prozentual gesehen, sei es zu wenig, was die Wismutkumpel schafften. Trotzdem seien die Kumpel eine große Hilfe für die Steinkohle. Die Förderleistung sei immerhin auf siebenundneunzig Prozent gestiegen.

Der Parteisekretär ging zum Schachtleiter.

„In Zwickau fördern sie jetzt siebenundneunzig Prozent. Aber unsere

Kumpel kommen nicht richtig zum Zuge. Siebzig Meter Vortrieb haben sie sich vorgenommen, reichlich zwanzig Meter haben sie geschafft.“

Der Schachtleiter sah nach dem Kalender, zog die Brauen hoch. „Es ist unsere beste Brigade“, sagte er. „Mehr können wir nicht tun. Mehr können wir beim besten Willen nicht für die Steinkohle tun.“

„Wenn es in der nächsten Woche nicht besser wird, fahre ich nach Zwickau“, sagte Grünert. „Es ist sinnlos, die Kumpel arbeiten zu lassen und dabei auf Erfolge zu verzichten. Vielleicht hilft es, wenn ich mit ihnen vor Ort spreche. Unter Tage läßt sich vieles leichter bereden als am Schreibtisch.“

Der Schachtleiter sann noch darüber nach, als der Parteisekretär schon lange gegangen war. Er dachte: Ja, wir müssen uns mehr um die Kumpel kümmern. Auch um die, die jetzt in der Steinkohle arbeiten. Wenn sie fühlen, daß wir ihre Leistungen mit Interesse verfolgen, werden sie sich anstrengen, nicht schlecht abzuschneiden.

Die Serviererin erschrak, als die Kumpel kamen. Sie sah ihnen an, daß sie sich noch nicht einig geworden waren. Heute waren sie mürrischer, robuster, quängeliger als das letztemal. Das Mädchen wartete, bis sich die Gäste gesetzt hatten. Sie schaute Rößler amüsiert zu, wie der auf dem Tisch-tuch herumschnüffelte, später zu ihr herübersah, auffällig, herausfordernd.

Sie brachte Bier und Zigaretten. Einer verlangte eine Ansichtskarte.

Trux sagte: „Wir schaffen die siebzig Meter.“

Die Serviererin hörte es und dachte: Also doch. Sie brüten etwas aus. Sie haben's das letztemal schon versucht, aber da hat es nicht geklappt.

Trux stieß auf ablehnende Gesichter. Er sprach gegen taubes Gestein. Es gehörte viel Mut dazu, weiterzureden. „Wir bohren falsch und wir sprengen falsch“, sagte Robert Trux.

Die Niederschlemaer horchten auf. Seit wann beschäftigte sich der alte Trux mit der Sprengtechnik? Sie wunderten sich mehr über den Alten als über die Feststellung, daß sie die siebzig Meter schaffen würden. Nach menschlichem Ermessen war der Rückstand nicht mehr aufzuholen. Sie wußten aber auch, daß Trux erst dann mit einem Vorschlag herausrückte, wenn er sich seiner Sache vollkommen sicher war.

Die Serviererin sah Trux nach den Bierdeckeln greifen. Sie drehte sich brüsk und kam gelaufen, weil sie verbieten wollte, die Bierdeckel zu beschmieren und zu klauen. Die ersten drei Schritte tat sie sehr schnell, dann ging sie langsamer, zuletzt sehr leise. Sie stellte sich hinter Rößler, hörte dem alten Kumpel zu, sah sich das Spiel mit den Bierdeckeln an.

„Hier, das ist die Wand“, sagte Trux, grenzte mit einer Handbewegung die Fläche zwischen den Biergläsern ab. „Und so bohren wir.“ Er warf acht

Bierdeckel auf das Tischtuch. Die Pappscheiben, die zu Bohrlöchern geworden waren, lagen schnurgerade ausgerichtet. Die Kumpel blickten fragend.

„Eine Reihe“, sagte Schilling. Er stützte das Kinn in die Handflächen.

Die Serviererin verstand nichts. Aber sie blieb stehen. Sie wollte wissen, was der alte Kumpel vorhatte. Rößler warf sie einen bösen Blick zu, weil er sie anstierte. Ihre Augen trafen sich. Er hatte gute Augen. Sie wurde verständlicher. Rößler vergaß Trux und die Kumpel.

Die Kumpel äugten auf die Bierdeckel. Der Hauer Robert Trux erklärte: „Mit diesen Bohrlöchern sprengen wir einen schmalen Gang in den Berg. Rechts und links bleibt viel Gestein, daran pickern wir regelmäßig zwei Schichten herum. Zwei Schichten gehen jeden Tag verloren. Deshalb schaffen wir die siebzig Meter nicht.“

Die Serviererin sah, wie Schilling einen Bierdeckel nahm und ihn beschrieb. Sie erinnerte sich daran, daß sie an dem Tisch der Kumpel stand, um diesen Unsinn zu verhindern. Sie sagte nichts.

Schilling rechnete fieberhaft. Er vergaß, daß er in einer Gaststätte saß, hörte das Stimmengemurmel nicht, hatte einen roten Kopf, zitterige Hände. Schweiß stand auf seiner Stirn. Das Mädchen wurde von der Spannung angesteckt. Sie reagierte nicht auf die Rufe ihrer Gäste. Was kümmerten sie in dieser Stunde Bier und Zigaretten, Kognak und Kaffee. Sie erlebte nicht alle Tage, daß Kumpel beieinandersaßen und ausknobelten, wie der Berg am besten zu überlisten und zu bezwingen sei.

„Wenn wir eine Schicht früher sprengen, schaffen wir’s“, sagte Schilling.

Die Serviererin war enttäuscht. Wenn es so einfach war, brauchten sie’s nicht so spannend zu machen. Sie wandte sich beleidigt ihren Gästen zu. Im Weggehen hörte sie einen sagen: „Und wie sparen wir eine Schicht ein?“

Nun rückte Trux mit seinem Plan heraus. Er sprach wieder brummelnd und böse, versteckte seine Bewegtheit hinter gespielter Verbitterung. Er war sich seiner Sache sicher und hatte Mitleid für Schilling. Der Brigadier hätte den Vorschlag machen müssen, war aber nicht darauf gekommen, war im Schacht hin und her gerannt, hatte nichts erreicht. Der Hauer holte Bierdeckel vom Nachbartisch, warf sie einzeln auf den Tisch, zwischen die Biergläser. Sechzehn Bohrlöcher waren nun auf dem Tisch, und sie waren nicht mehr schnurgerade ausgerichtet.

„Und wer bohrt die Sprenglöcher, die zusätzlichen?“

Trux setzte ein lustiges Gesicht auf. Wenn er den Mund zu einem Lächeln verzog, sah man seine gelben Zähne. Sie hatten viele Lücken. Er nahm eine Prise Schnupftabak, das hatte er von den Schwarzen gelernt. Minutenlang weidete er sich an den verblüfften Gesichtern der Kumpel. Jetzt war die Stunde gekommen, die seine Jugend wegwischte, den ständig besoffenen Vater, den Direktor der Metallbude, die Uniform.

Sein Schweigen ist nicht zum Aushalten, dachte Schilling. Er stellt eine Nervenprobe mit mir an. Er ist schlau, der Alte. Kurt Schilling wurde trotzig. Ich werd's ihm beweisen, nahm er sich vor. Ich werd's ihnen zeigen. Schließlich habe ich Kraft und kann arbeiten.

Trux spielte seinen Trumpf aus: „Wir bohren die Löcher. Die zweite Schicht pickert und schrappert. In der dritten Schicht kann wieder gesprengt werden, weil wir nur noch eine halbe Schicht zu pickern brauchen. Nach meiner Sprengmethode bleibt rechts und links nur wenig Gestein. Und wir schaffen siebzig Meter.“

Rößler bestellte eine Runde Kognak. Für die Serviererin war das das Zeichen: Die Kumpel sind sich einig geworden.

Die acht Kumpel schrieben die Ansichtskarte, die für eine Kumpelfrau im Erzgebirge bestimmt gewesen war: „An die Schachtleitung Niederschlema. Morgen geht's los. Wir sprengen nach neuer Methode. Die siebzig Meter werden geschafft.“

Sie waren voll Skepsis gewesen, die Zwickauer Kumpel, weil die tausend fehlenden Hände einfach nicht zu beschaffen gewesen waren. Tausend Hände, das sind fünfhundert Kumpel. An jenem Oktobertag war dann die Brigade aus Niederschlema gekommen, selbstbewußt, großmäulig, grantig. Die Schwarzen hatten sie mit Mißtrauen empfangen. Es war auch in den ersten Wochen nicht vorwärtsgegangen. Die Wismutkumpel hatten Mühe gehabt, sich mit der Steinkohle abzufinden. Die Förderleistung war nicht gestiegen, und es war größere Unruhe im Schacht gewesen als je zuvor. Erst jetzt, wo die von der Wismut vor Gestein arbeiteten und die Schwarzen alle in der Kohle, stieg die Förderkurve langsam an. Jetzt verflog auch die Unruhe im Schacht. Die Schwarzen wurden zuversichtlicher. In den letzten Novembertagen gehörten die Wismutkumpel zu Martin Hoop IV wie die Kaffeeflasche zum Kumpel.

Es war der 29. November 1957.

Der Förderkorb setzte mit leichtem Ruck auf, zitterte, schwankte, stand. Die Brigade Schilling stapfte die Sohle entlang. Sie schwitzten mächtig, aber das Krachen des Grubenholzes störte sie nicht mehr. Sie schwatzten und frozelten sich.

Rößler fuhr den Schrapper aus dem Querschlag, stellte die Seilwinde ab.

Der Schwarze, der Schilling vor vier Wochen das Trinken gelehrt hatte, sagte zu Rößler: „Es ist gut, daß ihr den Querschlag fertig habt. Da steigen die Prozente im nächsten Monat.“

Rößler haute den Schwarzen, der neben ihm saß, auf die Schulter. „Ihr in der Kohle, wir im Querschlag vor Gestein – verstehst du das?“

Der Schwarze verstand. Vom ersten Tag an war er zuversichtlich ge-

wesen. Er hatte sich nur nicht getraut, seine Freude über die Hilfe der Wismutkumpel zu zeigen. Es dauerte immer, ehe sich viele Menschen aneinander gewöhnten.

„Willst du?“ Der Schwarze hielt Rößler eine Blechdose hin, geöffnet, brauner Staub war drin.

Rößler schüttelte sich, prustete, schluckte krampfzig, schloß die Augen. Daran hatte er sich noch nicht gewöhnen können. Es ekelte ihn, wenn er sah, wie die Schwarzen den Schnupftabak einsogen.

„Du wirst's noch lernen“, sagte der Schwarze. „Wenn du erst ein halbes Jahr bei uns bist...“

Ein halbes Jahr, überlegte Rößler. Und er dachte dabei an die Serviererin in der Kneipe.

Die Niederschlemaer kamen aus dem Querschlag. Es sollte gesprengt werden, das letztmal in diesem Querschlag. Die Kumpel rieben sich die Hände und lachten. Es war der 29. November, und sie schafften die siebzig Meter. Es war gut, daß sie sich mit den Schwarzen zusammengefunden hatten. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn sie vorzeitig aufgesteckt hätten.

Der Berg zitterte, Gestein brach, es dröhnte und krachte. Die Niederschlemaer standen eine Minute und wußten, daß es gelungen war.

In dieser Minute waren sie alle mit ihren Gedanken allein. Jeder ging seine eigenen Wege, der eine voraus, der andere zurück. Es gab viel zu denken in dieser Zeit und in diesem Schacht, der sie so böse empfangen hatte und dem sie trotzten, Tag für Tag, in jeder Minute. Diese Minute, in der die urgewaltige Kraft, von Menschenhand gesteuert, losbrach, war ihr Triumph.

Werner Jonke dachte: Ilse kann beruhigt sein. Es ist nichts passiert. Wenn ich ausfahre, ist schon Nacht. Vielleicht ist Ilse noch wach. Sie liest gern, manchmal nächtelang. Ich sollte auch wieder einmal ein Buch zur Hand nehmen. Es lebt sich besser, wenn man hin und wieder eine schöne Geschichte erfährt. – Er spielte mit dem Gedanken, den Kumpels zu sagen, daß sie ein Vierteljahr länger in der Steinkohle bleiben sollten. Wenn sie im Frühjahr wieder nach Niederschlema kämen, wäre der Schnee gerade weggegangen. Im Frühjahr läßt sich's gut neu beginnen. Ein ganzes Jahr liegt ausgebreitet da, wartend, daß es genutzt wird.

„Ich bleibe ein Vierteljahr länger in der Steinkohle.“ Werner Jonke erschrak, weil er seine Gedanken laut gesagt hatte. Das Grubenholz krachte. Die Wismutkumpel atmeten schwer. Wenn wir ein Vierteljahr zugeben, können wir ein halbes Jahr lang nur aller sieben Tage nach Hause fahren. Sie überlegten sich's. Es kam ihnen unerwartet. Werner Jonke hatte sich entschieden, ausgerechnet der Jonke, dem sie den Urlaub versaut hatten.

Schilling reckte sich. „Du? Wir bleiben alle!“ Es war heraus. Einer hatte

doch sagen müssen, was sie alle dachten. Scheu sahen sich die Kumpel an. Sie suchten sich gegenseitig Widerspruch aus den Augen zu lesen.

„Ihr Großmäuligen“, brummte Trux. Brummelnd ging er davon, hinein in den Querschlag. Er hörte nicht mehr das Lachen der Kumpel, die wußten, daß er brummeln mußte, über alles, über jeden, und die auch wußten, daß er jetzt, da ihn niemand sah, seinen Mund zu einem Lächeln verzog. Braune Zähne mit viel Lücken wären zu sehen.

Der Schwarze hatte offenen Mundes zugehört. Er faßte nicht, was die Kumpel erzählten. Er begriff einfach nicht, daß für die Wismutkumpel die Arbeit auf Martin Hoop IV nicht mehr Plage war, sondern innere Notwendigkeit. Als er die Niederschlemaer lachen hörte, fiel sein Mund zu. Er lief ein paar Schritte, verhielt, drehte sich um. Die Kumpel standen freudig, kraftvoll. Wie sie jetzt aussehen, dachte der Schwarze, wären sie in der Lage, den Schacht einzureißen. Sie wären zu ganz anderen Sachen in der Lage.

Laut sagte er: „Glück auf!“

Er trippelte die Sohle entlang, mit kurzen, kleinen Schritten, und erzählte allen, daß die Niederschlemaer bleiben wollen. Zu ihrem ersten Vierteljahr hätten sie ein zweites gefügt. Das sei eine großartige Sache. Er fragte jeden Schwarzen, der ihm begegnete, ob das eine großartige Sache sei. Die Schwarzen nickten mit den Köpfen, freuten sich. Unter Tage war das Eis gebrochen.

Der Parteisekretär von Martin Hoop IV telefonierte mit Grünert und sagte ihm, daß sie in Niederschlema den Schilling und seine Brigade so schnell nicht wiedersähen. Und er, Grünert, solle nur rechtzeitig Bescheid wissen lassen, falls die Förderleistung in Niederschlema zurückginge. Martin Hoop wäre dann gern bereit, ein paar Schwarze, vielleicht die Brigade Schilling, nach Niederschlema zu schicken, um den Laden in Ordnung zu bringen.

Grünert biß sich auf die Lippen. Da hatte die Wismut fünfhundert ihrer besten Kumpel nach Zwickau geschickt, weil den Schwarzen Arbeitskräfte fehlten, und jetzt machten sich die Zwickauer über sie lustig! Dann, unvermittelt, wurde Grünert stolz. Es ging ja nicht um die Wismut und nicht um die Schwarzen. Wenn sich die Förderräder in Zwickau schneller drehten, wenn die tausend Wismuthände den Zwickauern geholfen hatten, dann war alles in bester Ordnung.

Die zerfälteten Gesichter der Schwarzen glätteten sich. Sie führten die Pickhämmer kräftiger, schimpften, daß nicht genügend Hunte bereitstanden. Jetzt, wo die Erfolge der Kumpelmühen sichtbar wurden, ging ihnen nichts schnell genug. Einen langweiligen Laden nannten sie den Schacht. Oben drehte sich das Förderrad gleichmäßig, gewöhnt an den Arbeitsrhythmus. Der Hof war dunkel. Laternen schaukelten im Wind. Die Novembernacht bereitete sich auf den Dezember vor.

„Wenn alle Wismutkumpel noch ein Vierteljahr länger blieben“, sagte der Schwarze zu den Kumpels, „brächten wir es so weit, daß wir jeden Monat hundert Prozent schafften.“

Dann ratterten wieder die Bohrmaschinen. Der Schweiß grub tiefe Rinnen in die nackten, verschmutzten Rücken der Schwarzen. Wenn sie die Bohrer in die Kohle drückten, sannnen sie darüber nach, was werden sollte, wenn die von der Wismut plötzlich wieder gingen. Seit dem Oktober waren die tausend Hände im Schacht. Einmal sind sie nicht mehr da, dann wird es wieder das alte Lied sein. Manchem Schwarzen wurde bewußt, daß man versuchen mußte, von draußen, irgendwo aus dem Land, Menschen zu holen.

Als die Schicht zu Ende war und die Kumpel ausfahren, redeten die Schwarzen nur davon, daß die Niederschlemaer den Querschlag geschafft hatten und daß sie bis zum Frühjahr bleiben wollten.

Ilse Jonke las bis spät in die Nacht hinein. Das Radio spielte. Solange Musik war, hörte sie es nicht. Ilse war müde. Sie schloß für Sekunden die Augen. Erst brannten sie, dann tat die Dunkelheit wohl. Die Musik wurde unterbrochen. Es sprach jemand von der Steinkohle, von Kraftwerken und von Maschinen. Ilse hörte nicht zu. Sie schreckte auf, als der fremde Mann aus dem Radio ihr zurief, daß sich die Wismutbrigade Schilling entschlossen hätte, bis zum 31. März in der Steinkohle zu bleiben. Zur Brigade gehörten die mehrfach ausgezeichneten Kumpel: Schilling, Trux, Jonke, Rößler . . .

Er bleibt also länger in der Steinkohle, dachte Ilse Jonke. Er muß ja wissen, ob es wichtig ist oder nicht. Wenn sie im Radio drüber sprechen und in den Zeitungen davon schreiben, ist es sicher notwendig. Schade, daß Zwickau so weit ist. Ich wäre so gern wieder einmal tanzen gegangen. Die Nachbarn werden sich wundern, daß ich so oft allein bin.

Die Serviererin rief im Schacht an und fragte, ob es denn bei der Brigade Schilling geklappt hätte. In der Schachtleitung waren sie verblüfft, daß es sich in der Stadt schon herumgesprochen hatte. Sie sagten, ja, es wäre alles gut gegangen. Der Querschlag sei sogar einen Tag früher fertig geworden.

In der Kneipe legte das Mädchen eine frische weiße Decke auf und stellte auf den Tisch ein Pappschild: „Reserviert“. Sicher würden sie kommen. Sie wagte nicht eine Minute, daran zu denken, daß die Kumpel in eine andere Wirtschaft gehen könnten.

Und dann sollte der, wie hieß er doch – Rößler, der sollte Farbe bekennen.

Der Hof war leer.

Alle Fabrikhöfe sind leer, wenn die zweite Schicht ausgefahren ist und die Uhren auf 22 Uhr 30 ihre Zeiger festhalten. Martin Hoop IV hatte vor

einer halben Stunde die Kumpel ausgespien. Die Männer, jung und alt, hatten sich verlaufen, eilig die einen, andere langsam, zögernd, behäbig.

„Du“, sagte Schilling zu Robert Trux, „die Schwarzen haben's geschafft.“

Er machte eine Handbewegung hinauf zum Förderturm. Eine Laterne warf weißes Licht in Schillings Gesicht: es lächelte, sah froh aus.

Der Brigadier sagte: „Der Stern leuchtet.“

Reiner Kunze

ANTWORT

*Mein Vater, sagt ihr,
mein Vater im Schacht
habe Risse im Rücken,
Narben,
gründige Spuren niedergegangenen Gesteins,
ich aber, ich
sänge die Liebe!*

*Ich sage:
Eben, deshalb.*

VERSPRECHEN

*Sieben mal sieben Panzertüren werden
Die Schuldigen nicht retten vor dem Gericht.*

*Irgendwo – und die Welt ist groß –
Schlägt der doppeläugige Zuckerhut
Feuer ans Kreuz.
Irgendwo stirbt die erschöpfte
Geisel zwischen gekreuzten Eisen, den Faustknebel
Im Mund gegen den Schmerz.*

*Mitten in ihren Handgriffen am Herd
Blieb den tunesischen Frauen das Blut stebn,
Fielen Kinder unter Tierleichen ewig.
Zungenlos war das Dorf
Und grau wie die verlassene Feuerstelle.*

Kein Schuldiger entgeht!

*Irgendwo bröckeln Schüsse die Wand.
Ein Mensch bröckelt von der Wand.*

*Aber
Du, letzter Erschossener, sei getrost, nicht getröstet.
Wir sind, und die Welt ist groß wie nie.
Millionen werden durch die goldenen Höhlen stürzen,
Unaufhaltsam, euren Tod tragend wie Waffen.*

*Sieben mal sieben Panzertüren werden
Die Schuldigen nicht retten vor dem Gericht.*

EIN ALGERISCHES MÄDCHEN

*Djamila bin ICH.
ICH bin das große
Warten bis zum Anschlag des Beils.
Ich habe schwarze Haare, Augen, Mund.
Ich
Spüre die Lippen wund an den Zähnen,
Denke sechzehn Kubikmeter Luft.*

*Eisenrippig der gefangene Mond.
Geht nicht ein Schritt vor der Tür?
Nichts. Nichts. Einer Sekunde
Schritt aus dem Viereck,
Gedanke auf der Flucht
Nach geräuschvollen Straßen.
Dort der hölzerne Himmel mit dem
Rasenden Mondblitz,
Schreilos.*

*Schwarz
Stürzt der quadratische Horizont in die Nacht.
Ein Postkartenbild Sternenhimmel.
Wieviel Sekunden sind schon
Abgeschnitten von mir?
Die Wand bricht nicht, wenn die Nägel brechen.
Sprechen kann ich, hören kann ich.
Ich
Zerfleische die gleichgültigen Nächte.
Still!
Hört –! Die klopfende Zeit im Blut, der graue
Geschliffene Mond ...
Der Mond!
Schweigen.
Schweigen.
Wer kann denn noch schweigen?*

KINDERSCHUHE

*Alt sind die kleinen
Dünnsobligen braunen, schwarzen, gelben
Kinderschube. Schüchterne Vögel, staubig,
Mit Rissen in den Flügeln.
So viele Kinderschube . . .*

*Wie könnt ihr so vergeßlich sein, Kinder?
Frieren werdet ihr,
Frieren an den nackten Zehen. Die
Schmerzen, wenn ihr an die scharfen
Steine stoßt, Kinder.*

*Schelten werden euch die vielen
Sorgsamen Mütter, wenn sie euch barfüßig
Antreffen nach der langen Suche.*

Wie gut wäre ihr Schelten, Kinder . . .

*Aber die vielen Mütter stehn
Stumm vor dem Schrei der Vitrine
In Buchenwald.*

LICHT IN DER NACHT

Der Schornsteinfeger piff sich ein Lied; denn der Tag war hell, und die Straßen mit den kleinen Menschen lagen tief unter ihm. Anna hatte die Decke weggestoßen. Das Gesicht ruhte auf ihrem Arm. Sie erwachte von einem Poltern im Innern der Wände, verursacht durch die Eisenkugel des Schornsteinfegers, der die Leine in das rußgeschwärzte Loch hinunterließ.

Anna fröstelte. Sie zog die Decke über sich und krümmte sich zusammen. Mit gelösten Gliedern gab sie sich der wohligen Wärme hin. Vor der Tür hing die Sicherheitskette. Anna hörte den Wecker. Unerbittlich kam die Erinnerung an die vergangene Nacht.

Sie war auf den Flur hinausgegangen, weil sie geglaubt hatte, einen Schrei gehört zu haben . . . Am Ende des dunklen Ganges sah sie zwei SA-Männer. Vor ihnen stand ein schwarzhaariges Mädchen. Der runde Schein einer Taschenlampe lag auf ihrem Gesicht und schien es an die Wand zu bannen. Es starrte mit erschreckten Augen in das Licht. Die Lippen waren halb geöffnet.

„Steh stramm, du Miststück!“ befahl eine leise, scharfe Stimme.

Anna erkannte Eddie Born. Der andere, der die Taschenlampe hielt, war Frank Wehder.

„Sie will nicht“, sagte Wehder.

Born schlug in das blasse Gesicht.

Anna preßte den Handrücken gegen die Zähne. Sie lehnte sich an die Tür, spürte, wie sich die Klinke in ihre Hüfte eindrückte, sah den dunklen Flur, den Lichtstrahl, und hörte die klatschenden Schläge, die links und rechts auf das Gesicht fielen.

Das Mädchen nahm stumm die Schläge hin. Blut tropfte aus der Nase, floß über die Lippen zum Kinn und ließ zwei rote Bahnen zurück. Das Mädchen sank an der Wand zusammen. Wehder zog es an den Haaren hoch, es war, als hielte er den Kopf einer Enthaupteten in der Hand. Born atmete schwer.

„Schluß jetzt“, sagte Wehder. „Sie müssen gleich kommen.“ Er ließ die Haare los und richtete die Lampe wieder auf das Gesicht. „Siehste, jetzt stehste wie 'ne Eins“, sagte er grinsend, „war 'ne kleine Kostprobe.“

Zwei SA-Männer keuchten die Kellertreppe hoch.

„Paß auf, was jetzt kommt, Puppe“, sagte Wehder.

„Mensch, ist das Schwein schwer.“ Der SA-Mann stöhnte.

„Wo soll er hin, Truppführer?“

„Schmeißt ihn auf den Hof“, sagte Born. „Er wird gleich abgeholt.“

Wehder leuchtete auf den Boden. Dort lag ein Mann, blutige Kleiderfetzen hingen um seinen zerschlagenen Körper. Das Gesicht war wachsbleich.

„Und der andere?“ fragte der SA-Mann. „Was ist mit dem?“

„Lebt er noch?“ fragte Wehder.

„Scheint so.“

„Schmeißt ihn vorläufig zwischen die Fässer“, befahl Born.

Die beiden SA-Männer ergriffen die Zipfel der Decke und trugen den Toten auf den Hof hinaus.

„Hast du gesehen?“ fragte Wehder, „so geht’s dir auch, wenn du das Maul nicht aufmachst.“

„Nein! Nein!“ schrie das Mädchen.

Die Männer packten es und preßten es an die Wand.

„Nicht so stürmisch, Prinzessin“, sagte Wehder, „du kriegst ja ’ne Extrazelle.“

Das Mädchen wehrte sich gegen Borns Hände, die nach ihren Brüsten griffen.

„Mensch, mach deine Lampe aus“, keuchte Born.

Doch Wehder riß ihn zurück. „Sei vernünftig, Eddie“, zischte er und hielt Borns Arm fest. „Mach dich nicht unglücklich wegen dem Judenweib.“

Die beiden SA-Männer kamen vom Hof und stiegen die Kellertreppe hinunter.

„Hast recht“, sagte Born, „wegen so einer . . . Stell dich anständig hin!“ schrie er.

Anna lehnte regungslos an der Tür. Als sie das Gesicht des Toten gesehen hatte, waren ihre Gedanken stehengeblieben. – Schmeißt ihn auf den Hof hinaus. Er wird gleich abgeholt. – Die schrecklichen Worte saßen in ihrem Gedächtnis fest. Sie riß die Tür auf, rannte durch die finstere Stube, stieß gegen Tische und Stühle und spürte keinen Schmerz. Mit beiden Händen umklammerte sie die Griffe der Schiebetür, zog sie auf und taumelte in die raucherfüllte, helle Gaststube.

Sie hatte dann Bier und Schnaps und Zigaretten an die Tische gebracht, hatte mit dem Wirt abgerechnet und war die Treppe hinaufgehetzt, hatte mit bebenden Händen die Sicherheitskette vorgelegt, den Riegel vorgeschoben und sich weinend auf ihr Bett geworfen.

Dann war sie aufgesprungen und hatte begonnen, Wäsche in den Koffer zu packen. Aber sie fürchtete sich, nachts allein durch die Straßen zu gehen.

Sie hatte sich ausgezogen und ins Bett gelegt. Lange hatte es gedauert, bis sie in einen von schweren Träumen geplagten Schlaf gefallen war.

Die Morgensonne stieg über die Dächer und weckte Anna aus ihrem Dahindämmern. Sie warf die Decke ab und sprang aus dem Bett. Der Wecker stand neben dem Koffer. Es war zehn Minuten vor neun. Überall im Zimmer lag Wäsche verstreut. Anna nahm den Spiegel aus dem Kasten und blickte hinein. Sie betrachtete ihr Gesicht mit den umschatteten Augen und der weißen, glatten Stirn. Das Erlebnis der vergangenen Nacht schlummerte in den untersten Schichten ihres Bewußtseins. Es stieg wie schwerer Nebel auf. Sie zog die Gardine zurück. Die Sonne drang durch das dünne Nachthemd und erwärmte ihre Haut.

Der Schornsteinfeger stand wie ein Scherenschnitt vor dem Hintergrund des blauen Himmels. Er sah Anna am Fenster und winkte.

Sie trat ins Zimmer zurück. Er bringt mir Glück, dachte sie. Sie ging zum Schrank und suchte ihr bestes Kleid aus, nahm die Wäsche aus dem Koffer und legte sie zusammen. Ihre Bewegungen wurden langsamer, die Hände blieben auf dem Tisch liegen. Das Mädchen, dachte sie, das Mädchen.

Sie sah das Gesicht im Schein der Taschenlampe, mit den Blutbahnen, die von der Nase über die Lippen zum Kinn liefen. Dann dachte sie an den blutigen Körper des Toten. Sie haben ihn im Keller totgeschlagen, dann sind sie in die Gaststube gekommen und haben sich vollgesoffen. Und ich habe ihnen Bier und Schnaps gebracht, ihre Mörderhände haben nach mir gegriffen.

Ich muß weg, dachte sie. Sie zog das Kleid an und packte ihre Sachen zusammen.

Aber das Mädchen, dachte sie. Sie setzte sich auf den Stuhl, nahm den Spiegel und stellte ihn vor sich hin. Ihre Augen sahen ihr Spiegelbild, und es schien ihr, als wäre sie nicht mehr allein. Sie dachte an Willi Seeger, der sie weggeschickt hatte, als er erfuhr, daß sie im Sturmlokal arbeitete. Und sie entschloß sich schweren Herzens, zu ihm zu gehen; denn sie wußte keinen anderen, den sie um Rat bitten konnte. – Anna legte den Koffer auf den Schrank und ging zur Tür. Das Zimmer war hell von der Sonne. Auf dem Hof spielten Kinder.

Der Wirt stand vor dem Lokal und sprach mit einem SA-Mann. „Hast dich ja so fein gemacht, Anna“, sagte er.

Die Frauen gingen in die Bäcker- und Fleischerläden. Aus dem grünen Laub der Linden, die links und rechts die Straße säumten, kam ein schwerer Duft.

Willi hat alles vergessen, dachte Anna, die vielen schönen Stunden... Vielleicht hat er es schon bereut?

Willi Seeger war allein in der Wohnung, als es klingelte. Seine Wirtin war weggegangen und hatte ihm auf einem Zettel mitgeteilt, daß sein Frühstück in der Röhre stehe. Er hatte sich umgezogen, hastig gefrühstückt und wollte jetzt wieder gehen.

Das Klingeln erschreckte ihn. Jetzt sind sie da, dachte er, ich hätte nicht herkommen dürfen. Es blieb lange still, ehe es zum zweitenmal klingelte. Er holte ein Beil unter dem Bett hervor und schlich zur Korridortür. Schade, dachte er. Und er sah die Gesichter von Anna, Maria, Isa und von all den anderen Mädchen, die ihm gefallen hatten. Er lächelte und hob das Beil.

Eine vertraute Stimme sagte: „Ist keiner zu Hause?“

„Anna?“ fragte er ungläubig.

„Bist du es, Willi?“

Es wurde kalt wie Eis in ihm. Hat man sie vorgeschickt? dachte er. Sogleich schämte er sich dieses Gedankens, und er öffnete die Tür.

Sie hatten sich monatelang nicht gesehen. Die Erregung hatte Annas Gesicht gerötet, und sie vergaß in diesem Augenblick, warum sie gekommen war. Als er sie an sich zog, fiel das Beil auf den Boden. Sie zuckte zusammen.

„Bist ja so ängstlich geworden, Anna“, sagte er mit seinem dröhnenden Lachen, „heute muß man ein Beil in der Hand haben, wenn es klingelt.“ Sein Gesicht wurde ernst. „Komm herein, Anna“, sagte er.

Er führte sie in sein Zimmer. Sie sah die vertrauten Gegenstände und hatte das Gefühl nach Hause gekommen zu sein. Neben dem Tintenfaß stand die Fotografie eines Mädchens. Willi drehte das Bild schnell um.

Ich hätte früher kommen sollen, dachte sie. Er kann ja nicht ohne Mädchen sein.

„Ich freue mich . . . wirklich . . .“, sagte Willi.

„Aber ich bin noch immer in der Nazikneipe, Willi.“

Sein Gesicht verfinsterte sich. Sie wartete nicht, bis er antwortete. Mit fliegenden Worten erzählte sie, was sie gesehen hatte. „Hilf mir, Willi“, bat sie, „ich halte es nicht mehr aus. Du hattest recht, ich hätte lieber verhungern sollen als dort hingehen. Ich sterbe vor Angst, wenn ich noch eine Nacht bleiben muß.“

Willi hatte Anna nur durch wenige Fragen unterbrochen. Er setzte sich neben sie auf das Sofa. „Anna“, sagte er, „du kannst nicht bei mir bleiben. Wir müssen sofort weggehen.“

Sie fuhr auf. „Du willst mir nicht helfen?“ fragte sie. „Und das Mädchen? Soll ich zusehen, wie man sie totschrägt? . . . Sie ist doch eine von euch . . . Laß mich los.“

„Sei ruhig“, sagte er. „Wir müssen sofort weggehen. Komm, Anna.“ Er nahm ihren Arm und ging mit ihr aus dem Zimmer. Im Korridor küßte er

sie. „Du bist ein gutes Mädchen, Anna. Schade, daß wir nicht hierbleiben können . . . Fein siehst du aus, Anna.“

Jetzt wickelt er mich wieder ein, dachte Anna. „Was für ein Bild war das?“ fragte sie.

„Komm, Anna!“ Er schloß die Tür und blieb lauschend stehen.

„Das Bild auf deinem Tisch, das du umgedreht hast, meine ich.“

„Kaum bist du da, fängst du schon wieder an“, sagte er. „Aber ich will es dir verraten: Eine Filmschauspielerin ist es.“

„Ach, du Lump“, sagte sie, „schwindeln kannst du noch wie früher.“

Er hob die Finger zum Schwur und sagte: „Das letzermal, Anna.“

Sie lächelte.

Anna und Willi gingen im Park spazieren. Die Leute drehten sich nach ihnen um. „Wenn ich nur nicht so lang wäre!“ sagte Willi. „Überall falle ich auf.“ Sie suchten sich eine Bank, die noch nicht besetzt war.

„Wie die Hunde jagen sie uns, Anna . . . Sie hat schwarzes Haar, sagtest du? Und der eine hat Judenweib zu ihr gesagt?“

Anna nickte.

„Wenn man mich in einen dunklen Keller sperrte – ich weiß nicht, ob ich das lange aushielte, Anna . . . Keine Luft, keine Bäume, keine Sonne . . . Und sie ist ein Mädchen . . . Kann sie das aushalten?“

„Du kennst sie?“ fragte Anna.

„Ja.“

„Ist es das Mädchen auf deinem Tisch?“

„Nein.“

Er dachte lange nach. „Ich kann dir nichts weiter erzählen“, sagte er dann. „Aber wenn sie spricht, geht's uns an den Kragen.“

„Sie schlagen sie, ich habe es gesehen“, sagte Anna, „Gott weiß, was sie mit ihr anstellen.“

„Kennst du keinen, der uns helfen könnte, sie herauszuholen?“ fragte Willi zögernd.

Er spürte, wie sich ihr Körper straffte. „Ich kenne keinen“, erwiderte sie. „Ich wollte keinen von denen kennenlernen, verstehst du.“

„Ja . . . Aber was tun wir?“

„Wenn du willst, gehe ich zurück. In zwei Stunden muß ich in der Gaststube sein.“

„Hat dich keiner gesehen gestern nacht?“ fragte Willi.

„Ich glaube nicht.“

„Geh zurück, Anna“, bat er, „vielleicht kannst du irgend etwas erfahren. Ich weiß noch nicht, was wir tun können. Morgen treffen wir uns wieder, hier, auf der Bank. Um zehn Uhr . . . Und paß auf, daß dir nichts geschieht.“

Sie dachte: Der Schornsteinfeger hat mir Glück gebracht.

Wie jeden Tag war sie pünktlich in der Gaststube und begann ihre Arbeit. Ihre Augen beobachteten schärfer als sonst. Sie ging auf den Flur hinaus und lauschte an der Kellertür. Es war grabesstill dort unten.

Sturmführer Müller, Born und Wehder kamen gegen fünf in die Gaststube. Sie tranken ein Bier an der Theke.

„Hast du den Schlüssel, Born?“ fragte Müller.

„Hier ist er, Sturmführer.“

„Dann kommt.“

Anna schlich ihnen nach. Sie hörte, wie sie die Kellertür aufschlossen und hinuntergingen.

Als Martin an diesem Morgen aus der S-Bahn stieg, wartete er, bis der Mann mit dem grauen Hut und den verkniifenen Augen, der ihm gegenübergestanden hatte, den Bahnsteig verließ. Die nächtliche Arbeit in dem dumpfen Keller und die Aufregung um Isa hatten seine Nerven überreizt. Vor ihm lag die Arbeitersiedlung mit den Gärten, in denen Äpfel und Birnen reiften und Herbstblumen blühten. Der Zug kroch wie eine riesige Raupe über den Damm, weit weg schon. Nackt und rußig lag das Pflaster im Sonnenschein. Martin ging die Treppe hinunter. Der Mann sah sich nicht um. Martin wartete, bis er den grauen Hut nicht mehr sehen konnte, dann schlug er den Weg zwischen den Gärten ein, der zu Gutjahrs Haus führte.

Grille kam mit einer Schüssel aus der Tür. Martin blieb vor dem Zaun stehen, hinter einem Strauch verborgen. Sie setzte die Schüssel auf die Erde und schnitt mit einem Küchenmesser Pflanzen ab. Ihre Gestalt war voller geworden, und auch das Gesicht hatte sich verändert. Es war runder und weicher. Als sie sich aus der knienden Stellung aufrichtete, fiel ihr Blick auf Martin, der zur Pforte getreten war. Grille erschrak, als sie sein mitgenommenes bleiches Gesicht mit den entzündeten Augen sah. Sie legte das Messer aus der Hand. Das Blut strömte ihr in den Kopf. Sie strich die Schürze glatt und klopfte die Erde von den Knien.

„Ich muß mit dir sprechen, Grille“, sagte Martin erregt, „es ist sehr wichtig.“

„Sind sie hinter dir her, Martin?“ fragte sie. Sie öffnete die Tür und zog ihn in den Garten. „Sprich doch“, drängte sie.

„Wir müssen wissen, was mit Isa geschehen ist, Grille ... Sie ist nicht gekommen ... Und Fox sagt, daß die Fensterscheibe zerschlagen ist ... Herr Goldmann hat ihm nicht aufgemacht.“

Grille sagte: „Wir gehen in die Stube ... Dann erzählst du mir alles.“

Martin sah sich, bevor er ins Haus trat, nach allen Seiten um. Er bemerkte nichts Verdächtiges. Als er am Tisch saß und Grille ihm Kaffee und Brote brachte, löste sich die Spannung seiner Nerven.

„Grille“, sagte er, „ich dachte nicht, daß du ...“ Er hielt mitten im Satz inne. „Oder ist es nur, weil du uns helfen willst?“ fragte er leise.

„Wie es aussieht bei uns!“ klagte sie. „Mutter arbeitet jetzt. Und ich habe noch nicht einmal die Hühner gefüttert.“ Sie warf den Kopf zurück, wie früher, wenn sie eine Verlegenheit überwinden wollte, und sagte: „Das ist doch alles nicht mehr wichtig, Martin, ich meine, mit uns beiden ... Erzähle mir schnell, was ich tun soll. Wo ist Isa? Was ist mit ihr geschehen? Soll ich zu ihr gehen? – Warte, ich ziehe mich um.“ Sie lief in das Nebenzimmer und ließ die Tür offen.

Jetzt, da er sie nicht mehr sah, fiel es ihm leichter, geordnet zu berichten. Er bat sie, zu Goldmann zu gehen, um zu erfahren, was sich gestern abend dort ereignet hatte.

„Aber du mußt aufpassen, Grille“, sagte er, „vielleicht beobachten sie das Haus ...“ Er stockte. Seine überhitzte Phantasie malte ihm hundert Gefahren aus, die Grille drohen könnten. Wenn man sie nun verhaften würde? Der Gedanke war unerträglich. Jetzt verstand er Fox, der völlig verstört gewesen war, als er ihm das Fahrrad zurückgebracht hatte. Nein, sie darf nicht hingehen, dachte er. Ich tue es selbst. Ich werde in den Laden gehen, als hätte ich vor, etwas zu kaufen. Wilhelm und Fox brauchen es ja niemals zu erfahren.

Grille kam aus dem Nebenzimmer. Ihre Wangen glühten vor Aufregung, und es war auch Freude dabei, weil Martin gekommen war. Sie sah der Grille, die er vor einem Jahr am Seeufer geküßt hatte, sehr ähnlich.

„So, Martin“, sagte sie, „ich bin fertig.“

Sie hatte ein buntes Sommerkleid angezogen und die Lippen ein wenig gefärbt. Seine stumme Bewunderung tat ihr wohl. Sie ging zum Fenster und spürte mit klopfendem Herzen, wie seine Blicke ihr folgten. Ich bin nicht mehr das kleine Mädchen mit den Hängezöpfen, dachte sie stolz.

„Grille – es ist besser, du gehst nicht ... Ich habe es mir anders überlegt ... Wir müssen vorsichtig sein, verstehst du ... Wenn sie dich festnehmen ... Die sind doch wie Tiere ...“

Sie wandte sich ihm mit einem Ruck zu. „Und wer soll gehen?“ fragte sie. Ihre Augen flammten ihn böse an.

„Ich soll also Isa im Stich lassen!“ sagte sie empört. „Das denkst du von mir ... Nein, wenn du das denkst, dann ...“

Grille sah, wie seine Augen stumpf wurden und wie sein Gesicht verfiel. „Du hast nicht geschlafen“, sagte sie streng, „ich sehe es. Jetzt legst du dich in der Stube auf das Sofa und schläfst ...“

Er widersprach nicht. Grille deckte ihn zu. „Schlaf, Martin“, sagte sie, „ich komme bald zurück.“

„Du mußt mich wecken, sobald du da bist.“

Martin schlief sofort ein. Die Nächte im Keller hatten ihn völlig erschöpft. Sein Gesicht war weiß und leblos. Grille kam nach zwei Stunden zurück. Sie erschrak, als sie sein Gesicht auf dem Kissen sah, und zögerte, ihn zu wecken. Die Hühner waren noch nicht gefüttert worden, und im Garten stand noch immer die Schüssel mit den abgeschnittenen Pflanzen. Sie strich ihm die Haare aus der Stirn und schüttelte ihn, bis er endlich die Augen aufschlug und verwundert Grilles Gesicht über sich sah. Benommen richtete er sich auf.

„Gott sei Dank, Grille“, sagte er. „Du bist wieder zurück. Und ich habe geschlafen wie ein Toter. Meine Augen, ich kann sie kaum aufkriegen.“

Grille nahm sein Gesicht in die Hände. „Warte, ich mache Wasser warm und wische deine Augen sauber.“

„Was ist mit Isa?“ fragte Martin.

„Man hat sie weggeschleppt. Gestern abend. Fünf SA-Männer. Herr Goldmann denkt, daß man sie bald wieder freiläßt . . . Ich glaube, er redet es sich selber ein. Aber sie hat doch nichts getan, sagte er, es muß sich bald aufklären. Wir tun doch niemand etwas zuleide. Dreimal hat er das gesagt. Vera hat mir zugeflüstert, daß sie Isa mit der Faust gegen die Brust geschlagen haben. Alles ist durchwühlt worden. Ein silbernes Besteck und eine Taschenuhr fehlen. Ich soll es keinem erzählen, hat Herr Goldmann gesagt..“

Sie goß Wasser in eine Schale und wusch ihm die Augen aus.

„Wissen sie nicht, wohin man Isa gebracht hat?“ fragte Martin.

„Nein“, erwiderte Grille. „Das Auto ist beim Kino um die Ecke gebogen. Herr Goldmann hat es vom Fenster aus gesehen . . . Du müßtest dich wieder hinlegen. Deine Augen sehen schlimm aus.“

Martins Gedanken verloren sich. Es war ihm zumute, als träume er. Grille stand am Fenster, hinter ihr rankten grüne Zweige, und im Birnbaum sang ein Vogel.

„Mit uns beiden – das ist nicht mehr so wichtig, meinst du?“ fragte Martin.

„Wer weiß, was jetzt mit Isa geschieht“, sagte Grille, „darum habe ich das gesagt.“

„Kann es nicht wieder wie früher sein?“ fragte er.

„Nein, Martin . . . Nichts ist heute wie früher.“

„Du willst es nicht vergessen“, sagte er bitter. „Vielleicht bist du froh, daß es so gekommen ist.“

„Sei still.“ Sie ging zu ihm. „Verstehst du mich denn nicht?“ Sie zögerte, bevor sie weitersprach: „Ich habe oft darüber nachgedacht . . . Alles hinterläßt seine Spur, dann vergißt man es eines Tages, aber man ist doch anders geworden . . .“

„Wenn du es so meinst, bin ich froh“, sagte er. „Ich dachte, daß du . . . wegen Anni . . .“

Sie fiel ihm ins Wort: „Davon wollen wir nicht mehr reden!“
„Gut, Grille . . . Ich muß mich jetzt beeilen. Aber ich komme bald wieder.“

Isa öffnete die Augen, zog die Knie an und stützte sich auf die Hände. Der Schmerz war in allen Gliedern. Sie richtete sich auf. Ihr Kopf stieß gegen etwas Hartes.

In der Mitte des Kellers stand ein Tisch. Ein breiter Sonnenstrahl schnitt durch die Dämmerung. Die Wände waren kalkig weiß. Oben war ein kleines Fenster, mit Spinnweben bedeckt; über dem Fenster befand sich ein Eisengitter. Es klirrte, wenn Schritte darüber hinweggingen. Isa sah den Lichtstrahl, den Tisch und einen Stuhl. Neben ihr kniete ein Mann.

„Du mußt dich auf den Stuhl setzen“, sagte er, „warte, ich helfe dir.“

Er hatte einen runden Kopf und kurze graue Stoppelhaare. Quer über sein Gesicht lief ein roter Streifen von der Stirn über die Nase zum Mundwinkel. Der runde Kopf nickte, und der Mund lächelte ein wenig.

„Lege deinen Arm um meine Schultern. Du mußt die Zähne zusammenbeißen. So, siehst du! Halte dich am Tisch fest. Ich rücke den Stuhl in die Sonne. Nun setz dich . . . Vor mir brauchst du dich nicht zu schämen . . . Ich würde dir gern meine Jacke geben, aber dann merken sie, daß ich noch lebendig bin.“

„Wer bist du?“ fragte Isa. Ihre Fußsohlen berührten den Boden. Sie erschauerte. „Meine Schuhe – wo sind sie?“

„Ich heiße Karl“, sagte er. „Deine Schuhe sind hier.“ Er kniete nieder. „Stecke deine Füße hinein . . . So ist es gut.“

„Ich bin eine Judensau“, flüsterte sie, „eine Judensau bin ich . . . Nicht auf den Kopf schlagen, bitte . . . Es tut so weh . . . Bitte . . .“

Seine Hand legte sich auf ihren Mund. Sie schlug mit den Armen um sich und biß in seine Hand. Dann hörte sie wieder seine tiefe Stimme: „Ja, ja . . . Schön ruhig jetzt . . .“ Sie legte den Kopf auf den Tisch und weinte.

„Weine dich aus“, sagte er, „dann wird es besser . . . Ich tauche mein Taschentuch in das Wasser . . . Nun lege ich es auf deinen Rücken. Zuerst tut es ein bißchen weh, aber dann merkst du, wie gut das ist . . . Ich habe es ausprobiert . . . Richte dich nicht auf. Bleib auf dem Tisch und denke, deine Mutter macht dir einen Umschlag . . . Merkst du, wie es besser wird?“

„Hast du gesehen, was sie mit mir getan haben?“ fragte sie angstvoll.

„Wir machen einen neuen Umschlag“, sagte er.

Sie richtete sich mit einem Ruck auf. Das Taschentuch fiel auf den Stuhl. „Du mußt mir alles sagen!“

„Ist ja gut“, erwiderte er. „Bei denen fürchtet doch einer den anderen. Solange sie zu dritt sind, wagt es keiner von diesen Hengsten.“

„Sagst du die Wahrheit?“

„Ich sage die Wahrheit.“

Der Sonnenfleck an der Wand erlosch.

„Leg meine Jacke über“, sagte Karl, „wenn jemand kommt, gibst du sie mir schnell zurück.“

„Ich halte es nicht noch einmal aus“, sagte sie.

„Wie heißt du?“

„Isa – Isa Goldmann.“

Sie konnte sein Gesicht nicht mehr erkennen. Es war wie ein runder weißer Fleck über ihr. „Ich bin der Tischler Karl Frohböse“, hörte Isa seine Stimme, die jetzt sonderbar streng klang. „Ich habe drei Kinder, zwei Jungen und ein Mädchen. – Hörst du mich, Isa?“

„Ja, ich höre dich.“

„Sie haben mich zwischen die Fässer geschmissen. Dann habe ich dich schreien gehört ... Sie quälen deine Tochter, dachte ich. Dann bin ich wieder lebendig geworden. Mit dem Kopf zuerst, verstehst du. Ich habe ihre Stimmen gehört. Ich habe gehört, wie die Schläge auf dich niederklatschten. Dann sind meine Hände lebendig geworden, dann meine Beine. Es hat lange gedauert. Vielleicht Stunden ... Ich weiß nicht ... Ich kroch auf allen vieren vorwärts ... Kann ein Mädchen das aushalten, dachte ich ... Du bliebst stumm! ... Sie wollten die Namen der Genossen von dir erfahren ... Du hast geschwiegen ... Sie haben mit einem Knüppel auf dich eingeschlagen ... Du bliebst stumm. – Hörst du mich, Isa?“

„Ja, ich höre dich.“

„Zwischen den Fässern stand ein Stuhl. Ich konnte plötzlich aufstehen und die Arme bewegen. Ich bin fast eine Woche im Keller. Sie haben mich jeden Tag zweimal vorgenommen. Und plötzlich konnte ich aufstehen und ein Stuhlbein abreißen ...“

Der runde weiße Fleck seines Gesichtes verschwamm vor Isas Augen. Draußen war noch Tag, aber die Sonne reichte nicht mehr bis zu dem Gitter, unter dem das Kellerfenster lag. Seine Stimme war anders geworden. Sie wußte, daß er lächelte.

„Komm näher“, bat sie.

Er stützte die Hände auf den Tisch. Jetzt war sein Gesicht dicht vor ihr, und sie sah, daß es lächelte.

„Wenn die Hunde dich klein gekriegt hätten, wäre ich zwischen den Fässern gestorben“, sagte er.

Ich muß ihm die Wahrheit sagen, dachte Isa. Als sie ihre linke Hand bewegte, spürte sie Schmerzen im Unterarm. Ein Schlag hatte die Uhr zertrümmert und den Stahlboden in das Fleisch getrieben. Sie löste das Armband und nahm vorsichtig die Uhr ab. Der Schmerz ließ nach.

„Einen von ihnen hätte ich mit dem Stuhlbein erschlagen“, sagte Karl.

„Aber sie hatten sich schon müde geprügelt und stießen dich in die Ecke . . . Als sie weg waren, bin ich zu dir gekommen und habe gewartet, bis du aufgewacht bist . . . Wie fühlst du dich jetzt?“

„Man hört hier keinen Laut“, sagte Isa, „nur die Wassertropfen und die Schritte auf dem Eisengitter und unsere Stimmen.“

„Warum sagst du das?“ fragte er.

„Jetzt denke ich, daß ich es doch noch einmal aushalten würde.“

„Dann ist es gut“, sagte Karl.

Sie wollte seinen Namen sagen, aber sie wagte es nicht, obwohl sie es gern getan hätte.

„Du . . .“, sagte sie leise.

„Ja.“

„Sie haben nichts aus mir herausgebracht, weil ich Fox nicht verraten konnte. Ich wollte schon sprechen, aber dann habe ich an Fox gedacht. Es hat nicht viel gefehlt, dann hätte ich die Namen genannt.“

„Wer ist Fox?“ fragte er.

„Ich liebe ihn“, erwiderte Isa.

„So . . .“ Karl dachte lange nach.

„Ich mußte es dir sagen“, sagte Isa.

Karl schwieg noch immer. Das Schweigen und die dumpfe Luft bedrückten sie. Sein Gesicht ging von ihr weg. Er hatte sich aufgerichtet und die Hände vom Tisch genommen.

„Ist er Genosse?“ fragte er.

„Ja.“

„Was sind wir doch für Menschen“, sagte Karl. „Sie trampeln auf unseren Leibern herum, sie sperren uns in einen finsternen Keller, aber sie kriegen uns nicht klein. Niemals. Und manchmal ist es die Liebe, die uns stark macht.“ Er überlegte. Dann sagte er sinnend: „Es ist eine Liebe zweifacher Art, die Liebe füreinander und die Liebe für unsere Klasse . . .“

Er strich sich mit dem Handrücken unter die Nase.

Isa fragte: „Kommen sie heute noch mal?“

„Ja . . . Sie kommen vormittags und abends.“

Isa stand langsam auf und versuchte einige Schritte. „Setz dich auf den Stuhl“, sagte sie. „Mir geht es jetzt besser.“

„Ich könnte mich auf mein Totenlager zwischen die Fässer legen“, sagte er, „dort sind zwei Bretter.“

„Geh nicht weg“, bat sie.

Der Abend rückte näher. Sie merkten es an der Kälte, die aus den Wänden kam, und an der Dunkelheit, die undurchdringlich wurde. Sie gingen zum Wasserhahn und tranken aus der hohlen Hand. Manchmal glaubten sie, ein Geräusch zu hören. Dann hielten sie den Atem an.

„Mein Junge hat ein Boot. So ein schmales Holzding. Er hat mich einmal mitgenommen. Wir sind auf den See hinausgefahren. Da habe ich tausendmal die Sonne im Wasser gesehen . . .“

„Vielleicht kommen sie nicht mehr“, sagte Isa.

Karl schwieg.

Isa dachte an den Nachmittag, den sie mit Fox auf der Insel verbracht hatte. Wie ein Lichtstrahl drang die Erinnerung in den dunklen Keller, erlosch wieder und ließ Verzweiflung zurück. „Antworte doch!“ sagte sie und erschrak über den spröden Klang ihrer Stimme.

„Es hat keinen Zweck, sich zu belügen“, sagte Karl. „Sie sind fünf Tage lang jeden Vormittag und jeden Abend gekommen. Lege deine Arme auf den Tisch und versuche zu schlafen. Ich lege mich zwischen meine Fässer . . . Schlafen ist das beste.“

„Du mußt deine Jacke mitnehmen.“

„Behalte sie. Ich passe auf. Wenn sie an der Tür sind, hole ich sie mir.“

Sie hörten Geräusche.

„Sie kommen schon“, sagte Karl. Er strich über ihr Haar. Sie hörten, wie der Riegel zurückgeschoben wurde und der Schlüssel sich drehte.

„Versprich mir eins!“ flüsterte sie hastig.

„Ich verstehe“, sagte er. „Wenn sie zu dritt kommen, ist keine Gefahr . . . Kommt einer allein, schlage ich ihn tot, wenn er dich anfassen will.“

Sie hörten Stimmen. „Ich habe Angst“, sagte Isa.

Stiefel polterten über die Treppe. Frank Wehder hielt eine Stallaterne in der Hand. Er sah sich nach einem Haken um, damit er sie aufhängen könne.

„Da steht sie und schlottert vor Angst!“ rief er. „Hat sich besser erholt, als ich dachte.“

„Ein zähes Luder“, sagte Eddi Born.

„Bring sie her“, befahl Sturmführer Müller.

Wehder hängte die Lampe an den Wasserhahn. Eddie Born stieß Isa aus der Ecke. „Da hast du sie, Sturmführer.“

Müller setzte sich vor ihr auf den Tisch. Born stand mit dem Gummiknüppel neben dem Stuhl. Wehder zeigte auf die Waschschiüssel. „Zu Beginn eine kalte Dusche könnte nicht schaden, Sturmführer.“

„Schnauzel!“ sagte Müller. Wehder verzog beleidigt den Mund.

Müller stützte die Ellenbogen auf seine Schenkel und sah Isa an. Seine unsteten Blicke huschten über sie hin. „Wenn du uns sagst, wie deine roten Freunde heißen, bringen wir dir Kaffee und Kuchen“, sagte er.

Born grinste. „Mit Schlagsahne“, ergänzte er.

„Sonst hörst du die Engel singen“, fuhr Müller fort.

Isa verkrampfte die Hände. Sie sah an Müller vorbei. Neben der Stallaterne, die trübe brannte, war ein dunkler Fleck an der Wand.

„Also!“ befahl eine ungeduldige Stimme.

Sie dachte: Karl ist bei mir. Sein runder Kopf mit den grauen Stoppelhaaren nickte ihr zu. Er sprach: Wir sind auf den See hinausgefahren. Da habe ich tausendmal die Sonne im Wasser gesehen.

Müller sagte: „Noch zwanzig Sekunden.“ Wehder sah nach der Uhr und begann zu zählen.

Die Angst würgte Isa. Müllers Schaftstiefel baumelten vor ihr hin und her. Wehder zählte.

Es schien ihr, als verginge eine lange Zeit. Sie dachte an vieles.

„Sprich, du Aas!“ brüllte Müller und stieß ihr den Stiefel in den Leib.

„Nein!“ stöhnte sie.

Sturmführer Müller nahm eine Zigarre aus dem Lederetui, feuchtete sie zwischen den Lippen an und schnitt die Spitze ab. Wehder spielte Klavier.

„Noch ein Bier, Sturmführer?“ fragte der Wirt.

Müller nickte mißmutig. So kommen wir nicht weiter, dachte er, wir müssen die Methoden verfeinern.

Truppführer Born verabschiedete sich. Müller sah ihn nachdenklich an. Die harten Töne des Klaviers und Borns Gesicht störten ihn. „Born, du bist ein Idiot“, sagte er.

Der Wirt brachte Feuer. Müller brannte seine Zigarre an und stieß eine blaue Rauchwolke gegen Borns Koppelschloß.

„Ruhiger Tag heute“, sagte der Wirt.

„Bitte gehen zu dürfen, Sturmführer.“ Borns Stimme klang beleidigt. Der Sturmführer lachte.

„Empfindlich wie eine Mimose“, sagte er gemächlich. „Wünsche dir viel Vergnügen bei deiner Thusnelda. Erbitte mir morgen Bericht.“

Borns Gesicht hellte sich auf. Feiner Kerl, unser Sturmführer, dachte er.

„Wenn du gestattest, setze ich mich einen Augenblick zu dir“, sagte der Wirt. Sein Instinkt sagte ihm, daß Müller jetzt jemand brauchte, mit dem er sich aussprechen konnte. Er zog einen Stuhl heran und nahm Platz.

Der Sturmführer bot ihm eine Zigarre an. „Du bist fett geworden, Anton“, sagte er, „früher konnte man dir das Vaterunser durch die Backen blasen.“

„Die Zeiten haben sich gebessert, Hugo.“

Er holte die Schnapsflasche an den Tisch und goß ein. Sie tranken. Der Sturmführer rief einen SA-Mann zu sich und ließ Wehder bestellen, er solle mit seinem Geklimper aufhören. Der Wirt schenkte von neuem ein. Seine Blicke irrten unruhig durch das Gastzimmer. „Wo Anna sich nur herumtreibt?“ fragte er.

„Prächtiger Bursche, der Born“, sagte Müller. „Zuverlässig. Aber man muß ihm von Zeit zu Zeit den Arsch warm machen . . . Prost, Anton!“

„Du verstehst es, Hugo ... Nehmen wir noch einen?“

„Schenk ein.“

Sie tranken und rauchten und sahen versonnen den blauen Schwaden nach, die sich langsam auflösten.

„Wir sind Idealisten, Anton“, sagte Müller, „nimm mich zum Beispiel. Gibt es für mich noch ein Privatleben? ... Der Born rennt zu den Weibern, wenn der Dienst aus ist. Und Wehder ist hinter Anna her ... Für unser-einen gibt es nur den Dienst.“ Er stützte den Kopf in die Hände und brütete vor sich hin.

„Bei Anna ist nichts zu machen“, sagte Anton. „Trink noch einen, Hugo. Solche wie dich muß man mit der Laterne suchen. Du opferst dich auf, das kann ich bezeugen.“

„Es wird nur nicht anerkannt“, knurrte Müller.

Der Nachmittag war für Anna quälend langsam vergangen. Sie hatte die Minuten gezählt, von dem Augenblick an, da Müller mit Born und Wehder in den Keller gegangen war. Nach ein und einer viertel Stunde waren sie zurückgekommen und hatten sich in der Küche eine Waschschüssel mit warmem Wasser geben lassen, um sich Gesicht und Hände zu waschen. Anna beobachtete sie durch den Türspalt. Ihre Gesichter waren schweißbedeckt, und die Haare klebten am Kopf, als hätten die drei eine schwere Arbeit hinter sich. Sie sprachen nur wenige Worte, die Anna nicht verstehen konnte. Der Sturmführer hingte den Schlüssel an das Brett. Er schob die Gardine zur Seite und schaute hinaus. Anna haßte die gedrungene Gestalt in den Schaftstiefeln und der braunen Uniform. Wehder reinigte mit einer Nagelfeile die Fingernägel. Beim Hinausgehen sagte er: „Leih mir fünf Mark, Eddi. Heute besaufe ich mich.“

Als der Sturmführer und seine beiden Kumpane wieder in der Gaststube saßen, ging Anna in die Küche, unterhielt sich mit der alten Frau und nahm den Schlüssel vom Brett.

Der Eingang zum Keller lag neben der Hoftür. Anna malte sich aus, was geschehen würde, wenn man sie überraschte. Sie dachte an den Toten, den sie in einer Decke aus dem Keller gebracht hatten, und an das blasse Gesicht des Mädchens. An Willi dachte sie und an den Schornsteinfeger, der auf dem Dach gestanden hatte. Sie fürchtete sich in dem halbhellen Flurgang. Wenn sie mich totgeschlagen haben, waschen sie sich die Hände, dachte sie, und Wehder macht seine Fingernägel sauber. Sie hörte das Klavierspiel. Dann wurde es still. Die plötzliche Stille war so beängstigend, daß sie mitten im Gang stehenblieb. Es geschah nichts. Sie redete sich Mut zu, schloß die Kellertür auf und tastete sich im Dunkeln die gewundene Steintreppe hinunter. Die Treppe mündete in den Bierkeller. Anna wußte, daß links die

vollen Fässer standen, während rechts ein großer Abstellraum war, in dem zwei verstaubte Fässer lagerten, die schon seit Jahren nicht mehr benutzt wurden. Sie nahm eine Streichholzschachtel aus ihrer Schürzentasche und zündete ein Streichholz an. In dem trüben Lichtschein sah sie, daß der Abstellraum durch eine Mauer von dem Bierkeller abgetrennt war. Sie erinnerte sich, daß ein Maurer vor Monaten im Keller gearbeitet hatte. Seit dieser Zeit war sie nicht mehr unten gewesen. In der Mauer war eine Eisentür. Das Streichholz verbrannte ihr die Finger. Sie warf es weg und strich ein neues an. Der Boden war mit roten Ziegelsteinen gepflastert, die in den Jahren fast schwarz geworden waren. Das Streichholz erlosch, und es war nun stockdunkel. Wenn sie kommen, verstecke ich mich hinter den Bierfässern, dachte sie. Dann erinnerte sie sich daran, daß Wehder gesagt hatte: Schmeißt ihn vorläufig zwischen die Fässer. Als sie ein neues Streichholz herausnehmen wollte, fiel die Schachtel zu Boden. Sie bückte sich und suchte mit zitternden Händen. Sie fand die Schachtel, wagte aber nicht, noch einmal Licht anzuzünden, tastete sich an der Mauer entlang zur Tür und lehnte sich gegen das kalte Eisen. Die Schläge des Herzens dröhnten in ihr und wurden zu Stimmen und Schritten, die die Treppe herunterkamen. Sie zwang sich zur Ruhe und lauschte. Die Mauern waren dick und ließen nichts durch: kein Lied, keinen Schrei und keine Hoffnung.

Anna erinnerte sich an das Bild auf Willis Tisch. Die Stunden verwandelten sich in Jahre, wenn sie daran dachte, was vom gestrigen Abend bis heute geschehen war. Willi hatte das Bild schnell herumgedreht. Sie ärgerte sich, weil sie es nicht angeschaut hatte.

Anna klopfte gegen die Tür. Der dumpfe Ton erstickte, kaum daß er dagewesen war. Sie schlug mit der Faust gegen das Eisen. Ihre Hand suchte die Klinke und drückte sie nieder. Vergebens stemmte sie sich mit der Schulter gegen die Tür. Plötzlich hatte sie das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Sie brannte ein Streichholz an, hob es hoch und sah die Wände, die Fässer und einen Besen, der an der Mauer lehnte. Sie steckte den Schlüssel in das gezackte Loch, aber er paßte nicht. Ich muß wieder hinauf, dachte sie, ich habe einen falschen Schlüssel genommen.

Das Licht blendete sie, als sie in das Gastzimmer trat. Sie hörte Wehder ihren Namen rufen. Dann kam der Wirt auf sie zu und sagte ärgerlich: „Warst du solange? ... Kannst doch nicht stundenlang wegbleiben.“

„Ich war im Hof“, erwiderte Anna, nahm das Tablett vom Tisch und stellte die Gläser darauf.

„Schimpf nicht mit Anna“, sagte Wehder. „Schenk ihr einen Likör ein. Und für mich einen doppelten Korn.“

Der Wirt schenkte ein.

Anna trank mit Wehder. Dann ging sie in die Küche und hängte den

Schlüssel an das Brett. Die alte Frau stand am Herd und schlug Eier in die Pfanne. Sie drehte sich um und sagte: „Du bist es, Anna . . . Wie siehst du aus? Dein Kleid ist ganz weiß. Komm her, ichbürste es ab.“

„Mir war nicht gut“, erwiderte Anna. „Ich war auf dem Hof draußen.“

Im Gastzimmer war nicht viel zu tun. Der Wirt ließ sich in der Küche sein Abendbrot zubereiten. Wehder trank sein Glas aus und winkte Anna zu sich.

Er ist der Schlimmste, dachte sie. Er war immer höflich zu ihr gewesen, und seine Hände waren nur selten zudringlich geworden, doch ihr Gefühl sagte ihr, daß er gefährlicher als Born oder Müller sei. Sie brachte ihm Bier und Korn. „Setzen Sie sich ein wenig zu mir, Fräulein Anna“, bat er.

Anna sah die roten Äderchen in seinen Augen. Er hatte schon viel getrunken, aber man merkte es ihm nicht an. Sein Gesicht war blaß und unbewegt. „Ich darf mich nicht zu Ihnen setzen“, sagte Anna.

Es war gegen zwölf Uhr, als Müller schwankend aufstand und in die Küche ging. Anna beobachtete durch den Türspalt, wie er einen Schlüssel vom Brett abnahm, ihn in die Tasche steckte und auf den Wirt einredete. Sie warf einen schnellen Blick in das Gastzimmer. Drei SA-Männer spielten Skat. Ihr Bier war schal geworden. Wehder hatte den Kopf auf die Arme gelegt und schlief. Anna sah, wie der Wirt die Stallaterne anzündete und sie dem Sturmführer gab. Müller sagte etwas zu ihm. Der Wirt schüttelte den Kopf. Ein Gast rief nach Anna und deutete auf sein leeres Bierglas. Sie ging wie im Traum durch das Gastzimmer.

Als sie zurückkam, stand der Wirt hinter der Theke und spülte Gläser. Die Tür zur Küche war geschlossen. „Mieses Geschäft heute“, sagte er.

„Mir ist nicht gut“, erwiderte Anna.

Der Wirt sah verwundert auf. „Geh in die Küche und ruhe dich aus“, forderte er sie auf und schenkte ihr einen Kognak ein. „Trinke, dann wird dir besser.“

Sie trank den Kognak und ging in die Küche. Die alte Frau war schon nach Hause gegangen. In zwei Schüsseln stand das abgewaschene Geschirr auf dem Tisch. Anna nahm die Teller und stellte sie in den Schrank. Sie ordnete einen Stapel Wischtücher, hängte die Topflappen an den Gashahn und zog das Überhandtuch glatt. Was will er von ihr mitten in der Nacht? dachte sie. Sie stand noch eine Weile lauschend neben dem Tisch. Dann eilte sie hinaus.

Die Kellertür war offen. Anna schlich die Treppe hinunter. Sie bemerkte einen Lichtschein, der aus dem Nebenraum kam. Es war ihr, als würde leise gesprochen. Sie wagte sich bis zu der Tür vor, verharrte einen Augenblick und spähte in den Nebenraum hinein. An der Wand standen zwei große Fässer. Ein Mann kniete auf der Erde und beugte sich nieder. Neben ihm stand die Stallaterne. Anna hatte die vergangenen vierundzwanzig Stunden

gleichsam ein fremdes Leben gelebt. Ihre Handlungen waren durch starke Gefühle bestimmt worden. Als sie jetzt sah, wie der fremde Mann das leblose Mädchen aufhob und mit seiner Last gegen die Wand taumelte, vergaß sie die Gefahr, in der sie sich befand. Sie dachte nicht mehr an den betrunkenen Sturmführer und wunderte sich auch nicht über den Mann, der sich um das Mädchen bemühte. Sie dachte nur eins: Ich bringe das Mädchen in meine Kammer.

Karl Frohböse nahm alle Kraft zusammen. Sie hatten ihm fünf Tage nichts zu essen gegeben. Das Mädchen lag schwer in seinen Armen. Ein Schwächegefühl zwang ihn in die Knie. Isas Haare hingen auf die Steine hinab. Die Stallaterne beleuchtete ihr Gesicht.

Anna stolperte über Beine, die in Schaftstiefeln steckten. Sie ragten zwischen den Fässern heraus. Anna erschrak. Müller, dachte sie.

Karl Frohböse erholte sich von seinem Schwächeanfall. Er richtete sich an der Wand auf. „Was willst du?“ fragte er.

„Ich schleppe sie in meine Kammer“, sagte Anna. Sie bückte sich, hob das Mädchen auf und trug sie zur Tür. Sie war von dem einen Gedanken beherrscht, Isa in ihre Kammer zu bringen.

Der Mann eilte an ihr vorbei die Treppe hinauf, spähte in den Flur und sagte: „Die Tür habe ich zugeschlagen. Er kann nicht heraus ... Auf dem Flur ist niemand.“

Anna sah sein Gesicht im trüben Schein der Lampe und wußte, daß sie es nie vergessen würde. „Wir müssen links über den Hof“, flüsterte sie. „Sehen Sie nach, ob jemand draußen ist.“ Anna setzte sich auf die Treppe. Sie dachte noch immer nicht an die Gefahr, in die sie sich begeben hatte. „Wach auf“, sagte sie leise und beugte sich über das Mädchen. Ihre Stirn berührte Isas Wange. Karl kam zurück.

„Komm“, befahl er.

„Ihr Gesicht ist kalt wie Eis“, sagte Anna.

Im Hof war es dunkel. Der Mond stand hinter den Wolken. Karl rannte gegen einen Müllkasten.

„Rechts ist die Tür“, flüsterte Anna.

Er öffnete sie und wartete, bis Anna mit dem Mädchen im Hausflur war. Sie lehnte sich erschöpft an die Wand und ruhte sich aus. „Ich muß sie mir über die Schulter legen“, sagte sie, „fassen Sie mit an.“

Er half ihr. Ihre Hand lag auf Isas Rücken, sie spürte klebriges Blut und Kleiderfetzen. Isa bewegte sich matt. „Sie lebt“, flüsterte Anna.

Karl blieb stehen. Ich müßte jetzt weggehen, dachte er. Aber er folgte Anna, die das Mädchen hinauftrug. Die Treppen knarrten unter der doppelten Last. Anna gab Karl den Schlüssel. Er schloß auf und half ihr, Isa auf das Bett zu legen. Sie zog die Übergardine vor und knipste das Licht an.

„Ich muß mir die Hände waschen und eine andere Schürze umbinden“, sagte sie.

„Wie bist du in den Keller gekommen?“ fragte er.

Anna goß Wasser in die Waschschüssel. „Ich wollte das Mädchen heraus-holen“, sagte sie. „Schieben Sie den Riegel vor, wenn ich weg bin. Ich muß gleich wieder hinunter. Ich bin die Kellnerin.“

Karl überlegte. Auf dem Tisch tickte der Wecker. Es war zehn Minuten vor halb eins. Der Schlag mit dem Stuhlbein und die vielen Treppen hatten seine Kräfte verbraucht. Aber er durfte nicht bis zum Morgen warten. Wenn er entkommen wollte, brauchte er das Dunkel der Nacht. „Ich muß jetzt weggehen“, sagte er. „Wenn du etwas zu essen hättest . . .“

„Im Schrank ist Brot und Wurst“, erwiderte Anna. „Ich komme in einer Stunde zurück. Solange müssen Sie hierbleiben. Ich habe nur einen Schlüssel.“ Sie ging zur Tür. „Vergessen Sie nicht, den Riegel vorzuschieben.“

Anna eilte die Treppen hinunter und lief über den Hof. Die Kellertür war noch geschlossen. In der Küche sank sie auf einen Stuhl nieder.

Sie wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, und schreckte hoch, als sich die Tür öffnete.

„Wie lange willst du noch in der Küche hocken?“ fragte der Wirt. „Es ist gleich Feierabend. Du mußt kassieren.“

Er hat nichts bemerkt, dachte sie erleichtert.

Die Skatspieler warfen die Karten auf den Tisch und tranken ihr schales Bier aus. Der Wirt stellte die Stühle zurecht, schob die Tür zu und weckte Wehder. Anna zog ihren Block aus der Tasche und schrieb die Rechnungen aus. Die SA-Männer verließen das Lokal. Zuletzt ging Wehder. Der Wirt sah ärgerlich nach der Uhr.

„Kann ich jetzt gehen?“ fragte Anna.

„Ich muß noch auf Müller warten“, sagte der Wirt. Er ließ die Jalousie herunter. „Trinke einen mit mir, Anna.“ Er setzte sich an den Stammtisch und schenkte zwei Kognak ein.

„Ich trinke nichts mehr“, sagte Anna. Sie hängte die Schürze an den Haken und ging hinaus.

Karl hatte inzwischen gegessen. Während er sich um Isa bemühte, überlegte er, wie er sich in Sicherheit bringen konnte. Er beschloß, mit dem ersten Arbeiterzug nach Erkner zu fahren. Immer wieder kreisten seine Gedanken um die Geschehnisse der letzten Stunde, die ihn beunruhigten, weil er sie nicht zu deuten wußte. Der Sturmführer war in den Keller gekommen, und er hatte ihn mit dem Stuhlbein niedergeschlagen. Das war eine Möglichkeit, mit der er gerechnet hatte. Was aber hatte die Kellnerin bewogen, Isa herauszuholen und in ihre Kammer zu bringen? Ich hätte ihn totschiagen sollen, sprach Karl zu sich selbst.

Anna klopfte leise. Er schob den Riegel zurück.

Als sie Isas zerschlagenen Körper sah, wurden ihre Augen starr. Karl fragte, ob Müllers Verschwinden schon entdeckt sei. Sie hörte es nicht. „Gibt es Wasser bei dir?“ fragte er.

Anna nahm Isas herabhängende Hand und legte sie auf das Bett. „Im Flur ist Wasser“, sagte sie. „Eine Treppe tiefer . . . Passen Sie auf, daß sie sich nicht bewegt. Ich gehe hinunter.“

Als Isa die Augen aufschlug und das Zimmer sah, glaubte sie, in einem Krankenhaus zu sein. Die Lampe war mit einem Tuch verhängt. Isa bewegte den Kopf und die Hände. Am Tisch saß Karl Frohböse. Die Krankenschwester hatte eine weiße Haube auf.

„Ist sie sicher hier oben?“ fragte Karl.

„Hier vermutet sie keiner“, erwiderte Anna.

Isas Gedanken waren schwebend leicht, und der Schmerz schien außerhalb ihres Körpers zu sein. Hin und wieder berührte er die Oberfläche ihrer Haut wie eine Nadel, die nicht verletzt.

„Warum hast du das getan?“ fragte Karl.

Anna zuckte die Schultern. „Kann man denn zusehen, wenn Menschen gequält werden?“

„Nein, das sollte man nicht“, sagte Karl.

Isa hatte das Gefühl, Karls Gesicht schon seit ihrer Kindheit zu kennen. Der Klang seiner Stimme tat ihr wohl.

„Es wird lange dauern, bis sie gesund ist“, sagte Karl. „Wenn sie aufwacht, grüße sie von mir. Ihr werdet von mir hören, wenn alles gut geht. Ich muß weg, ehe sie Lärm schlagen.“ Er trat an Isas Bett und sah, daß sie die Augen geöffnet hatte.

Anna gab ihm den Hausschlüssel. „Die Hoftür ist offen“, sagte sie.

Karl beugte sich zu Isa nieder. „Ich gehe, Isa“, sagte er leise.

„Es ist schön, daß du gekommen bist, Karl“, flüsterte sie.

Er legte die Hand auf ihre fieberheiße Stirn.

„Schlafe ein bißchen“, sagte er.

Isa schloß die Augen. Sie war krank und lag im Krankenhaus. Karl hatte sie besucht.

Das Treppenhaus war dunkel. Karls Gesicht spannte sich. Er öffnete die Tür und lauschte. Anna schaltete das Licht aus und trat an die Gardine. Sie sah in die blinden Fenster des Vorderhauses. Isa schlief.

Karl schloß die Haustür zu und steckte den Schlüssel in die Tasche. Er schlug den Jackenkragen hoch, überquerte die Straßenbahnschienen und ging die dunkle, einsame Straße hinunter zur S-Bahn.

DIE GROSSE KAPITULATION

Mitte November 1958 erhielt Max Frisch (Schweiz) den Georg-Büchner-Preis. Aus diesem Anlaß hielt er in Darmstadt eine Rede.

Es beginnt verheißungsvoll. Da wird das Schicksal der Verbannten wieder wachgerufen. Dankbar wollen wir festhalten, daß sowohl Lenin wie Brecht dabei erwähnt werden, ohne verunglimpft zu werden; dazu gehört in der Bundesrepublik notabene Charakter. Doch dann folgt ein Trauerspiel mit unerlaubten Voraussetzungen und falschen Akzenten. Der Preisträger erinnert daran, daß Georg Büchner und W. I. Lenin Jahre des Exils in Zürich verbracht haben. Beide waren Berufsrevolutionäre auf ihre Art: Der Dichter hat den „Woyzek“ hinterlassen, der Marxist die Sowjetunion. Dann wird die Klammer gelöst. Lenin und sein Leben werden nicht weiter beachtet und Büchner und sein Werk zum Sinnbild unserer Zeit gestempelt. Fast unmerklich werden sie zu Gegenspielern, und ganz eindeutig wird der Dichter zur Cassandra des 20. Jahrhunderts.

Der Vortrag ist Vorwand, um Georg Büchner als Kronzeugen zu bemühen. Selbst die Erinnerung an die anderen Emigranten, die in der Schweiz Asyl fanden oder in den sicheren Tod zurückgewiesen wurden, sind nur Anlaß zu eigenen Betrachtungen.

Das Thema, das Max Frisch sich stellt, ist das Engagement des Schriftstellers heute. Dabei geht er seltsame Wege. Hatte einst die idealistische Philosophie ihre absoluten Vorstellungen noch in ein System gebracht, hatte sie zu ihrer besten Zeit sogar Gesetze in Natur und Gesellschaft anerkannt, so ist sie heute am Ende ihres Lateins und am Ende ihrer Existenz. Max Frisch ist jegliche Weltanschauung ein Greuel, und er ruft zum Feldzug der Intellektuellen gegen die Ideologien. Der Auftrag des Schriftstellers, sein Engagement, sei es, gerade hier zersetzend zu wirken. Als Forderung des Tages zieht er daraus wie der Weisheit letzten Schluß: „Indem wir keine Stellung nehmen (so sagt man doch?) zu Alternativen, die keine sind, haben wir durchaus eine Wirkung.“

Einverstanden! Aber welche Wirkung? Lassen wir den stellunglosen Schriftsteller selbst antworten. Im gleichen Monat, nur zehn Jahre vor seiner Preisrede, vermerkt Max Frisch in seinem Tagebuch: „Wer sich nicht mit Politik befaßt, hat die politische Parteinahme, die er sich ersparen möchte,

bereits vollzogen: er dient der herrschenden Partei.“ Heute will er das Hüben und Drüben in der Darstellung des Menschen aufheben.

So sind wir einmal mehr beim Allgemein-Menschlichen gelandet. Max Frisch ist zu Max Stirner zurückgekehrt. Der St. Max lebte zur Zeit von Büchner und wäre heute vergessen, hätte nicht Karl Marx ihn unsterblich – lächerlich gemacht. Es ist das alte Lied, das stets neue Verfasser findet. Da wird die Liebe als solche gepriesen, die Kreatur als solche beweint, die Macht als solche verpönt. Man fragt nicht mehr wofür und wogegen, man gibt den Begriffen eine mystische Ewigkeit, statt sie auf ihren gesellschaftlichen Gehalt zu prüfen. Kurzum, man vergißt, nach dem Wesen der Werte zu fragen und verleiht ihnen einen Heiligenschein oder ein Kainsmal. Max Frisch hat dabei eine eigene Note. Er verlangt, nicht nur den Menschen an sich, sondern „den Menschenschlag“ voller Hingabe zu lieben. Sein Idol ist heute, wie er ausdrücklich betont, nicht mehr das Volk der Dichter und Denker, sondern, wie er es nennt, das Volkswagenvolk. Mit diesem gemeinsamen Nenner verdeckt er unter dem Mantel der Liebe nicht nur die großen Gegensätze in der Klassengesellschaft, sondern er erklärt den deutschen Spießier zum Normalmenschen.

Welch ein Bankerott! Weil er der Herrschaft der Reichen und dem Hochmut der Elite nicht die Macht und die Moral der Massen gegenüberstellen will, verherrlicht er den Kleinbürger. Zugegeben, er warnt nicht davor, „den schlafenden Hund zu wecken“, wie kürzlich der westdeutsche Verleger Witsch. Für Max Frisch ist der Homo sapiens kein gefährlicher Köter, sondern ein gesättigter Bauch. Er zitiert Büchners Schlachtruf: Friede den Hütten, Krieg den Palästen! um mitzuteilen, daß die Hütten – wenigstens in Westeuropa – rar geworden seien und die Paläste einem Trust gehörten. Dann meldet er Georg Büchner: „Der Kapitalismus kann es sich leisten, sozialer zu sein als seine Gegner, und die Unterdrückung ist ohne Willkür; kein Rechtsdenkender kommt heute ins Gefängnis, und von Inquisition kann nicht die Rede sein, jedenfalls geht die Inquisition wo immer möglich nicht über Boykott hinaus; jedenfalls stellt uns niemand nach, wenn wir von Freiheit reden, im Gegenteil, wir sollen von unserer Freiheit reden, je lauter, um so lieber, und wenn wir nicht von Freiheit reden, so nur, weil die Regierungen selbst so viel davon reden, und in der Tat, nimmt alles nur in allem, wenigstens über Gott, wenn auch nicht über Atomwaffen, dürfen wir befinden, wie wir wollen – Georg Büchner würde staunen!“

Nicht nur der Dichter würde staunen, was in seinem Namen geschieht. Von der Schweiz ist es nicht allzuweit nach Italien und Spanien. Sind dort die Hütten rar geworden? Weiß der Preisträger nichts von den Slums in London und den Katen in Wales? Leben die Menschen soviel besser in den Mietskasernen von Paris und Marseille? Und in der Bundesrepublik? Soeben erst wurde in Bonn mitgeteilt, wie viele Menschen in Notunterkünften

vegetieren. Weiß er wirklich nichts von den Kohlenhalden, den Feierschichten, der Kinderarbeit auf dem Lande und dergleichen, die heute zur westdeutschen Wirklichkeit gehören? Wie es um die Freiheit in der westlichen Welt bestellt ist, davon könnte gerade ein Schweizer Bürger, wenn er nur wollte, ein Liedchen singen. Doch Frisch sieht nur die im Lichte, die im Dunkel sieht er nicht.

Trotz seiner Harmonielehre ist es ihm unheimlich zumute. Keineswegs, weil er nicht so ganz an sein Spukgebilde glaubt. Auch nicht, weil er hinter der Konjunktur die Krise wittert. Vielmehr soll eine satte Gesellschaft einen geistigen Leerlauf erzeugt haben, der ihm nicht geheuer ist. Wieder muß Georg Büchner herhalten und seine Reflexionen über die Langeweile und die Verzweiflung als Gleichnis für die Gegenwart beisteuern. „Was die Leute nicht alles aus Langeweile treiben! Sie studieren aus Langeweile, sie verlieben, sie verheiraten und vermehren sich aus Langeweile und sterben endlich aus Langeweile, und – das ist der Humor davon – alles mit den wichtigsten Gesichtern, ohne zu merken, warum, und meinen weiß Gott was dazu.“ So heißt es in „Leonce und Lena“.

Aber die Parabel stimmt nicht mehr. Der Müßiggang, der den Fürsten zur Langeweile verurteilte, ist längst durch eine hektische Hast ersetzt. Eben dieser Unterschied verleiht heute dem Humor aus Ekel, den Endspieltönen, der Clownerie mit dem Nichts, dem Ionesco-Ulk, wie Frisch es tauft, eine andere Bedeutung und eine andere Rolle. Wäre er nicht selbst Opfer der Illusionen von Wohlstand und Würde, von Recht und Freiheit im Kapitalismus, dann könnte Frisch diesen Nihilismus der Neuzeit bis zu seiner Quelle zurückverfolgen. So vermag er nur den Leerlauf aus der Langeweile und die Langeweile aus dem Leerlauf abzuleiten.

Die Veitstänze des Verfalls werden heute nicht mehr für adlige Parasiten, sondern für bürgerliche Mehrwertraffer besorgt. Sie sollen nicht nur den Gähnkrampf verdrängen, sondern gleichzeitig die Menge ablenken. Hinter dem Unsinn als Zeitvertreib verbirgt sich die Lebensangst von Menschen, die spüren oder ahnen, daß der Boden brüchig und der Himmel unheimlich geworden ist. Aber ihre Furcht ist weder eine eingebildete Krankheit noch eine unerklärliche Stimmung. Sie hat zu tun mit dem Trugbild des Wirtschaftswunders auf Erden und der Tatsache von Vernichtungswaffen, die aus der Luft das Unheil androhen. Etwas von „panem et circensens“ und „nach uns die Sintflut“ ist dabei im Spiel.

Solange Max Frisch diesen Untergrund nicht beachtet, kann er auch der Langeweile und Verzweiflung nur moralische Wünsche entgegenstellen und die Intellektuellen zu Gralshütern von Hirngespinnsten aufrufen. In seinem Vorwort zur „Chinesischen Mauer“ schrieb er von diesen Wächtern des Geistes, daß ihr Wissen, da es selbst nicht Geschichte wird, ohnmächtig

bleibt. Aus seinem Vortrag läßt sich entnehmen, daß diese Ohnmacht solange anhalten wird, wie das Wissen der Wächter dort seine Grenze findet, wo die Gretchenfragen der Geschichte beginnen.

Weil der Preisträger gerade da ausweicht, wo der Weg zu den Wurzeln führt, wird er zu einem Preissänger der Ohnmacht. Seine Ratlosigkeit mit Freiheit verwechselnd, weist er mit großer Geste „ein Engagement auf die Dogmen des Ostens“ wie des Westens von sich und predigt seiner Gilde: „Wir können das Arsenal der Waffen nicht aus der Welt schreiben, aber wir können das Arsenal der Phrasen, die man hüben und drüben zur Kriegsführung braucht, durcheinander bringen.“

Wer gegen Dogmen und Phrasen zu Felde zieht, kann immer auf Beifall rechnen. Doch diese vornehme Überheblichkeit ist alles andere als Lauterkeit und Wahrheitsliebe. Denn der Teil der Welt, den er als Osten vorstellt, führt keine Kreuzzüge und verbreitet keine Phrasen zur Kriegsführung. Das ist das Vorrecht der Staaten, die sich selbstgefällig als westliche Welt anpreisen. Wenn in den Staaten östlich der Elbe Krieg und Kapitalismus sowie Frieden und Sozialismus in einem Atemzuge genannt werden, so ist es keine Phrase, sondern die Wahrheit. Max Frisch würde auf dieser Seite seine besten Bundesgenossen finden, wenn er endlich die Suche nach dem geistigen Engagement mit den Forderungen des Tages verbände.

Aber von seinen Irrtümern muß der Leidensweg über seine Illusionen bis zur Selbstaufgabe führen. Dabei entmannt Max Frisch nicht nur sich selbst, wie der Hofmeister in den „Soldaten“, sondern gleichzeitig Georg Büchner, der ein herrliches Fragment über J. R. Lenz hinterlassen hat. Wenn Büchner den Stumpfsinn seiner Zeit und die Trägheit der Massen geißelt, so will er, daß die Zeit nach der Melodie der Massen tanzt. Er will, daß endlich das Privileg von Besitz und Bildung ein Ende hat und die Macht des Volkes sich Brot und Wissen erobert. Er hält weniger von der Gewalt der Vernunft als von der Vernunft der Gewalt. Er prangert die Stützen der Gesellschaft an und betet zum Hanf und zur Laterne.

Dennoch beruft sich Max Frisch auf den Dichter, der seiner Auszeichnung den Namen gibt. Er meint, daß sich Georg Büchner sein geistiges Testament mit den Worten gesetzt habe: „Ich habe mich seit einem halben Jahre vollkommen überzeugt, daß nichts zu tun ist und daß jeder, der im Augenblick sich aufopfert, seine Haut wie ein Narr zum Markt trägt.“ Aber warum verschweigt Max Frisch, daß Georg Büchner für seinen Entschluß im nächsten Satz den lendenlahmen Liberalismus verantwortlich macht?! Wieso wird nicht hervorgehoben, daß es lediglich der Augenblick ist, der ihn dazu bestimmt hat, und der Brief in die Zuversicht mündet: „Hoffen wir auf die Zeit!“?

Statt dessen wird Georg Büchner Ekel vor dem Handeln und tödliche

Langweile als Grundstimmung unterschoben, obwohl ein Brief, der ein Jahr später an Gutzkow abgeht, das Gegenteil beweist. Max Frisch kennt und zitiert dieses Schreiben. Doch er tut wiederum nicht nur dem Sinn, sondern auch dem Text grobe Gewalt an. Im Festvortrag wurde angeführt: „Und die große Klasse selbst? Für sie gibt es nur zwei Hebel: materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Partei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brot – und dann ein Kreuz oder sonst so was.“ Weshalb versagt uns der Zitator die Worte Georg Büchners, die dieser Stelle erst ihren unmißverständlichen Sinn geben? Am Anfang heißt es nämlich: „Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformieren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell; wären Sie je direkter politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen. Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Konzessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältnis zur großen Klasse aufgeben wollen.“

Im Anschluß an den Auszug, den Max Frisch hervorhob, ist dann zu lesen: „Ich glaube, man muß in sozialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volke suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.“

Hier läßt Max Frisch den ersten Satz fort, beginnt mit den Worten „Zu was soll ein Ding, wie diese“ und fügt dahinter ein „(gemeint: die Gesellschaft)“. Mit diesem Kunstbegriff ist Büchner kastriert. Sein Materialismus, seine Spitze gegen Reformen und Klassenharmonie, sein Verweis auf die sozialen Verhältnisse und seine Verflechtung von Geist und Volk fallen fort. Aus der abgelebten modernen Gesellschaft und ihrer entsetzlichen Langweile, der Büchner das Todesurteil spricht, wird die menschliche Gesellschaft schlechthin. Nach solchen Verstümmelungen kann sich Max Frisch dann darauf berufen, daß sein Titelheld – ausgerechnet in diesem Brief! – anti-ideologisch eingestellt sei, daß er sein Engagement gekündigt und alle Embleme verworfen habe.

Von nun an ist die Bahn so abschüssig, daß einem schwindelt. Eine Lawine rollt ins Tal, die alles zernichtet, was einst das Bürgertum noch der Menschheit vermittelt hat. Max Frisch fragt: „Glauben Sie an ein neues Deutschland?“ und er antwortet, daß sein Engagement keinem Land gehöre. Das könnte ein kosmopolitisches Bekenntnis zur Menschheit sein, wenn er

nicht die fürchterliche Schlußfolgerung zöge: „Nicht Internationalisten wollen wir sein, keine Träumer. Seid umschlungen, Millionen! ist nicht unsere Melodie.“ Die Agonie des Liberalismus unterscheidet sich kaum noch von der Götterdämmerung der Germanen.

Hat sich Max Frisch vorgenommen, einer Gestalt der Literatur nachzuleben? In Thomas Manns „Doktor Faustus“ ist die Zurücknahme der neunten Sinfonie von Beethoven das Leitmotiv. Aber Thomas Mann hat im Adrian Leverkühn ein Mahnmal, kein Vorbild aufgerichtet. Der Schriftsteller aus Zürich jedoch folgt dem Tonsetzer aus Kaisersaschern fast wie ein Schatten. Er teilt mit ihm die geistige Heimatlosigkeit, das Gefühl der Fremde, „das übrigens nicht melancholisch ist, ein klares und trockenes Gefühl“. Max Frisch nennt es auch Emigration, bekennt sich zur Unzugehörigkeit und Verlassenheit im eigenen Vaterland. Er ist der Auffassung, daß nur noch die geistige Not verbinde und der Dichter lediglich Bilder der Kreatur geben könne. Aber auch bei ihm bleibt als letzte Instanz die eiskalte Einsamkeit und die Anarchie des einzelnen.

Die Annexion des revolutionären Dichters ist unstatthaft, ist grober Mißbrauch; Max Frisch darf sich nicht auf ihn berufen, sondern muß sich von ihm abgrenzen. Das wäre sein Recht *und* seine Pflicht gewesen. Georg Büchner ist nicht ein Mädchen für alle und für alles. Der Autor des „Hessischen Landboten“ war ein Anwalt der Armen, kein Vorläufer des melancholischen Nihilismus. Er war im besten Sinne ein poète engagé, ein Mitmensch, der sich für die Masse einsetzte, aber kein Intellektueller, der sich von ihr abkapselte. „Ich habe in neuerer Zeit gelernt“, schrieb er, „daß nur das notwendige Bedürfnis der großen Masse Umänderungen herbeiführen kann, daß alles Bewegen und Schreien der einzelnen vergebliches Torenwerk ist. Sie schreiben – man liest sie nicht; sie schreien – man hört sie nicht; sie handeln – man hilft ihnen nicht.“

Hat Büchner ständig die Magenfrage in den Vordergrund gerückt, so gibt es für Frisch heute nur die geistige Not. Wo Büchner fordert, Farbe zu bekennen und Stellung zu beziehen, da verlangt Frisch den Rückzug von den Fronten. Was bei Büchner Anklage ist, verkümmert bei Frisch zur Wehklage. Wo Büchner zum Sturm läutet, da betet Frisch um Windstille. Wenn bei Büchner der Revolutionär verzweifelt, so resigniert bei Frisch der Pfahlbürger. Wuchs bei Büchner die Distel neben der Barrikade, so verblüht bei Frisch das Veilchen auf dem Fensterbrett.

Mitleid für die Kreatur fordert Max Frisch. Wahrlich, dieses Gefühl besaß Georg Büchner im Überfluß. Aber er hielt nichts von denen, die davon redeten, dieweil das Volk betrogen und im Stich gelassen wurde. All seinen Eifer, seine ganze Leidenschaft, ja seinen Haß und Zorn setzte er ein, um die Parasiten der Gesellschaft anzugreifen und um das Volk zur Selbsthilfe

aufzustacheln, getreu seiner Überzeugung: „Das Verhältnis zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt.“

Schon zu Lebzeiten war Georg Büchner übel mitgespielt worden. Der unglückliche Weidig hatte damals den Landboten verschlimmbessert. Die Angriffe gegen die Reichen wurden unter seiner Regie zu Klagen über die Vornehmen und von dem Hohn und Spott über die Liberalen blieb nichts übrig. Wir können Max Frisch nicht ersparen, ihn mit dem Pfarrer aus Butzbach zu vergleichen. Die Kunst des Weglassens muß die Klarheit und Wahrheit steigern. Sie darf nicht die Aussage eines Dichters schmälern oder gar verändern.

Max Frisch nennt seinen Abgesang eine „kombattante Resignation“. Sie ist jedoch nichts anderes als eine bedingungslose Kapitulation, eine Abdankung, die sich aggressiv gibt, wenn es nicht gar Langweile ist, die ein Alibi sucht. Zugegeben, es sind nicht Endspieltöne des Ekels. Aber es ist eine Jeremiade der Ratlosigkeit. In seinem Roman „Homo faber“ fand der Held zwar nicht aus dem Labyrinth heraus, aber sein Autor richtete ihm dort wenigstens nicht solche falschen Wegweiser auf.

Max Frisch wandelt einen schmalen Grat. Als Georg Büchner ins Exil ging, gab er sich nicht auf, sondern wählte die Bühne zur Tribüne. Er war der politische Künstler einer Übergangszeit, die für Deutschland keine gesellschaftliche Alternative und revolutionäre Situation bot. Wenn Max Frisch den Rückzug predigt, so rät er zur Flucht in einer Übergangszeit anderer Art. Heute ist es so nötig und so möglich wie nie zuvor, die Mächte zu zähmen und zu bezwingen, die den Bestand unserer Gattung aufs Spiel setzen. Wer hier hindert, wo er helfen müßte, ist nicht neutral, sondern schuldig.

Wenn ein empfindsamer Schriftsteller wie Max Frisch sich jetzt zu den falschen Propheten gesellt, dann erleben wir nicht nur den persönlichen, sondern auch den politischen Niedergang des bürgerlichen Menschen, von dem Thomas Mann in seiner Novelle „Mario und der Zauberer“ sagt: „Verstand ich den Vorgang recht, so unterlag dieser Herr der Negativität seiner Kampfposition. Wahrscheinlich kann man vom Nichtwollen seelisch nicht leben; eine Sache nicht tun wollen, das ist auf die Dauer kein Lebensinhalt.“

EINEM JUNGEN WESTDEUTSCHEN POETEN

*DIE WÜSTE, mit Alkohol getränkt,
– trägt sie Frucht?
Fata Morganen, künstlich gelenkt;
mehr wird hier nicht gebucht.*

*Anderswo treibt man Kanäle ins Land,
Verse wie Spaten.
Du aber hebst drei Körner Sand,
die siehst du fallen wie gebannt.
Das sind so deine Taten.
Wie hast du deine brave Hand
jämmerlich verraten!*

*Du fängst
– ei, seht nur, wie geschwind –
dir eine Sträbne Wüstenwind
und rollst sie fein, ein irres Kind,
um deinen kleinen Finger.
(Phantasievolle Wüstenbezwinger
glaubst du für Träume blind.)*

*Ach, lernstest du's einzusehn,
wie kräftig bunt, wie schön
nützliche Träume sind!*

*BÜROKRATEN der Poesie:
die Straße stört ihr Gedicht,
frische Luft, belles Licht.
Also stimmt es nicht.
Sieh sie beim Werk.
Hör die Sprachgelenke aufkreischen,
Da baumeln Worte wie Leichen,
da sterben Sätze in den Speichen
klipklappernder Silbenmühlen.*

*Jagt sie von ihren festgenagelten Stühlen!
Zwingt sie, ihren Mund, ihren Schlund
mit Straßenstaub zu spülen!
Laßt sie sich ruhig verkühlen!
Schnupfen ist ihnen gesund,
die Welt ist bunt.*

*Oder klammert ein Zettelchen
an ihren Hintern:
„Gib Zeichen,
wir weichen!“
Nur: Laßt sie nicht überwintern!*

*ZÄHES WÜRFELSPIEL ums klangvolle Wort,
um Rhythmus und Reim . . .
Dennoch: die Strophe verdorrt
schon im Keim.
Du hast dich zu lang
mit Stubenstaub, Stille genährt,
dich abgeschlossen.
Jetzt wird dir bang:
Wie das Stundenglas leise sich leert,
ist auch dein Vers, dein Gedicht,
leergeflossen.*

*Preß deinem Leid
ein kärgliches Ströphlein noch aus . . .
Besser: Wirf alles beiseit!
Lauf,
such ein lebendigeres Haus!
Füll im Klassenstreit
deine trockene Seele auf!*

Agitprop und Kabarett

Es gibt in der Deutschen Demokratischen Republik viele Hunderte Spielgruppen, die Darbietungen der sogenannten „kleinen Form“ bringen, Programme also, die sich zusammensetzen aus Liedern, Szenen, Kurzszenen, Sprechchören, Songs, Dialogen, Chansons, Blackouts usw. Sie nennen sich und das, was sie machen, im allgemeinen entweder Kabarett oder Agitprop.

Die Kabaretts haben meist Namen, die andeuten sollen, daß etwas gestochen, aufgespießt, gebrannt oder sonstwie leicht beschädigt werden soll, etwa „Mücken“, „Distel“, „Brennessel“, „Kneifzange“. Die Agitprop-Gruppen lassen schon durch ihre Namen keinen Zweifel, daß sie kämpfen und die sozialistische Weltanschauung durchsetzen wollen. Sie nennen sich zum Beispiel „Rote Blitze“, „Roter Zunder“, „Eiserner Besen“, „Trommel“. Die weitaus meisten sind Laiengruppen, die zu Betrieben, Massenorganisationen, Hochschulen, zur Nationalen Volksarmee usw. gehören.

Häufig nennt sich Kabarett, was eigentlich eine Agitprop-Gruppe ist oder sein sollte; das Umgekehrte ist nicht zu beobachten. Dies hat seinen Grund wohl darin, daß sich mit dem Begriff Kabarett im allgemeinen der Gedanke an Munterkeit und Unterhaltung verbindet, während Agitprop die Vorstellung von Ernsthaftigkeit und Politik hervorruft. Da nun viele Mitglieder der Laiengruppen im Spielen einen Ausgleich zu ihrer oft schweren beruflichen Arbeit suchen und finden, liegt ihnen zunächst die unterhaltend-kabarettistische Seite ihres Vorhabens näher als die kämpferisch-politische. Versuchen wir, die Aufgaben und Merkmale von Kabarett und Agitprop zu analysieren.

Die ersten Kabaretts entstanden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Paris, wo Literaten, Maler und Musiker die Gäste einiger Lokale mit dem Vortrag eigener Werke unterhielten. In der Folge etablierten sich überall ähnliche Gründungen, und geschäftstüchtige Unternehmer benutzten die neue zugkräftige Bezeichnung auch für Programme, die fast nur aus artistischen Nummern bestanden, zwischen denen ein „Conférencier“ Witze erzählte. Von diesem sogenannten Amüsierkabarett soll hier nicht die Rede sein.

In Deutschland blühte das politisch-literarische Kabarett in den zwanziger Jahren. Hervorragende Schriftsteller, so Weinert und Tucholsky, schrieben satirische Texte, in denen sie die Schuldigen an dem um sich greifenden sozialen Elend entlarvten und von Anfang an eindringlich vor dem Faschismus und dem nach dem ersten Weltkrieg wieder aufkommenden Militarismus warnten. Die meisten Kabaretts scheuten allerdings diese konsequente politische Aussage. Trotzdem waren sie, an den Verhältnissen gemessen, zumeist fortschrittlich. Der schwarzweißrote Hurra-Patriotismus, die Bestechlichkeit und Trägheit der Beamten, die Protzerei und Unkultiviertheit der Nachkriegsgewinnler waren die Zielscheibe ihres kritischen Witzes. Ein ausgesprochen reaktionäres Kabarett hat es nie gegeben, weshalb auch den Nazis nie eines gelungen ist. Viele Kabarettisten haben mit großem persönlichem Mut gegen den Nationalsozialismus gekämpft und sind deshalb verfolgt, ins KZ gesteckt, umgebracht worden.

Die gesellschaftlichen Wurzeln des Kabarett liegen somit im fortschrittlichen Bürgertum. Der aufgeweckte Bürger, der keineswegs mit allem zufrieden war, was in seinem Staat geschah, ging ins Kabarett, weil dort kritisiert wurde, was auch ihm nicht gefiel, und er spendete um so mehr Beifall, je respektloser die hohe Obrigkeit bewitzelt wurde. Doch blieb dieses Kabarett bei aller Oppositionslust im Wesen bürgerlich. Es konnte und wollte nicht die Grundfesten der kapitalistischen Gesellschaft angreifen.

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges wurden in Berlin und Leipzig mit dem „Frischen Wind“ und der „Rampe“ erste Versuche unternommen, sozialistische Kabarett ins Leben zu rufen. In Düsseldorf öffnete das „Kom(m)ödchen“ seine Pforten. Außer diesem gibt es heute in Westdeutschland an bekannten Kabarett das Hamburger „Rendezvous“, in München die „Kleinen Fische“, die „Lach- und Schießgesellschaft“ und in Westberlin die „Stachelschweine“. Bei aller Achtung vor dem beruflichen Können der heutigen westdeutschen Kabarett muß man feststellen, daß sie in die Position von Hofnarren der Bourgeoisie abgeglitten sind. Sie dürfen gegen alles sein, mit einer Ausnahme: Sie dürfen nicht die Profitgrundlage der Monopolisten und Militaristen und ihren Staat angreifen, sie dürfen nicht aussprechen, daß die Ursache der betrüblichen Erscheinungen, die ihre beliebten Themen sind, im gesellschaftlichen System selbst liegt. Ihre Kritik erfaßt nur die Oberfläche, die Tagespolitik, Pressefreiheit, Steuern, die sogenannten „menschlichen Schwächen“. Bis zur Wurzel des Übels dringt sie nicht vor.

Im demokratischen Sektor von Berlin wurde 1953 die „Distel“ gegründet, nicht lange danach in Leipzig die „Pfeffermühle“; dies sind wohl unsere beiden populärsten Kabarett. 1955 gesellte sich zu ihnen noch das Dresdener „Herkuleskeulchen“. Auch diese Kabarett haben ihre Sorgen, aber Sorgen ganz anderer Art. Sie nehmen Partei für den Sozialismus, im Unterschied zu allen westdeutschen Kabarett, die, aus der Not eine Untugend machend, gegen alles und für nichts sind.

Aber die bürgerliche Herkunft ist unseren Kabarett noch anzumerken, und auch ihr Publikum erwartet zum Teil von ihnen noch dasselbe, was die Kabarett früher boten, vor allem Witze über Staat und Regierung. Hieraus erwächst unseren Kabarett ihre Problematik. Klassenbewußte Arbeiter sind mit Recht sehr empfindlich, wenn es um ihren Staat geht. Bittere Erfahrungen haben sie gelehrt, daß Mut durchaus nicht dasselbe ist wie Unvorsichtigkeit und daß aus der Vernachlässigung von Krankheitskeimen ganze Epidemien entstehen können.

Hinzu kommen die allgemeinen Schwierigkeiten, die die Satire den sozialistischen Künstlern macht. Früher war sie eine Waffe gegen die Unterdrücker im eigenen Lande, und daraus bezog der Satiriker künstlerisch seine Freude und politisch sein Leid. Heute stehen die Hauptfeinde des Fortschritts, der amerikanische Imperialismus und seine Helfershelfer, jenseits unserer Grenzen, wenn sie auch versuchen, mit Agenten und Saboteuren unserem Staat soviel wie möglich zu schaden. Die Satire hat daher in den sozialistischen Staaten eine doppelte Funktion erhalten: Gegen den Hauptfeind, über die Grenzen also, soll sie mit tödlicher Schärfe schießen. Innerhalb des Landes soll sie durch helfende Kritik den Aufbau fördern. Sie soll mit Übertreibungen und Zuspitzungen arbeiten, dennoch aber nicht in pessimistische Schwarzmalerei verfallen. Diese Schwierigkeit ist nur durch ideologisch-politische Klarheit des Kabarett selbst zu überwinden. Wenn nicht Parteilichkeit und Stolz auf unseren Staat die Grundlagen seiner Arbeit sind, wird es unserer guten Sache nicht nutzen können. Ständig im Zweifel, ob es nicht zu keß oder zu brav ist, wird das Kabarett nicht aus eigener Initiative arbeiten, sondern auf Anweisungen „von oben“ warten, und es wird sich nicht gegen jene wehren können, die vom Kabarett Unmögliches – etwa „positive Satire“ – verlangen.

Die lange Lebensdauer unserer Kabarets, ihre Förderung durch unsere staatlichen Institutionen beweisen indes, daß einerseits Unverständnis und Vorurteile, die ihnen manchmal noch begegnen, überwunden werden, und daß andererseits unsere Kabarettisten es mehr und mehr verstehen, ihren Aufgaben gerecht zu werden.

Agitation und Propaganda werden häufig miteinander verwechselt oder in einen Topf geworfen. Ihr wichtigster Unterschied besteht darin, daß durch Agitation *geworben*, durch Propaganda *geschult* werden soll. Einige Spielgruppen, die die Werbung für die sozialistische Idee als ihre fast ausschließliche Aufgabe ansehen, nennen sich deshalb heute schon Agitations-Brigaden. Da Agitation und Propaganda jedoch in einem unlöslichen Zusammenhang stehen, war und ist es berechtigt, den Begriff Agitprop zu gebrauchen; man muß sich nur über seine Bedeutung klar sein.

Während das Kabarett seine Wurzeln im Bürgertum hat, war Agitprop von Anfang an eine Sache des kämpfenden Proletariats. Das „Rote Sprachrohr“, die „Roten Raketen“, die „Kolonne links“, die „Roten Blusen“, die „Truppe 1931“ sind nur einige der vielen mutigen, von revolutionärer Spielbesessenheit erfüllten Laien- und Schauspielerkollektive, die in der Weimarer Zeit mit der Arbeiterklasse gegen Ausbeutung und Unterdrückung kämpften. Sie benutzten vor allem das künstlerische Wort, und sie gebrauchten ihre Kunst als Waffe. Wie ihre Programme im einzelnen auch aussahen, ob „proletarische Revue“, „Arbeiter-Kabarett“ oder abendfüllendes Theaterstück, immer war die Grundlage ihrer Arbeit die aus Erleben und Wissen geschöpfte unerschütterliche Überzeugung vom Sieg des Sozialismus. Ihre Aufgabe war Klassenkampf.

Während selbst das fortschrittlichste Kabarett damals in erster Linie immer *gegen* etwas war, war Agitprop *für* etwas, und zwar *für* Sozialismus, *für* Frieden, *für* Freundschaft mit der Sowjetunion. Agitprop wußte immer, wofür es kämpfte, und daher konnte es unvergleichlich viel härter und klarer *gegen* Reaktion, Krieg und Sowjethetze argumentieren als das Kabarett.

Wie für die Kabarets, haben sich auch für die Agitprop-Gruppen, die heute in unserer Republik arbeiten, die Verhältnisse geändert. Die Arbeiterklasse hat die Führung unseres Staates übernommen. Damit ist die Funktion des Agitprop umfassender geworden, und so richtig es ist, an die Erfahrungen der früheren Gruppen anzuknüpfen, so falsch wäre es, sie als endgültig anzusehen. Die Agitprop-Gruppen kämpfen zwar heute wie damals für Sozialismus und Frieden; während sie aber damals im Staat ihren Feind sahen, kämpfen sie heute *für* den Staat, in dem sie leben, denn es ist ihr Staat. Während sich früher die Agitprop-Gruppen meist an Arbeiter und Bauern wandten, ist ihr Publikum heute aus allen Schichten und Klassen unserer Bevölkerung zusammengesetzt.

Seit der Kulturkonferenz der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands im Oktober 1957 hat die Agitprop-Arbeit einen großen Aufschwung genommen. Die Hallenser Schriftsteller-Brigade, die Agitprop-Gruppe, mit der Curt Trepte in der Quedlinburger Gegend auf die Dörfer gezogen ist, um für die Bildung von landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften zu agitieren, die „Grubenlichter“ der Schieferkumpel im südlichen Thüringen, der „Rote Zunder“ von der Berliner Humboldt-Universität und andere haben bewiesen, daß Agitprop nichts Vergangenes, sondern eine lebendige künstlerische und politische Realität ist. Bei der Vorbereitung der letzten Wahlen zur Volkskammer halfen viele Gruppen in einer Unzahl von Einsätzen mit, Erkenntnisse zu vermitteln und Perspektiven zu zeigen, manchmal erstaunlich geschickt und immer um so erfolgreicher, je eindeutiger ihr Wille, sich für unseren Staat einzusetzen, ihre Darbietungen beherrschte.

Agitprop und Kabarett haben heute manches gemeinsam, und zwar vor allem die parteiliche Grundhaltung und die Formen. Für beide ist auch charakteristisch, daß sie sich zum großen Teil mit Kritik und Selbstkritik befassen. Aber die Akzente sind hierbei für beide nicht die gleichen, denn Agitprop und Kabarett haben verschiedene Funktionen. Der Versuch, sie zu definieren, kommt zunächst zu einer sehr summarischen Gegenüberstellung: Agitprop kämpft, schult und wirbt; Kabarett unterhält, spottet und kritisiert. Aber das sagt noch nicht genug. Stellen wir daher einige für das gegenwärtige Agitprop und Kabarett typische „Verhaltensweisen“ zusammen:

Agitprop bringt unterhaltende Politik, Kabarett politische Unterhaltung;

Agitprop vermittelt Erkenntnisse, Kabarett gute Laune;

Agitprop ist kämpferisch, Kabarett listig;

Agitprop will direkt wirken, Kabarett indirekt;

Agitprop fordert, Kabarett überredet;

Agitprop ist hart, Kabarett behutsam;

Agitprop bevorzugt die kräftigen und lauten Töne, Kabarett die intimen und leisen;

Agitprop darf das Lachen nicht vergessen, Kabarett nicht den Ernst;

Agitprop muß sich vor Schönfärberei hüten, Kabarett vor Schwarzmalerei;

Agitprop darf unsere kleinen Sorgen nicht überschen, Kabarett nicht die großen.

Zur weiteren Verdeutlichung seien einige typische Kabarett- und Agitprop-Texte angeführt. Hier zuerst eine Nummer aus einem Agitprop-Programm von Peter Pons zu den Volkskammerwahlen 1958:

A.: Was willst du eigentlich?

X.: Wählen!

(B. und C. treten vor. Sie tragen Schilder mit den Aufschriften „Bundestag“ und „Volkskammer“.)

A.: Wähle also!

B.: Bundestag!

C.: Volkskammer!

Beide: Abgeordnete!

B.: 147 Konzerndirektoren und dergleichen!

A.: Vertreten sie deine Interessen?

C.: 262 Arbeiter!

A.: Die vertreten deine Interessen!

B.: 84 Beamte und hohe Offiziere!

A.: Vertreten sie deine Interessen?

C.: 78 Angestellte, 40 Handwerker und Gewerbetreibende!

A.: Die vertreten deine Interessen!

B.: 55 Großbauern!

A.: Vertreten sie deine Interessen?

C.: 43 Genossenschafts- und Einzelbauern!

A.: Die vertreten deine Interessen!

B.: 3 – in Worten: drei – Arbeiter!

A.: Können sie deine Interessen vertreten?

C.: 43 Geistesschaffende!

A.: Alle deine Verbündeten! Siebst du nicht, wie stark du bist?

Alle: Plane mit! Arbeite mit! Regiere mit!

Die Nüchternheit des Textes darf nicht täuschen. Er erhält, gesprochen und gespielt, große Lebendigkeit, und seine Wirksamkeit beruht gerade auf der einfachen Sprache

und der dadurch um so eindringlicheren Beweisführung. Hier ein Kabarett-Text von Hans Rascher:

Sie klappern wieder

Major: Putzke! Putzke! Wo steckt denn dieser Bursche wieder? Schütze Putzke!

Putzke (kommt): Schütze Putzke meldet sich zur Stelle!

Major: Na endlich! Hier, halten Sie mal die Kassette. Ja, Putzke, es ist soweit, Deutschland erwacht und besinnt sich auf seine ruhmreiche Vergangenheit – die Kriegsauszeichnungen dürfen endlich wieder getragen werden! Und wenn es erst mal wieder klappert, wird es ja auch bald wieder klappen! Wo haben Sie überhaupt so lange gesteckt?

Putzke: Melde gehorsamst, Herr Major, im Standortkino!

Major: Jutes Programm?

Putzke: Toller Dokumentarfilm, Herr Major, „Die blutige Steppe“! Da wird zum Beispiel gezeigt, wie ein Wolf ein Schaf reißt, daß das Blut nur so spritzt und die Feizen nur so fliegen!

Major: Hören Sie doch auf! Das ist ja gräßlich! Wie man sich so etwas ansehen kann! (Steckt sich den ersten Orden aus der Kassette an.) Warschau 1939, zwei Polen, EK Zwöl! Häuserkampf – mulmige Sache – können Sie sich vorstellen, Putzke, daß mir da noch ganz komisch war, so beim Abdrücken? Und bloß, weil die Köpfe nicht mehr aus Pappe waren! (Holt den zweiten Orden aus der Kassette und steckt ihn an.) Narvik 1940, fünf Norweger, EK I! MG-Nest – ran-gerobbt – geballte Ladung – Feierabend! Aber als ich das dann gesehen habe, was soll ich Ihnen sagen, Putzke, konnt' ich doch tatsächlich zwei Stunden nichts essen! Der Magen war eben doch noch nicht genügend durchtrainiert! (Steckt sich den dritten Orden an.) Skomolje 1941, fünfzehn Serben, Partisanenkampf-abzeichen! Ein idyllisches Dörfchen! Der Jasmin blühte gerade – fabelhafter Duft! Ari angefordert – das Dorf zusammengeklöppt und dann im Sturm-angriff alles weggeputzt! Und dieser Duft! Wissen Sie, wie Jasmin duftet, Putzke? Ich meine den echten Balkan-Jasmin.

Putzke: Nein, Herr Major.

Major: Na, ist auch verzeihlich – Sie waren ja noch nie im Krieg. Haben noch viel nachzubolen Putzke! (Steckt sich den vierten Orden an.) Libyen 1942, sechs-undzwanzig Tommys, Joldene Nabkampfspange! Die Burschen kurz vorm Wasser-loch injekesselt – drei Tage dursten lassen – dann das Wasserloch freigegeben und totaler Sieg ohne einen einzigen Schuß! Na, Putzke, kapiert?

Putzke: Ich nehme an, Herr Major, das Wasser war irgendwie vergiftet.

Major: Jawoll, Putzke, psychologische Kriegführung! (Steckt sich den fünften Orden an.) Chateaublanc 1943, zweiunddreißig Franzosen, Deutsches Kreuz in Gold! Alle zweiunddreißig in einer Reihe – zwei MG-Salven – aus! Saubere Arbeit, kostbare Munition gespart – nur zwei Gnadenschüsse nötig! (Steckt den sechsten Orden an.) Odessa 1944, fünfzig Geiseln, Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes! So, das wär' es wieder! Macht summa summarum: (Zählt es an den Orden ab.) Zwei Polen plus fünf Norweger plus fünfzehn Serben plus sechsundzwanzig Tommys plus zwei-unddreißig Franzosen plus fünfzig Ukrainer ... sind zusammen, na, Putzke?

Putzke: Hundertdreißig Leute, Herr Major.

Major: Bravo, Putzke! Na, wie stehe ich da? Großdeutschland ist in Glanz und Gloria auferstanden! Sie haben wohl keine Orden, was Putzke?

Putzke: Nur einen ganz kleinen, Herr Major.

Major: Ja, was denn, und den legen Sie nicht an?

Putzke: *Melde gehorsamst, Herr Major, ich genier' mich. Neben all den herrlichen Orden von Herrn Major siehst meiner wirklich zu schäbig aus.*
 Major: *Ach was, Putzke, nicht so bescheiden, legen Sie ihn an!*
 Putzke: *Zu Befehl, Herr Major! (Steckt sich einen Orden an.)*
 Major: *(geht auf ihn zu, um sich den Orden anzusehen.)*
 Putzke: *Düsseldorf 1955, zwei Rheinländer, Lebensrettungsmedaille!*

In der ganzen Szene fällt kein Wort darüber, was getan werden soll; sie wirft höchstens Fragen auf. Aber selbst deren Formulierung bleibt dem Zuhörer überlassen. Ein typischer Kabarett-Text ist auch der folgende von Ekkehard Dölle:

Wasserhahn und Frieden

Willi: *Was denn, Paul, den Arm gebrochen?*
 Paul: *Nee, Rheuma. Durch die Überanstrengung. Halt du mal eine Stunde lang den kaputten Wasserhahn zu.*
 Willi: *Du Idiot, da hättest einen Klempner holen müssen.*
 Paul: *Konnt' ich nicht. Ich mußte doch den Hahn zubalten!*
 Willi: *Dann hättest doch deine Frau schicken können.*
 Paul: *Hab' ich ja. Aber der Klempner war nicht zu Hause.*
 Willi: *Au Backe!*
 Paul: *Ja, da hab' ich also weiter zugehalten. Und dann – plötzlich klingelt es – und wer steht draußen?*
 Willi: *Der Klempner!*
 Paul: *Nee, ein Agitator. Von EAW. Borsig.*
 Willi: *Au Backe!*
 Paul: *Nee, nee, ein prima Kerl, sag' ich dir!*
 Willi: *Was denn, er hat dir geholfen?*
 Paul: *Jawohl!*
 Willi: *Er hat deinen Wasserhahn repariert?*
 Paul: *Das nicht.*
 Willi: *Was denn?*
 Paul: *Er hat mich überzeugt.*
 Willi: *Wovon?*
 Paul: *Daß ein neuer Krieg viel schlimmer wäre!*

Dieser gespielte Witz ist in einem Kabarett völlig harmlos. In einem Agitprop-Programm, in dem Texte wie der erste gebracht werden, wäre er völlig fehl am Platze.

Es gibt auch lustige Agitprop-Texte. Die folgenden Verse von Günther Kolb zeigen außerdem, wie man die Forderung Friedrich Wolfs nach den „konkreten Themen“ erfüllt.

Die Kohleeseisbahn

*Auf der Kohleeseisbahn
 soll auch sonntags Kohle fabre,
 doch bei manchen klappt das nicht,
 die hab'n sonntags Bummelschicht.
 Trulla, trulla . . .*

*Liebe Leut', das ist gefährlich,
 denn im Abraum wird's beschwerlich,
 alle Bagger stehen still,
 wenn die E-Lok nicht mehr will.*

*Und die Welt ist ganz verschrobe,
Koble wird nicht mehr gehobe
wege dieser Bummelei
bei der E-Lokführerei.*

*Die Brikettfabrike warte,
weil die E-Loks nicht mehr starte,
auch die Siebkohlproduktio
pfeift scho auf dem letzte To.*

*Und die Leute in die Städte
brauche Koble, möcht ich wette,
sie sind nicht so glücklich dra,
weil kei Deputat sie ha.*

*Hört, sie schimpfe voller Zorne,
obe, unte, hinte, vorne,
auf Regierung und Partei,
weil die daran schuldig sei.*

*

*Wenn die E-Lokfabrer nicht starten,
muß alles warten,
denn sie sind grad im Garten,
und sie pflücken dort mit Lieschen
Radieschen.
Und die essen sie so gern.*

Der zuletzt zitierte Text ist auch für Kabarettprogramme mit entsprechender Thematik geeignet. Er zeigt, daß Kabarett und Agitprop nicht wie Feuer und Wasser voneinander zu trennen sind. Eine Agitprop-Gruppe soll auch kabarettistische Mittel verwenden, weil sie so ihre Gesamtwirkung verstärken kann. Ebensowenig kann das Kabarett auf den direkten Appell an die Zuschauer verzichten.

Aber was die *Funktion* der Gruppe angeht, so muß man sich zwischen Agitprop oder Kabarett entscheiden. Gruppen, die allen Schwierigkeiten aus dem Wege gehen wollen und ein Programm zusammenbrauen, das zum Teil Agitprop, zum Teil Kabarett ist, geraten in eine Sackgasse. Die einzelnen Teile des Programms beeinträchtigen sich dann gegenseitig oder heben sogar einander auf. Die Gruppen können ihre Funktion nicht mehr erfüllen.

Unsere Kabaretts werden an Bedeutung gewinnen, je bewußter sie die *Aussage* zur Grundlage ihrer Arbeit machen. Sie dürfen nicht übersehen, daß gerade in der mangelhaften Berücksichtigung dieses Ausgangspunktes aller wirkungsvollen Kabarett-Texte die Ursache für die meisten Fehler liegt: läppische Witze, bloße Wortspielereien, Überheblichkeit, Oberflächlichkeit und „Nachtrabpolitik“ dem Publikum gegenüber. Das Kabarett kann sowenig wie andere Genres ohne Kontakt mit dem Publikum existieren, aber es muß seinen Zuschauern immer einen Schritt voraus sein, wenn es sie führen will. Das lustigste Kabarett ist nicht immer das beste; entscheidend bleibt, *was es zu sagen hat.*

Die Kabaretts der Zukunft müssen sozialistische Kabaretts werden. Dies verlangt vor allem, aus dem „bürgerlichen Lachen“ des Publikums ein sozialistisches Lachen zu machen, die meckernde Schadenfreude in ein unserer Stärke bewußtes, fröhliches, kollektives Auslachen des Alten, Überlebten zu verwandeln. Aber auch dieses Kaba-

rett der Zukunft wird in der Hauptsache launige Zeitkritik bringen, und die Selbstkritik wird darin dem Umfang nach überwiegen, denn sie liefert die geeignetsten Stoffe für die lustigen Teile des Programms. Die großen Themen, unser Kampf gegen den Imperialismus, gegen Kriegsverbrecher und Ausbeuter müssen meist ernsthaft behandelt werden, Ausnahmen zugestanden. Für diese Themen ist das Beste gerade gut genug; im anklägerischen Song, in der bitteren und ernsten Satire gegen Atombombenstrategen und Rassenhetze verliert das Kabarett das Spielerische und Verspielte und gewinnt dafür die größte Aussagekraft.

Die Perspektive unserer Agitprop-Gruppen steht und fällt mit der Steigerung ihrer Wirkung. Trotz ihrer zum Teil großartigen Entwicklung in der letzten Zeit bleibt hier noch viel zu tun. Es sind immer noch die alten Fehler, auf die schon Friedrich Wolf hingewiesen hat: Nichtbeachtung des „konkreten Publikums“, keine „konkreten Themen“, ausschließlich ernste Nummern, Schematismus.

Alle diese Fehler sind Textfehler. Daher ist die Hilfe, die eine Reihe von Schriftstellern leisten, so wichtig. Marta Nawrath, Jan Koplowitz, Jo Schulz, Manfred Streubel, Karl-Heinz Tuschel, Nils Werner und andere schreiben nicht nur Texte, sondern leiten auch Gruppen oder beraten sie. Ihr Beispiel muß Schule machen, denn aus der Anteilnahme der Autoren erwächst nicht nur den Gruppen Gutes. Jeder Schriftsteller findet hier Gelegenheit, seine „Schreibtisch-Datscha“ zu verlassen, sich unmittelbar an der Publikumsfront zu bewähren und die Wirksamkeit seiner Arbeiten experimentell zu prüfen und zu verbessern.

Dabei darf man natürlich nicht vergessen, daß sich im Agitprop das Proletariat eine eigene Bühne schuf in einer Zeit, in der die großen Bühnen vom Bürgertum beherrscht wurden. Schon in den zwanziger Jahren wurde deutlich, daß das Agitprop, wie Friedrich Wolf bemerkt hat, zum Theater tendierte: in den abendfüllenden Agitprop-Revuen, in der „Mausefalle“ Gustav von Wangenheim, in der „Mutter“ von Brecht, in Wolfs „Tai Yang erwacht“, die alle mehr oder weniger vom Agitprop herkommen, aber doch seine Schranken sprengen und den Übergang zum Theater vollziehen. In solchen Tendenzen liegt auch heute eine Entwicklungsmöglichkeit für das Agitprop.

Ein besonderes Problem bilden die vielen kleineren Gruppen, die sich Kabarett nennen, obwohl sie ihrer Funktion nach Agitprop sein sollten und zu diesem Zweck gegründet worden sind. Die ständigen Mahnungen, sie müßten „mehr West-Themen“ behandeln, sie sollten „nicht soviel Negatives“ bringen, würden sofort gegenstandslos werden, wenn diese Gruppen ihre Agitprop-Funktion erkennen und sich zu ihr bekennen würden. Das würde auch die durchschnittliche Lebensdauer der Gruppen steigern. Oft genug brechen solche Gruppen nämlich auseinander, weil ihr „Star“ ausgelernt hat oder aus anderen Gründen seine Arbeitsstelle wechselt. Für Agitprop besteht diese Gefahr kaum, denn ein Agitprop-Programm ist immer eine echte Gruppenleistung. Um Mißverständnisse zu vermeiden: Was sich aus Liebe zum Kabarett zusammengefunden hat und erfolgreich arbeitet, soll ein Kabarett bleiben. (So ist die „Kneifzange“, ein Kabarett der Deutschen Grenzpolizei, ein festgefügtes Ensemble, das Hervorragendes geleistet hat. Es bringt den Angehörigen der Grenzpolizei echtes Kabarett, politische Unterhaltung also, mit viel „innerbetrieblicher“ Selbstkritik, und hat neben den Agitprop-Gruppen der Grenzpolizei seine eigene Daseinsberechtigung.) Für tüchtige und besonders spielfreudige Gruppen wäre noch ein weiterer Weg zur Verbesserung ihrer Arbeit denkbar. So viel nämlich einzuwenden ist gegen ein Durcheinander von Agitprop und Kabarett in einem Programm, so erwünscht wäre es, wenn Kabaretts zusätzlich zu ihrem Grundprogramm ein Agitprop-Programm einstudierten und Agitprop-Gruppen ein Kabarett-Programm. In dieser Richtung müßten sich Kabarett und Agitprop entwickeln, wenn sie ihren Aufgaben gerecht werden wollen.

Max Walter Schulz

[[Lyrische Tagebücher aus 20 Lebensjahren eines Kommunisten

Hasso Grabner: „Fünfzehn Schritte gradaus“

„Der Takt liegt auf dem linken Fuß“

Aufbau-Verlag, Berlin 1958

Die Gedichte des Häftlings und des Strafsoldaten

Der Verfasser der vorliegenden beiden Lyrikbändchen, heute 47jährig, war bis vor ganz kurzer Zeit ein Unbekannter in unserer Literatur. Nach verschiedenen Veröffentlichungen in der Presse gibt er jetzt unmittelbar nacheinander zwei Sammlungen eigener Gedichte heraus, die aufhören lassen. Es wiederholt sich eine Erscheinung, die wir schon im Fall von Bruno Apitz beobachten konnten: Ein Mensch, der sein Leben lang in den vorderen Reihen des proletarischen Klassenkampfes stand, der mit Literatur nur mittelbar verbunden war, erzielt mit einem Schlage eine unmittelbare, gültige literarische Aussage zum Thema seines Lebens.

Daran ist nichts Wunderbares, sondern nur etwas Neues, das mit dem Übergang zur neuen, höheren Kulturstufe der sozialistischen Gesellschaft zusammenhängt. Wir werden wahrscheinlich noch mehr solcher „Fälle“ erleben. Denn insofern sich unsere Kunst anschießt, in letzter Instanz alle Impulse aus der sozialistischen Veränderung der Produktionsverhältnisse zu empfangen, wird der Mensch, der an der Basis bewußt verändern hilft, zur Kunst befähigt – nicht nur reproduktiv, sondern auch produktiv, je nach Temperament und Talent. Sozialistische Kunst wird eine Volkskunst im höchsten Sinne des Wortes sein.

Es ist gewiß ein Zufall, daß ausgerechnet der politische Häftling Apitz dem politischen Häftling Grabner im Zuchthaus Waldheim ein Namensschildchen für das blaue Wachstuchheft schrieb, das den Gefangenen zu persönlichen Aufzeichnungen gestattet war, aber selbstverständlich argwöhnisch zensiert wurde. (Hasso Grabner schrieb Verse in dieses Wachstuchheft, kaschiert in der politischen Aussage, „Sklavensprache“ in der Wahl der Worte, Bilder und Bezüge.) Es ist aber kein Zufall, daß Menschen wie Apitz und Grabner im Zuchthaus und KZ das faschistische Regime erlebten und nach der Befreiung, im ersten, schwersten Dezennium des Aufbaus, die wenigste Zeit übrig hatten für die eigene schöpferische Betätigung.

Grabners Bändchen „Fünfzehn Schritte gradaus“ beginnt mit Versen, die „Hinter dem dreifachen Tor“ des Waldheimer Zuchthauses entstanden. Sie sind authentisch und unverändert. Man muß sie unter den Bedingungen verstehen, unter denen sie verfaßt wurden. Immerhin haben diese Gedichte dazu beigetragen, daß ihr Verfasser nach Verbüßung der Zuchthausstrafe ins KZ Buchenwald überwiesen wurde.

Die Gedichte „Hinter dem Stacheldraht“ und zum Teil auch die „Korftischen Gesänge“ wurden damals nur im Kopfe konzipiert und im Gedächtnis aufbewahrt. Hätte man sie bei dem Buchenwaldhäftling oder bei dem Soldaten des Strafbataillons 999 (auf Korfu) gefunden, hätte man mit Grabner kurzen Prozeß gemacht.

Aus dem Jahr 1936 datiert Grabners erstes Gedicht (1934 war er verhaftet worden). Grabner hat schon mit sechzehn und achtzehn Jahren Verse geschmiedet. In der

„reinen Neigung“ zur Poesie unterschied er sich nicht von der Vielzahl junger Leute, die sich von Alters wegen durch die Sphäre des Poetischen mächtig-nächtig angezogen fühlen. Er unterschied sich von jenen darin, daß er, 18jährig, ein arbeitsloser Prolet, schon begriffen hatte, wozu auch die Lyrik zuerst gut ist: als Waffe im Klassenkampf.

Überflüssig zu sagen, daß dieser Erkenntnis die andere, viel wichtigere, vorausgegangen sein mußte: die vom Wesen des Klassenkampfes. Hierzu haben ihm Umstände verholfen, die dem Arbeiterkind damals die Universitäten ersetzten: die Armut zu Hause, die Not der Lehrjahre, die anschließende Arbeitslosigkeit, die Solidarität der Genossen im KJV und in der Partei, die tägliche Bewährung in der organisatorischen Kleinarbeit, der Kampf gegen Revisionisten und faschistische Knüppelgarden und schließlich die große Bewährung im „Knast“, in der „Hochschule des Revolutionärs“ – alles in allem eine Erziehung durch die unheroisch-heroische Praxis der Partei. Die allerersten Gedichte des 18jährigen Kommunisten waren politische Gedichte, waren verfaßt zum Zweck der Haus- und Hof-Agitation, für Flugblattaktionen und für Sprechchöre in Großveranstaltungen, waren – noch ungenau – geschrieben in der Sprache, die man auf den Straßen, Sälen und Hinterhöfen Leipzigs verstand, waren voller Liebe den Klassengenossen zugeeignet, voller Haß den Klassenfeinden ins Gesicht geschrieben. – Und mit dieser neuen parteilichen Qualität des Inhalts beginnt die sozialistische Literatur.

Grabner hat diese allerersten Gedichte nicht in die vorliegenden Bändchen aufgenommen. Das ist in einem gewissen Sinn zu bedauern; denn die authentisch in der Haft geschriebenen Verse, die jetzt als erste Zeugnisse auftreten, sind durch die Beschneidung der Zensur wie durch die Haftatmosphäre formal ins Kontemplative abgedrängt. Vergleicht man sie in Bausch und Bogen mit den nach 1945 geschriebenen Gedichten, dann stellt sich sofort heraus, daß nicht die Kontemplation, sondern das erzählende didaktische Element die formale Mentalität der Grabnerschen Gedichte charakterisiert.

Es wäre nicht nur literaturgeschichtlich aufschlußreich, wenn man die allerersten Agitprop-Gedichte zum kritischen Vergleich zur Hand hätte. Denn angesichts des Gegenstandes – Lyrik aus zwanzig Lebensjahren eines Kommunisten – muß sich die kritisch-ästhetische Betrachtung mit der kritisch-historischen verbinden. Das Didaktische ist ein Grundzug der gesamten sozialistischen (oder proletarischen) Literatur der zwanziger Jahre. Die „Sklavensprache“, in der Grabners Haftgedichte zwangsweise geschrieben wurden, erschwerte jedoch den Nachweis, daß seine Lyrik aus jener didaktischen Tradition herkommt und daß sie am ehesten durch Erich Weinert beeinflusst ist.

So stehen die Haftgedichte etwas für sich und sind nur mit den Zeugnissen sozialistischer und antifaschistischer Lyrik zu vergleichen, die während der Nazizeit im faschistischen Machtbereich hinter Stacheldraht und Gitter, unter Polizei- und Militäraufsicht entstanden. Diese Zeugnisse sind quantitativ gering und in sich differenziert.

Man kann nicht sagen, Grabner habe damals lyrische Reportage unter dem Strang geschrieben. Der Tod stand ihm niemals im richterlich genau bemessenen Abstand von Tagen und Stunden gegenüber, nicht wie einem Julius Fučík, einem Adam Kuckhoff, einem Mussa Dshalil. Er hatte immer noch eine Chance auf Davonkommen. Eine Chance freilich, die von der Zahl der Fettaguen auf der Kohlsuppe abhing, von der Schnapslaune eines SS-Postens und von der apokalyptischen Stimmung des Regimes in seinen letzten Zuständen. Die Leute, die sich allein an die Chance auf Davonkommen mit dem nackten Leben klammerten, wurden entweder zu Ver zweifelten oder zu Ver ratern: So gering war diese Chance. Ihr mußte sich eine optimistische Gewißheit bei-

gesellen, die das eigene nackte Leben schon aus dem Spiele ließ, die das neue Leben meinte, den sozialistischen Morgen, der unausbleiblich der faschistischen Nacht folgen würde. (Wie leicht schreibt sich heute für uns „unausbleiblich“!)

In einer solchen, niemals fatalistischen, immer aktiven revolutionären Haltung liegt das Kriterium der menschlichen und politischen Reife des politischen Häftlings, ein Kriterium, das sich auch auf seine künstlerische Leistung überträgt. Wenn einer die Harfe, die er hinter Gittern schlug, auf diesen Grundton des Unbesiegbaren stimmte, dann klingt sie uns gut und schön, dann sind alle kritischen Einwendungen gegen die Form vom dritt- und viertrangiger Bedeutung.

Das Sonett „Die Häftlingsnummer“ (September 1938) schließt:

*als voller Ton in unserm Hobenlied,
das Millionen unzertrennbar band,
das Lied: ich war, ich bin, ich werde sein.*

Hier klingt der Grundton auf, den nur der Mensch anschlagen kann, der stärker ist als die Nacht. Ein Jahr später, im September 1939, dichtet der Buchenwaldhäftling:

*Wir fragen nicht mehr
nach irgendeinem Kalender,
wir fühlen in Tag und Traum
nur dunkle Nacht
und wissen:
Ein Morgen ist aller Nächte Beender,
und halten für diesen Morgen
die Nächte Wacht.*

Wieder der gleiche Ton, noch reiner und unverstellter. Man kann ihn – einmal stärker, einmal schwächer – aus jedem Gedicht heraushören.

Wenn wir davon sprachen, die in der Haft geschriebenen Verse seien formal ins Kontemplative abgedrängt, dann bezieht sich das vor allem auf die Rhythmisierung in den Waldheimer und Korfu-Gedichten. Ihre rhythmische Melodie, metrisch gebunden, jambisch oder daktylisch bestimmt, liebt den fallenden Bogen – ein Tonfall, der betrachtender gedanklicher Haltung gemäß ist.

*Wo ist das leichte Leben? Kann es einer zeigen?
Es ist so schwer wie frühlingsfrühes Wagen.
Wir müssen alle uns den schweren Dingen neigen,
und werden dann in nahen Stunden und in guten Tagen
um unsrer großen Schmerzen große Freuden wissen,
und darum, daß wir sie wie keine lieben müssen.*

Diese sechs Zeilen stammen aus dem Sonett „Die leichten und die schweren Dinge“, geschrieben in Waldheim zu Ostern 1938. Vergleichen wir sie mit Zeilen aus dem Sonett „Gesang ist alles“, Insel Korfu, vom 27. März 1944:

*Wenn über uns die stillen Wolken ziehn,
.....
Dann sind wir unsrer großen Mutter nah,
in ibrem Schoße ruben unsre Häupter.
Wie eines Springquells funkelnder zerstäubter
Gesang ist alles, alles ist Gesang!
Ich bin ein Lied und du ein großer Klang
und dennoch stiller als die Wolken da.*

In beiden Gedichten weiche, fallende Rhythmen. Aber dennoch stolpert mit dem fallenden Rhythmus nicht der Gedanke: Er steht fest oder bewegt sich gegenläufig ins Optimistische, selbst wenn er Tragisches ausspricht.

Man halte dagegen die in der Haft geschriebenen Sonettstrophen eines bürgerlichen Antifaschisten:

*Ich starre lang in meine leeren Hände.
Ich denke nichts, ich höre nichts, ich schaue
Leblosen Auges nur die kable, graue,
Dumpe Verzweiflung der verhaßten Wände.
Und ab und auf die rubelosen, matten,
Und auf und ab die Schritte, ungemessen.
Ich weiß nicht, wer ich war, ich bin vergessen.
Ich lebe nicht. Ich bin nur noch ein Schatten.*

Dieser Mann, Joseph Drexel, war Mitarbeiter an der „Deutschen Rundschau“ und seit 1930 Leiter der „Deutschen Widerstandsbewegung“. Er wurde von den Nazis 1937 verhaftet und 1939 zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Wir führen dieses Beispiel an, um zu zeigen, wie sehr es auf das ideologische Fundament ankommt, wenn die Verzweiflung mächtig werden will, und wie der bürgerliche Individualismus, das großgeschriebene Ich, sich leicht zum schönlivrierten Liebediener der Verzweiflung dingeinläßt, ihr Tür und Tor zu öffnen. Es kommt aber in der Lyrik – hier sieht man's in nuce – eben nicht zuerst auf das Schöne an, sondern auf das Gute und Wahre, und damit auf die bessere Weltanschauung.

Grabner ist gelernter Buchhändler. Man findet in der Diktion seiner Gedichte auch durchaus Konventionelles, von bürgerlicher und Wandervogel-Lyrik Übernommenes. Viele seiner Gedichte aus der Haft und der Zeit im Strafbataillon aber bestehen die Prüfungen der Zeit; ihre Form wird dem Inhalt gerecht: Sie gründet sich hauptsächlich auf die Schlichtheit der Wortwahl, geht sparsam mit Metaphern um, ist bilderkeusch im großen und ganzen und zeigt das Bestreben, alle Bezüge und Verhalte bei ihren konkreten Namen zu nennen. Dieses Bestreben wird beeinträchtigt durch die erzwungene Verhüllung mancher Aussage.

Bleibt eine kritische Frage: Warum wurden diese Gedichte nicht unmittelbar nach 1945 herausgegeben? Niemals hatten wir in Deutschland einen solchen Hunger nach guter Gegenwartslyrik wie zu jener Zeit. Kunst ist Waffe und sollte taktisch richtig, das heißt auch: zum richtigsten Zeitpunkt eingesetzt werden.

Lyrik vor Ort der neuen Wirklichkeit

Der letzte Teil von „Fünfzehn Schritte gradaus“, etwas gestelzt „Vita Nuova“ betitelt, beginnt mit dem Gedicht „Rote Fahne 1945“. Hier wendet sich Grabner direkt der Thematik des neuen Lebens zu. Das Bändchen „Der Takt liegt auf dem linken Fuß“, dem vierzigsten Jahrestag der KPD gewidmet, führt die Gegenwartsthematik fort. Es enthält die Gedichte, die nach den fünfzehn Jahresschritten gradaus – nach 1951 also – entstanden sind und geht nur im ersten Teil, „Quell“, noch einmal in die jüngste Vergangenheit zurück. Aber auch diese im Gestern angesiedelten Gedichte sind von heute aus geschrieben. Nimmt man beide Bändchen zusammen und vergleicht die alten (vor 1945 geschriebenen) mit den neuen (nach 1945 geschriebenen) Gedichten, so ergibt schon ein zahlenmäßiger Vergleich, worauf der Akzent liegt: auf den neuen Gedichten, auf dem Vorhaben, das Neue in unserer Zeit und Wirklichkeit auf ganz direkte Weise lyrisch zu erfassen. Grabner holt sich seine neuen lyrischen Sujets wie ein Journalist aus aktuellen Zeit- und Tagesgeschehnissen. Er versucht sie

ohne sprachliche Überhöhung, ohne kontemplative Entrückung, sehr unpathetisch zeitgerecht zu gestalten.

Alle diese Gedichte sind direkte politische Lyrik. Natur- oder Liebesgedichte finden sich nicht. Inwieweit diese politische Lyrik Grabners zur Agitprop-Lyrik zählt oder zu einer „höheren“ Gattung, sei dahingestellt. Im Grunde ist jede gute politische Lyrik auch Agitprop-Kunst.

Der Ton der neuen Gedichte ist nicht mehr intensiv auf Betrachtung gestimmt, sondern extensiv auf Entdeckung, Eroberung, Bestimmung neuer Weiten am Horizont der neuen gesellschaftlichen Gegenwart, wie auch auf Erhellung und Erhebung der Kräfte, die im Vergangenen für die neue Gegenwart gelebt und gekämpft haben. Dabei setzt sich ein starkes didaktisches Element frei: das Bemühen, von der Grundlage des neuen gesellschaftlichen Seins aus Gefühl und Intellekt zu verändern, ein neues Bewußtsein zu bilden, das seinerseits wiederum progressiv auf die Entwicklung der Basis einwirken kann.

Klar in der parteiichen Tendenz des Inhalts, sucht Grabners Lyrik nach der entsprechenden Form. Und wenn auch Qualität des Inhalts Voraussetzung für Qualität der Form ist, so ist die Entsprechung der beiden doch keine Notwendigkeit, die sich automatisch vollzieht. Sie ist abhängig von der Reife des Talents, der Beherrschung der handwerklichen Mittel, der Besonderheit des individuellen Temperaments und – was man gern unterschätzt – von pädagogischen Einsichten des Schriftstellers.

Was wir heute bei uns schreiben und drucken, das sind die ersten Seiten im Buch unserer neuen sozialistischen Nationalliteratur. Wir müssen dazu übergehen, mit der gleichen Strenge ästhetische Maßstäbe an die Form zu legen, mit der wir die Reife, die Parteilichkeit des Inhalts messen. Unsere Kritik muß an unserer Literatur wachsen und die Literatur wiederum an der Kritik – und beide an der Frage: Wem nützt es?

An den neuen Gedichten Hasso Grabners bemerkt man zuerst einen anderen rhythmischen Atem als an den alten. Augenfällig übernimmt die Kurzzeile die dominierende Rolle. Jamben und Daktylen, vorher weich und fallend, werden beschleunigt, mischen sich mit Trochäen und Anapästen. Der Zeilenabbruch blockiert den fallenden Ton; die gedankliche Periode läuft zumeist in harten, männlichen Reimen aus. Rausch und Feier des Klassensieges, Unruhe des Weiter-vorwärts-Wollens, Kampfbereitschaft, Planbegeisterung, heller Drang des Arbeiters im Aufbruch der Klasse – alle diese neuen Seinsverhalte und Bewußtseinsinhalte suchen Formgestalt.

Rote Fahne 1945

*Leid durch die Straßen geht.
Der Kameraden
viele sind stumm.
Aber die Fahne weht
zu neuen Taten
und weiß warum.*

*Weil sie das Zeichen ist,
das tausend Nöte
besiegen muß,
von dieser Zeit gebißt,
der Morgenröte
zum vollen Gruß.*

Nur wenige der neuen Gedichte behalten die Langzeile bei. Aber auch hier springt der Rhythmus um und stürmt aufwärts, zum Beispiel in dem Gedicht „1. Mai 1946“:

*Steh auf Sturm, Frühlingssturm, wilder Geselle,
jage die Wolken unserer Himmel gen West.
Du bist der unüberwindliche, unverdrossene, schnelle
Freund aller Müde gewordenen, der uns erschauern läßt.*

Das Titelgedicht zu „Der Takt liegt auf dem linken Fuß“ macht den Wechsel in Rhythmus und Versbau in sich selbst deutlich. Es beginnt mit normal langen Zeilen:

*Ihr könnt den Gleichschritt nicht mehr stören
und wenn ihr, selbst mit allem Bleche,
das Töne gibt, verwirrend Spiel beginnt,
erschreckt erkennend, was jetzt euer Los ist.
Es wird am Ende niemand auf euch hören,
weil voller Zorn der Letzte sich besinnt,
wie eure Zeche
ungebeuer groß ist.*

(Es folgen noch eine Langzeile und weitere zehn Kurzzeilen.) Uns erscheint an dieser Stelle der Rücksprung auf die kurze Zeile etwas gewaltsam herbeigeführt, mehr dem Reim als dem Rhythmus dienlich. Auch die gewagte syntaktische Umstellung geschieht dem Reim zuliebe. Im ganzen erhält das Gedicht durch die (allerdings nicht völlig saubere) Zweiteilung doch noch annehmbare Gestalt. Wir glauben aber nicht, daß damit die optimale Entsprechung zum Inhalt gefunden wäre. Unser Formgefühl stößt sich durchaus nicht an Tempi-Verschiebungen und Taktwechsel; es läßt sich sogar gern überraschen davon – wenn diese Überraschungen der Bewegung des Inhaltlichen Sinn- und Gefühlsverlaufes zugeordnet sind. Es stößt sich aber schon an der kleinsten formalen Willkürlichkeit.

Hasso Grabner bemüht sich durchweg, den freien (selten gebundenen) Rhythmus seiner Kurzzeilen durch Reime zu verstricken. Sein Reimschema verliert sich in freier Rhythmik aus der Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit und wird intuitiv gesteuert. Dabei treten häufig sehr weite Reimentfernungen auf. Im zuletzt angeführten Beispiel findet das Reimwort der letzten Zeile, „Fuß“, acht Zeilen weiter oben in „Gruß“ seinen Partner. Natürlich ist die akustische Zeitdistanz nicht so groß wie die optische Raumdistanz auf dem Papier. Aber der Autor muß doch immer wieder nachhören, ob nicht der Schwerpunkt-Reim innerhalb eines vielzeiligen Reimspiels, in welchem die Gedankenspitze ausläuft, bei weitem Abstand durch starke Zwischenreime in der Erinnerung verblaßt. Vorerst können wir ihm bestätigen, daß seine Reime auch weite Zeilendistanzen durchhalten.

Man sehe sich auch das Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg gewidmete Gedicht „Wer so wie ihr“ an.

*Wer so wie ihr
in den zu Pylonen
geformten Händen
in Schmerzen das Feuer trug,
wem so wie euch
für der Millionen
Leiden das Herz
in Zorn und Trauer schlug...*

Schon diese ersten beiden Strophen geben das formale Gesetz deutlich hörbar kund. Die Strenge wird bis ans Ende durchgehalten. Solchen Strophen sieht man es nicht an, wieviel Arbeit dahintersteckt, wieviel Bogen vollgeschrieben und weggeworfen wurden, bis die einfache Form dastand, die der erhabene Inhalt verlangt.

Das gleiche läßt sich von dem Gedicht „Die Partei“ sagen:

*Sie sagt dir nicht,
träume von morgen
und sieh, daß du heute gut ruhst.
Sie sagt dir,
du mußt dich sorgen,
daß du heute das Rechte tust.*

*Sie sagt dir nicht,
iß und trink nur,
und laß dir im übrigen Zeit.
Sie sagt dir,
daß jedes Ding nur
durch deine Arbeit gedeiht.*

Wiederum nur zwei Strophen. Wiederum erkennt man sofort die einfache, hörbare Gesetzmäßigkeit. Dabei fällt auf, wie stark die Diktion vom logischen Takt des Gedankens bestimmt ist, wie die Wiederholung von Strophe zu Strophe den Gedanken immer einen Schritt weiterführt.

Die ästhetische Kategorie dieser beiden formstreng gehaltenen Gedichte ist das Erhabene. Zu den Stätten, die für uns erhaben sind, gehen wir gemessenen Schrittes. Treten wir ästhetisch in das Bereich des Erhabenen ein, so zügeln wir die Sprache zur Gemessenheit. Und auch im Hymnischen, das dem Erhabenen sehr nahe steht, bleibe uns „heilige Nüchternheit“ Verpflichtung.

„Die Essenausgabe“ mit der Fabel von dem KZ-Häftling, der sterbend den Napf umkrallt, damit er als Toter noch für die Kameraden die „Kohlrübenwasserbrühe“ empfangen kann*, ist ein sehr starkes, obwohl nicht in gleichmäßigen Strophen gebautes Gedicht. Es hat auch kein reguläres Reinschema; aber es hat „irgendwie“ hörbares Gesetz. Hier triumphiert intuitive Form, als wäre sie Gesetz. Es gibt noch andere, ähnlich gelungene Beispiele dieser Art („Aufbau des Bandagenwalzwerkes Gröditz“, „Dresdner Selbstgespräch“, „Mensch, wo ist dein Bruder?“, „Steine für die Rostocker Mole“ u. a.). All diesen Arbeiten liegt eine Handlung zugrunde, die erzählend vorgetragen wird – einmal balladesk, das andere Mal in der Form des Lehrgedichtes, das heißt mit ausgesprochenen didaktisch wirkenden Verallgemeinerungen.

In diesem erzählenden und lehrhaft erzählenden lyrischen Genres entfaltet sich Hasso Grabners Talent sozusagen „naturwüchsig“. Es wäre aber verfrüht zu sagen, er habe in diesem Bereich schon seine ureigenste Form gefunden. Er wird sie gefunden haben, wenn er die Intuition, die hier vorwaltet, völlig zu objektivieren gelernt hat.

In diesem Zusammenhang lohnt es sich, abschließend auf ein interessantes Formexperiment einzugehen, auf „Wettbewerb der Grobblechwalzer“. Nach einem Vorpruch finden wir die folgenden Zeilen.

* Siehe NDL 3/1958

*Ilsenburg am
ersten Oktober
Neunzebnbunderteinundfünfzig.
An das
Zentralkomitee
der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands
Berlin.*

*Genossen!
Der große Sonderwettbewerb,
in dem es galt,
die Produktion von Grobblech
zu erhöhen,
fand heute morgen
um sechs Uhr
sein Ende.*

*.....
Und heute wurde
dieses Ziel
mit hundert Komma sieben
Prozent erreicht,
Genossen...*

Der Text dieses Gedichtes entspricht bis auf wenige Einschübsel dem authentischen Brief, der am 1. Oktober 1951 von den Ilsenburger Grobblechwalzwerkern an das ZK der SED abgeschickt wurde. Als Nachwort steht:

*Also berichteten sie
und waren schon wieder
zu neuem bereit.*

*Ist's nicht als dichteten sie
das Lied der Lieder
unserer Zeit?*

Wenn die Ilsenburger Kumpel heute ihren Brief plötzlich als Gedicht lesen, dann werden sie zunächst einmal erstaunt sein. Aber sie werden sich bestimmt nicht geblufft fühlen wie vielleicht der eine oder andere „Ästhet“. Im Gegenteil: sie – und nicht nur die Ilsenburger – werden sich selbst und ihre tägliche Arbeit auf einmal im helleren Licht rühmender Kunst sehen, aber doch ohne jedes Prisma, sachlich nachprüfbar bis auf die Kommastelle. Wahrscheinlich werden die Kumpel auch nicht in Lobeshymnen auf das Gedicht ausbrechen. Es ist ihnen „als Kunst“ in seiner Form zu fremd. Aber wenn sie nur begännen, über ihre – unsere – neue Kunst mitzureden, dann wäre es schon ein starker Impuls. Ob aus einem solchen Versuch naturalistische „neue Sachlichkeit“ oder sozialistische Kunst wird, hängt davon ab, ob er als Hauptsache Menschen enthält.

Adam Kuckhoff schrieb in der Todeszelle das Fragment zum „Schema einer dialektischen Ästhetik“. Darin heißt es: „Kunst hat die Aufgabe, die Lebensvorgänge, die die Wissenschaft aus ihrer Natur nicht exakt zu erfassen vermag, durch exakte Gestaltung erkennbar zu machen...“ – Lebensvorgänge exakt gestalten. Der Ton

liegt auf jedem der drei Wörter. Da sich Parteilichkeit bei einem Mann wie Adam Kuckhoff von selbst versteht, kann die Formulierung als eine mögliche Definition des sozialistischen Realismus als schöpferische Methode angesehen werden. Von solcher Position aus muß man Gedichte in der Art des „Wettbewerbs“ betrachten.

Technik, die unser Staunen erregt, ist an sich weder gut noch schön. Sie wird zum Fetisch und zum Fürchtgott, wenn sie der Mächtigkeit des Menschen entzogen, das heißt außerhalb des Eigentumsrechtes betrachtet wird, das der Mensch, der sie produziert, auf die Technik besitzt. Und nur der Sozialismus kann den menschenfeindlichen Widerspruch aufheben, den die Technik in der kapitalistischen Gesellschaft hervorbringt. Der neuen sozialistischen Gesellschaft sind alle Arbeiten Hasso Grabners gewidmet. Sie gehören in die Hand der Menschen, die sich den Weg bewußt machen wollen, den sie gehen: Sie gehören in unsere Ensembles und Agitprop-Gruppen, in unsere großen Veranstaltungen und auch vor einen kleinen Kreis aufnahmebereiter Hörer. Sie gehören in erster Linie in unsere Buchhandlungen. Das Bändchen „Der Takt liegt auf dem linken Fuß“ erschien als erstes kurz nach der Dezembermitte (gewidmet dem 40. Jahrestag der KPD). Gegen Ende Dezember waren von sämtlichen Leipziger Volksbuchhandlungen (einschließlich der Franz-Mehring-Buchhandlung) insgesamt neun Exemplare bestellt.

Rachel Müller

Abrechnung mit der Vergangenheit?

Manfred Gregor: „Die Brücke“; Klaus Stephan: „So wahr mir Gott helfe“

Beide Verlag Kurt Desch, München 1958

Günter Wagner: „Die Fahne ist mehr als der Tod“, Claassen Verlag, Hamburg 1958

Horst Gessler: „Wenn alles in Scherben fällt“, Verlag der Nation, Berlin 1958

Aus der Flut der westdeutschen Bücher faschistisch-militaristischen Charakters ragen nur wenige hervor, in denen sich der Autor in kritischer Absicht mit der faschistischen Vergangenheit, mit dem Krieg auseinandersetzt. Diese Versuche der Abrechnung müssen positiv gewertet werden, setzen sie doch unter den Bedingungen des westdeutschen Polizeistaates persönlichen Mut und Anständigkeit voraus. Zugleich aber ist es notwendig, sie gründlich zu durchforschen, inwieweit sie die Absicht des Autors verwirklichen, inwieweit sie über das moralische Anliegen der Selbstverständigung hinaus wirksam werden können und den Leser nicht nur mit Abscheu erfüllen, sondern ihm zugleich die Kräfte und Mächte enthüllt, welche Urheber und Verantwortliche für die Ver-

brechen der Vergangenheit sind – und heute im westdeutschen NATO-Staat schon wieder eine unheilvolle Rolle spielen.

Alle drei westdeutschen Autoren, deren Bücher hier untersucht werden sollen, gehören der Generation der heute Dreißig- bis Fünfunddreißigjährigen an. Sie haben das Kriegsende als Oberschüler-Flakhelfer erlebt, oder sie wurden noch kurz vor Torschluß – ohne jede Erfahrung und schlecht bewaffnet – zur „Landesverteidigung“ eingesetzt. Aus dieser Erlebniswelt werden ihre Bücher gespeist. Die autobiographischen Beziehungen der Autoren zu den jeweiligen Helden sind deutlich zu spüren. Jedes dieser Bücher ist ehrlich – was die subjektive Aussage des Autors anbelangt. Das Bemühen, dem Verbrechen

ein „niemals wieder“ entgegenzusetzen, ist unverkennbar. Die objektive Aussage aber bleibt ein weites Stück hinter diesem Bemühen zurück. In der Absicht, alles ganz genau zu schildern: wie die Jungen zur Unmenschlichkeit erzogen wurden, wie sie in barbarischen Gedanken lebten, barbarisch handelten und doch zugleich Opfer der Unmenschlichkeit wurden – erhebt sich die Schilderung im großen und ganzen (abgesehen von einzelnen eingestreuten Hinweisen, die aber in der Fülle der Details untergehen) nicht über die Erkenntnishöhe jener damals Sechzehn- bis Achtzehnjährigen; aus ihrer Sicht wird erzählt, und nur der kleine Ausschnitt aus dem Gesamtgeschehen, der von der Erlebnis- und Erfahrungswelt der Jungen erfaßt wird, kommt zur Darstellung. Verzicht auf die heute mögliche Erkenntnishöhe bedeutet in diesem Fall aber Verzicht darauf, Hintergründe transparent zu machen, wirklich abzurechnen, indem man Lehren – aktuell anwendbare Lehren – aus der Vergangenheit zieht. Verzicht auf Abrechnung in diesem objektiven Sinn ist hier um so bedauerlicher, da die Bücher publikumswirksam sind.

In Günter Wagners authentischem Bericht „Die Fahne ist mehr als der Tod“ und in Klaus Stephans Roman „So wahr mir Gott helfe“ wird jeweils der Entwicklungsweg eines fanatischen Hitlerjungen bis zum Kriegsende verfolgt.

Das konsequentere Buch ist Günter Wagners Bericht mit dem anspruchsvollen Untertitel: „Roman einer Generation“. Der gleich zu Eingang des Buches erwähnte Kernspruch auf den Wimpeln mit den Siegesrunen – „Gelobt sei, was hart macht“ – könnte als Motto über dem Lebensweg des Hitlerjungen Rolf Lüdecke stehen, der bereits als Zehnjähriger in die „Schule des Führers“ nach Feldafing kommt. Am Beispiel dieses Jungen, der keinen schlechten, aber einen schwachen Charakter hat und der Naziideologie fanatisch ergeben

ist, wird gezeigt, wie das System des Tretens, Schleifens, des systematischen „Fertigmachens“ auf junge Menschen wirkt: Jeder Funke von Gewissen erstickt, jede Frage abgewürgt, alles Mitleid ausgerottet – ein bis in die privateste Sphäre hinein verrohter, perfekter „Jungmann“.

Das Leben dieses jungen Menschen endet so grausam, wie es angefangen hat. Unter aussichtslosen Bedingungen soll der zur Infanterie abgestellte Marineoffiziersbewerber mit einer kleinen Gruppe ein Dorf „halten“ – das heißt, der Vernichtung preisgeben. Nach einem etwas konstruiert wirkenden Gespräch über Gott und Menschlichkeit mit einem plötzlich auftauchenden entflohenen KZ-Häftling, einem Pfarrer, entschließt er sich zur Kapitulation. Ehe es zur Übergabe kommt, wird er – verraten durch einen ebenso fanatischen Hitlerjungen, wie er es einst war – wenige Stunden vor Kriegsende als Lump und Verräter gehängt. Ihn, der nie Mitleid mit den Opfern kannte, der selbst denunziert hat, ereilt das Schicksal, als sein Gewissen sich meldet. Sein sinnloser Tod wird zur Anklage gegen diejenigen, die diese Jugend verdorben haben.

Zu dem Personenkreis dieses Buches gehören auch Sozialdemokraten – Arbeiter, die sich den Blick nicht haben trüben lassen. Lüdeckes Eltern haben der sozialistischen Jugend angehört, sich nach 1933 aber völlig zurückgezogen und ihren Jungen nicht vor der faschistischen „Elite“-Schule bewahrt. In Gesprächen stellen sie dem Fanatismus des Jungen Vernunftgründe entgegen und versuchen, die Lügen, an die er glaubt, zu entlarven. Hier wären Ansatzpunkte gewesen, um die Hintergründe des Nazi-systems zu zeigen; aber leider bleibt es bei den Ansatzpunkten.

Klaus Stephan schildert den Typ eines Hitlerjungen, der – als Sohn eines Oberst – nicht nur an den „Führer“, sondern auch an „ewige“ soldatische Tugenden

glaubt. Bei der Heimatflak, beim Arbeitsdienst und schließlich als Marineoffiziersbewerber bemüht er sich, trotz der Unmenschlichkeit der Ausbildung seine Vorstellungen von Soldatentum und soldatischer Disziplin zu bewahren. Sehr spät erst gibt er seine Illusionen auf, dann aber entschieden und konsequent.

Hier wird der in der westdeutschen Kriegsliteratur so weit verbreiteten Legende von den „guten deutschen Offizieren“ und dem miserablen Feldherrn Hitler, der sich in alles einmischte und ihnen den ganzen Krieg verdarb, ein Schlag versetzt. Hans Treptow, der einmal sein höchstes Ideal darin sah, Marineoffizier zu werden, erkennt, daß er sich getäuscht hat: In einem norwegischen Kriegsgefangenenlager erlebt er, wie sich Offiziere in gierige Egoisten verwandeln, wie sich alle schöne Worte von der „Verantwortung des deutschen Offiziers“ als leeres Gerede herausstellen; der von ihm so bewunderte Ritterkreuzträger hat sich als Experte der kriegshistorischen Abteilung der amerikanischen Armee zur Verfügung gestellt; und auch sein Vater versagt, da er nicht imstande ist, die Schuld zu erkennen, für die er zu Recht büßen muß.

Wie in Günter Wagners Buch wird auch hier ganz genau und ins einzelne gehend geschildert; die Auswahl der im Buch auftauchenden Gestalten ist ebenfalls durch den Erlebniskreis der Jungen diktiert. Leider überwuchert die breite Anlage des Romans teilweise die gewonnenen Erkenntnisse; die ausgeweitete Erzählung macht sich streckenweise selbständig, und es besteht die Gefahr, daß sich beim Leser der Zweck des Buches aus den Augen verliert; das bedeutet aber Verlust eines Teils seiner Wirk-samkeit.

Einen bedeutend anspruchsvolleren Aufbau als die beiden besprochenen Bücher, deren Handlungsverlauf einzig durch die militärischen und vormilitärischen Etappen in der Laufbahn des Helden

bestimmt wurde, zeigt Manfred Gregors Roman „Die Brücke“. Auch in stilistischer Hinsicht ist dieses Buch ausgefeilter als die beiden anderen: Die klare Diktion verliert sich niemals in Geschwätzigkeit. – Das Geschehen vollzieht sich in einem Zeitraum von wenigen Tagen. Eine einfache Fabel liegt ihm zugrunde: Sieben Jungen einer Klasse, sechzehnjährig als Flakhelfer eingezogen, werden noch im Mai 1945 auf höheren Befehl losgeschickt, eine Brücke gegen die heranrückenden amerikanischen Truppen zu halten. Die Sinnlosigkeit des Unternehmens ist offensichtlich. Für die mit ihnen zur Brücke abkommandierten älteren Soldaten und den leitenden Unteroffizier ist es klar, daß nur eines noch Sinn hat: sich so bald wie möglich nach Hause abzusetzen. Bei den Jungen aber wirken falsche Vorstellungen von Heldentum, Abenteuerlust, Stolz auf ihre Aufgabe zusammen und lassen sie ausharren.

In sinnlosem Kampf gegen die motorisierte amerikanische Übermacht fallen die ersten; die noch Lebenden kämpfen um so verbissener um „ihre Brücke“; sie wollen ihre Kameraden rächen. Als der General, dem die Brücke nur ein für Stunden wichtiger strategischer Punkt war, den Befehl zur Sprengung gibt, begehren sie auf und kämpfen nun gegen das deutsche Sprengkommando. Nur einer kommt davon.

In den Handlungsablauf sind in Kurzfassung Charakteristiken der Personen eingeblendet, denen das Leben der Jungen anvertraut war – Ausbildungsunteroffiziere, Leutnant, General, Studienrat –, und ausführliche Darstellungen des bisherigen Lebensverlaufes der Jungen, ihrer Eigenschaften und Besonderheiten, der Umgebung, in der sie aufgewachsen sind, der Probleme, mit denen sie sich bisher herumschlügen. Diese Episoden sind in sich abgerundet und dennoch knapp genug, um den Rahmen der Gesamtkomposition nicht zu sprengen. Aber die Geschlossenheit und Dichte des Romans kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß

auch in diesem Werk die gesellschaftlichen Kräfte nicht bloßgelegt werden und der Autor sich mit der Feststellung von Zuständen und Ereignissen begnügt.

Das vierte unserer Bücher ist in der Deutschen Demokratischen Republik erschienen und auch von einem hier lebenden Autor geschrieben. „Wenn alles in Scherben fällt“ ist eine kürzere Erzählung; wie bei der „Brücke“ spielt die Handlung in den letzten Tagen des Krieges, im April 1945.

Die zur Infanterie abkommandierten Luftwaffenobergefreiten Helmut Zwillich und Gerhard Fuchs sind einem „Himmelfahrtskommando“ zugeteilt worden. Während Gerhard Fuchs bei einem Spähtruppunternehmen als einziger davonkommt und sich auf abenteuerliche Weise wieder zu seinen Leuten findet, hat inzwischen der Teil der Truppe, dem Zwillich angehört, den Befehl bekommen, sich durch die Front der vorgerückten Amerikaner durchzuschlagen – ohne Karte und Kompaß und ohne Kenntnis des Frontverlaufs ein unmögliches Unterfangen. Nach längerem Umherirren begeben sich die Soldaten in amerikanische Gefangenschaft. Helmut Zwillich, dem die Verbrechen der SS im Osten bekannt sind, flieht, vom schlechten Gewissen getrieben, wieder aus dem Lager. Auf der Flucht wird er immer vertrauter mit dem Gedanken, den Krieg auf eigene Faust zu beenden und ins zivile Leben unterzutauchen. Als er sich schon sicher glaubt, wird er von einer SS-Streife gefaßt; der Tod ist ihm für den nächsten Tag gewiß; durch seinen Freund Fuchs wird er gerettet. Eine direkte Flucht zu den sowjetischen Truppen, die bereits die Elbe überschritten haben, hätte beide

gerettet. Aus Angst vor der Rache der Roten Armee für die Verbrechen der Deutschen ändern sie aber die Fluchtrichtung und versuchen, eine Lücke zwischen den Fronten zu finden. Sie laufen einer SS-Streife in die Arme, die sie sofort aburteilt und Gerhard Fuchs zuerst hängt. Ehe an Helmut Zwillich das Urteil vollstreckt werden kann, rollen sowjetische Panzer vor und befreien ihn.

Im Mittelpunkt der Erzählung steht Zwillichs Konflikt: schuldig am Tod des Freundes zu werden, dem er selbst sein Leben verdankt; fassungslos sieht er sowjetische Soldaten, die er aus guten Gründen fliehen zu müssen meinte, als seine Retter. Dadurch konfrontiert der Autor das Zwillich eingehämmerte faschistische Rache-Denken mit der Überlegenheit, welche die Sowjetarmee aus ihrer historischen Mission schöpft: Befreier vom Faschismus zu sein, auch für das Volk, von dem der Krieg ausging.

Die Erzählung von Helmut Gessler ist nicht folgerichtig auf diese Problematik hin angelegt, die erst gegen Ende – und auch da nicht mit voller Schärfe und Klarheit – auftaucht. Überhaupt fehlt es ihr an Geschlossenheit und Einheitlichkeit. Allzuoft wird der Zufall bemüht. Durch diese Schwächen wird die beabsichtigte Aussage eingeschränkt, und über weite Strecken hinweg erscheinen die letzten Kriegstage nur als Hintergrund für ein spannendes Geschehen. Immerhin führt seine Problemstellung den Leser an Erkenntnisse und Schlußfolgerungen heran, welche die drei westdeutschen Autoren meiden: Ihnen genügte die Selbstbefreiung. Vierzehn Jahre nach Kriegsende aber muß die Literatur weitergehen – auch und gerade in der Behandlung des Kriegsthemas.

Buten und binnen — wagen und gewinnen

Herbert A. W. Kastens: „Karsten Sarnow“, Verlag Neues Leben
Berlin 1958

Eine optimistische Grundhaltung zeichnet die Bewohner der Ostseeküste aus: Ihre Tätigkeit ist immer vertrauensvoll in die Zukunft gerichtet und zugleich eng mit bewährten Traditionen verknüpft. Diese Gegenwartsverbundenheit, die in der glücklichsten Weise Brücken vom Gestern zum Morgen schlägt, hat ihre Wurzeln in einem weltoffenen Sinn und in einer gutmütig-hartnäckigen Bodenständigkeit. Die praktisch denkenden Stralsunder Kaufleute fanden dafür schon zur Hansezeit den lakonischen Satz: „Buten und binnen — wagen und winnen!“ Damit dokumentierte das aufstrebende Bürgertum, das seine Erfolge ebenso wagemutiger Unternehmungslust wie bedachtsamem Gewinnstreben verdankte, sein Selbstbewußtsein, am reinsten verkörpert in den Geschlechtern der Patrizier. Doch deren Machtstellung wurde unmittelbar nach ihrem größten äußeren Erfolg, nach dem Stralsunder Frieden, von zwei Seiten her gründlich erschüttert: „buten“ gewannen die Seeräuber die Herrschaft über das Meer, und „binnen“ forderten die Zünfte Teilnahme an der Regierungsgewalt in den Städten. — Von den umwälzenden Ereignissen jener Zeit in seiner Heimatstadt Stralsund handelt der neue Roman Herbert A. W. Kastens.

Seit er zu schreiben begann, war er immer an Brennpunkten unseres sozialistischen Aufbaus. Zwei Reportagebände („Logger ahoi“ und „Lockende See“, letzterer mit dem Kulturpreis des FDGB ausgezeichnet) und ein Roman („Silber des Meeres“) waren der Ertrag seiner Fahrten mit den ersten Kuttern, Loggern und Trawlern unserer volkseigenen Fischfangflotte, die ihn an die Fischplätze der Ostsee, in die Fanggründe der schottischen Küste und zur Barentsee führten. In einem weiteren Roman („Menschen im

Seewind“) hielt er das schöne und schwere Leben der Arbeiter und Funktionäre fest, die die Volkswerft Stralsund aus dem Nichts aufbauten. Jetzt gehört er seit Monaten zu den Bauleuten, die den neuen Rostocker Ostseehafen in kurzer Frist vollenden werden. Für einen Schriftsteller, der so eng mit der Gegenwart verbunden ist, gibt es keine Flucht in die Vergangenheit, sondern nur das Bemühen, aus den progressiven Etappen der Geschichte zu lernen. Unter diesem Aspekt entstand der historische Roman „Karsten Sarnow“.

Kastens Stärke waren bisher Reportagen. Seine Romane hatten zwar schöne Partien, waren aber etwas schematisch angelegt, von plakativen Szenen durchsetzt und mit einer zu weitschichtigen Fabel belastet. In seinem neuen Roman zeigt er sich ganz anders. Die Hauptlinie der Handlung liefert ihm die Historie; er verbindet damit die einfache Liebesgeschichte zwischen Kerstina, der Tochter des Titelhelden, und Peter Rugelant, einem plebejischen Stralsunder Burschen, der vorübergehend Steuermann auf Störtebekers namenloser Kogge war. Im Mittelpunkt bleibt jedoch Karsten Sarnow, der sich vom Jungknecht zum geachteten Tuchhändler emporgearbeitet hat, dann Altermann der Gewandschneider wird und schließlich zum ersten Bürgermeister Stralsunds aufrückt. Seine demokratische Verfassung, die alle Bürger an der Verwaltung der Stadt beteiligen und die Vorrechte der Patrizier einschränken soll, ruft die Herrschenden des Städtebundes auf den Plan. Der Stadt droht die Verhansung. Ein Freund nach dem andern läßt den Bürgermeister im Stich, bis er schließlich allein den Weg zum Richtplatz gehen muß. In derselben Stunde noch flattern vom Rathaus die

Pergamentfetzen der zerrissenen Verfassung unter die Menge, die nur dunkel ahnt, daß ein verfrühter Versuch einer revolutionären Umgestaltung ihres Daseins sein tragisches Ende findet.

Im Gegensatz zu Lessing, der vom tragischen Dichter fordert, die historische Wahrheit nur als ein Mittel zur Verwirklichung der „höheren Absicht“ anzuwenden, sieht Kasten in der ungeschminkten Vermittlung der historischen Wahrheit den Zweck seines Buches. Das ist richtig, wenn man bedenkt, daß sein Roman in erster Linie für die Jugend geschrieben ist, die sich für die wahren Helden der deutschen Vergangenheit mittels anschaulich-lebendiger Darstellungen ihres Lebens und Wirkens begeistern will. – Kasten läßt sich bei der Gestaltung des konkreten Falles von den allgemeinen Erkenntnissen des historischen Materialismus leiten. Er vermeidet zum Beispiel in den Störtebeker-Kapiteln jede falsche Seeräuberromantik, ohne deswegen auf Spannungselemente zu verzichten. Das politisch bedeutsame und menschlich ergreifende Geschehen stellt er als Einheit dar und läßt es – frei von vordergrün-

digen Beziehungen zur Gegenwart – aus sich selbst heraus wirken.

Dazu bedient er sich einer farbigen, klaren Sprache, die in handlungsreichen Episoden zu bewogender Kraft ansteigt. Die Dialoge sind meist von treffender Kürze, zeigen aber – bis auf einige der Zeit entsprechende formelhafte Redewendungen – eine moderne Diktion, was wohl der größeren Verständlichkeit dienen soll, dem Ganzen aber viel vom historischen Kolorit nimmt. Hier und da haben sich abgegriffene Wortgruppen eingeschlichen; manche beschreibende Partie droht auch noch in aneinandergereihten Attributen zu ersticken. Dagegen hat Kasten seine Vorliebe für etwas simple Didaktik völlig überwunden. Während früher in seinen Romanen Liebesszenen oft in süßlich-kitschige Erotik abrutschten, hat er für die aufkeimende Liebe zwischen Kerstina Sarnow und Peter Rugelant echte, zarte Töne gefunden. In ihnen schwingt zuweilen etwas von der Sentimentalität, von der auch die besten Seemannslieder getragen sind, die also wohl dazugehört, wenn von Fahrleuten und Liebe die Rede ist.

Adolf Endler

Die imaginäre Insel Gotthold Glogers

*Gotthold Gloger: „Die auf den Herrn warten“, Erzählung („Die Reibe“)
Aufbau-Verlag, Berlin 1958*

Drei Bücher Gotthold Glogers sind nun in der DDR erschienen. Drei Bücher: aber keine Entwicklung, die froh stimmen könnte.

Mit „Philomela Kleespiess trug die Fahne“ versuchte Gloger die Geschichte eines westdeutschen Dorfes und seiner Bewohner in den ersten fünfzig Jahren unseres Jahrhunderts überschaubar zu machen – mit den Mitteln eines kritischen Realisten. Dieser Versuch war ungewöhnlich und wurde mit Recht sehr

beachtet. „Der Soldat und sein Lieutenant“ stiegen dann hundert Jahre tief in die Historie und tummelten sich in jenen Gefilden phantasievoll und unkonventionell: unsern professionellen Theodor Körners ein Ärgernis. Das Buch war, darf man sagen, ein umfangreiches Capriccio, dem man anmerken konnte, daß Gloger seine Jean Paul und Raabe nicht verstauben läßt. Nichts wäre dagegen zu sagen, wenn dieser Arbeit wieder eine realistische Bemühung des Autors gefolgt

wäre und nicht die fatale Erzählung „Die auf den Herrn warten“, ein Büchlein, das weder von heut noch von gestern, sondern von einer imaginären Insel ist.

In einem Vorspruch zu seiner Erzählung bezeichnet Gloger den Ort der Handlung folgendermaßen: „Wenn einer fragt: Wo liegt das Land, ich kann es auf keiner Karte finden, sage einfach: Es liegt genau $12^{\circ} 8'$ östlicher Länge und $57^{\circ} 14'$ nördlicher Breite. Sieh ihm gelassen zu, wenn er den Atlas holt, die Grade gründlich berechnet und sagen wird: Außer Wasser kann ich nichts finden. Mag sein, antworte ihm dann leicht hin, daß diese Insel mit ihrer seltsamen Religion inzwischen untergegangen ist.“ – Eine wässerige, verwässerte Angelegenheit ist die Geschichte in der Tat. Gloger mag sein Sprüchlein witzig finden. Wenn man „Die auf den Herrn warten“ gelesen hat, wird man's als indirekte Bestätigung künstlerischer Hilflosigkeit begreifen, um so mehr, als die interessante Fabel geradezu danach röhrt, an konkrete gesellschaftliche Verhältnisse gebunden zu werden.

Gloger will zeigen, wie eng ver schwistert religiöse Bigotterie dem Verbrechen ist. Der achtzehnjährige Pauke verliebt sich in die reizende Angehörige einer Sekte, in „Schwester“ Birthe. Es gelingt ihm, das Mädchen zur Flucht aus der streng organisierten Sektengemeinschaft zu bewegen. Das ist für den Verein ein schwerer Schlag, steht man doch gerade kurz vor einer lukrativen Verbindung von Religion und Geschäft. Das Ansehen des „Apostels“ und seiner Schäfchen muß allein schon aus Geschäftsrücksichten wiederhergestellt werden, am besten durch ein „Wunder“. Birthe, ungewollt, ermöglicht es. Sie kehrt verängstigt, eingeschüchtert zu ihren „Schwe-

stern“ zurück und anschließend spurlos, o Wunder, „zum Herrn“ ein: ein wirk-samer Reklameschlager. In Wirklichkeit ist sie von ihren rachsüchtigen „Schwestern“ ermordet worden. Religion und Geschäft scheinen gesichert. Aber Pauke und ein älterer Freund glauben nicht an den mystischen Vorgang. Tatsächlich gelingt es ihnen, den Leichnam des Mädchens aufzufinden. Die zornigen Volksmassen vertreiben den „Apostel“ und lassen die „Unionspartei“, die schon riesenhafte Einkünfte sicher in der Tasche glaubte, platzen.

Ist dies nicht eine fesselnde Fabel? Trotzdem ist „Die auf den Herrn warten“ eins der langweiligsten Bücher, die ich gelesen habe. Das liegt nicht nur an der Ungeschicklichkeit Glogers, sondern hauptsächlich daran, daß seine Insel allzu weit weg aufgebaut wurde.

Man stelle sich vor, Gloger hätte die Fabel, ein wenig korrigiert, auf Berlin bezogen! Es ist ja nicht unbekannt, daß die Verquickung von Sekten- und Agentenwesen, von Bigotterie und Verbrechen, von Schwesternhäubchen und „Dolch im Gewande“ eins der heikelsten Probleme ist, vor denen unsere Polizeiorgane stehen. Statt aber hier aus der Fülle zu schöpfen, malt Gloger umständlich die Gesellschaft seiner Insel und vor allen Dingen die Organisation der Sekte, obwohl dies die Handlung oft um keinen Zentimeter weiterkommen läßt. Die Konsequenz, mit der Gloger die Handlung immer wieder aus den Augen verliert, um stattdessen Leben und Treiben in der Sekte zu beobachten, läßt mich vermuten, daß sie symbolisch für etwas anderes steht. Vielleicht ist es notwendig, die Erzählung aufzuschlüsseln – und dann, ja, dann ...! Aber – ich finde den Schlüssel nicht.

Karikaturen, Parodien, Satiren

Herbert Sandberg: „Mit spitzer Feder“

*Manfred Bieler: „Der Schuß auf die Kanzel“; „Die Distel blüht zum Späße“
Eulenspiegel-Verlag, Berlin 1953*

„Mit spitzer Feder“ sollen „so bekannte Köpfe und unbekannte Anekdoten“ dargeboten werden, so verspricht uns der Untertitel des Bändchens. Es sind allerdings nicht fünfzig Anekdoten, sondern weniger, denn der Autor hat manchem der bekannten Köpfe bloß ein paar heitere biographische Sätze oder ein Bonmot beigelegt. Anekdoten zu sammeln und niederzuschreiben ist bekanntlich äußerst schwierig; soll gar eine Anekdote, wie dies viele Karikaturen von Herbert Sandberg tun, einen ganzen Charakter blitzlichtartig erhellen, so muß der Anekdotensammler unendlich viel Geduld aufbringen. Mehr Geduld, als Herbert Sandbergs lebenswürdiges quecksilbriges Temperament aufzubringen vermag. Gerade dieses Temperament aber ist schließlich das Bestechende an dem Künstler; und gerade seinem Temperament, das die Fähigkeit des Erkennens mit dem Mut zum raschen Zugriff vereinigt, verdanken wir auch die besten der Sandbergschen Karikaturen.

Eine der fulminanten Karikaturen aus Herbert Sandbergs spitzer Feder und diejenige, welche auf mich den stärksten Eindruck gemacht hat und mir noch immer deutlich in Erinnerung ist, erschien vor ungefähr zehn Jahren in der Zeitschrift „Eulenspiegel“; sie zeigte den Kopf des Dr. Adenauer, wie er wirklich ist; die beste Karikatur Adenauers, die ich jemals gesehen habe, und ihre entlarvende Schärfe bezog sie interessanterweise aus minimaler Übertreibung der charakteristischen Züge. Auch das Buch aus dem Eulenspiegel-Verlag enthält erstklassige Blätter. Solche hervorragenden Köpfe wie die von Karl von Appen, Fritz Cremer, Ilja Ehrenburg, Hanns Eisler, Erich Engel, Konstantin Fedin, Erwin Ge-

schonnek (eine preiswürdige Karikatur), Josef Hegenbarth, Hermann Henselmann, F. K. Kaul, Werner Klemke, Franz Konwitschny, Otto Nagel, Pablo Picasso, Michail Scholochow, Anna Seghers, Gustav Seitz, Helene Weigel sind mit satirischen Porträts vertreten, denen man eine größere Verbreitung wünscht als ihnen die niedrige Auflage der Sammlung verschaffen kann.

Denn wenn Sandberg auch nicht immer ins Schwarze trifft (was paradoxerweise beim Konterfei Paul Robesons der Fall ist), wenn er auch zuweilen statt einer Porträt-Karikatur bloß eine Porträt-Zeichnung (Ernst Busch) oder bloß einen gezeichneten Witz (Bertolt Brecht) liefert, so ist er unter den wenigen Karikaturisten, die Köpfe charakterisieren können, gewiß der beste und gewiß einer, der dieses Spezialtalent klug zu benutzen versteht. So hebt er die Karikatur hoch über das Niveau des simplen Ulks hinaus, und da oben gewinnt sie eine Leuchtkraft und Einprägsamkeit, die einem nahelegt, ihr den Vorzug vor dem betont seriösen Porträt-Foto und der langweiligen und das Gesicht künstlich veredelnden Porträt-Zeichnung durchschnittlicher Art zu geben.

Lebenswürdiger und ausführlicher als die Karikaturen Herbert Sandbergs sind diejenigen, welche Paul Rosié den literarischen Parodien von Manfred Bieler beigegeben hat. Der ausgezeichnete Grafiker und Illustrator Paul Rosié zeigt sich hier von seiner charmanten Seite, nachdem er sich uns in seinem Bande „Geprügelte Worte“ als sarkastischer Satiriker vorgestellt hatte. Freilich ist die Lebenswürdigkeit des Porträtisten so wenig durchgehend wie die des Parodisten; gegenüber einem Faschisten wie Ernst

Jünger sind ja Heiterkeit und Charme auch wahrhaftig nicht angebracht, und so läßt Bieler den schönheitsbeflissenen Nazioffizier Jünger während der deutschen Besetzung Frankreichs in sein Diarium eintragen: „Noch im Einschlafen über die Möglichkeit nachgedacht, einen Aufsatz zu schreiben. Er sollte die Eigentümlichkeiten und wesenhaften Bezogenheiten bei den Endungen mancher französischen Substantiva zum Inhalte haben. Etwa: *occupation, attention, dégradation, exécution.*“

Schon aus diesem kleinen Zitat erhellt, daß Bieliers Paradien auch parteilich sind. Dies gibt dem Buch eigentlich erst seine Würze. Natürlich drängt sich der Vergleich mit Rolf Schneiders Paradien auf und die Frage: Wer hat's besser gemacht? Und der Vergleich erweist: die „Mache“ allein, so vollendet sie immer sein mag, tut es nicht; das Talent, Formen zu erkennen und nachzuahmen, genügt nicht, nicht einmal dann, wenn es witzig gehandhabt wird. Gewürze sind erforderlich, Pfeffer oder meinethalben auch Zucker. Geschmacksbildend werden Paradien erst dann, wenn ihr Verfasser seinen eigenen Geschmack erkennen läßt und wenn er einen bestimmten Standpunkt einnimmt. Bieler tut's, weshalb er es sich leisten kann, in *einem* Band Thomas Mann und Hermann Kasack, Johannes R. Becher und Gottfried Benn, Bertolt Brecht und Carl Zuckmayer, Willi Bredel und Wolfgang Koeppen zu parodieren. Die Beherrschung des Formalen ist Bielern bloß eine handwerkliche Voraussetzung, auf der er seine Kritik aufbaut, Kritik durch das Medium der Parodie. Er schlägt beileibe nicht alle die Großen und Kleinen über einen Leisten. Er zeigt, daß man sich auch über jemand lustig machen kann, den man liebt; quod erat demonstrandum. Natürlich kommt's drauf an, *wie* man das tut, und *natürlich* wird Herbert Jhering nicht wie Jünger behandelt. Jhering beschäftigt sich bei Bieler mit der Frage: Gibt es modernes Theater? „In der nächsten Nummer des

„Sonntag“ werde ich auf die ganze Problematik des neuen sozialistischen Theaters eingehen, indem ich endlich einmal klarstelle, warum Moissi als Hamlet die Vokale dehnte. Das gleiche Thema wird Gegenstand einer Betrachtung in der Zeitschrift „Sinn und Form“ und in der Sonntagvormittagsendung des Berliner Rundfunks sein.“

Manfred Bieler verrät übrigens in einem Gedicht auf der Umschlagklappe des Buches „Der Schuß auf die Kanzel“ eine selbstkritische Ironie, die einem jungen Autor durchaus nicht übel zu Gesicht steht.

„Ein Kabarett, wie es im Buche steht“, nämlich in dem Buche „Die Distel blüht zum Späße“, hat Erich Brehm, der Begründer und mehrjährige Leiter der Berliner „Distel“ herausgegeben. Einiges von dem, was die „Distel“ im Verlauf von fünf Jahren in zehn Programmen sehen und hören ließ, kann hier nachgelesen werden. Erich Brehms geschriebene Konferenzen verbinden die einzelnen Nummern dieser bunten Revue; und erstaunlicherweise stellt sich heraus, daß es möglich und sogar kurzweilig ist, „ein Kabarett zu lesen“. Denn tatsächlich, seit Adam und Defa gilt für jedes Kabarett: „Der Text ist und bleibt die Grundlage. Alte Hüte und Musik, Bärte und Schauspieler, Pappnasen und Regisseure sind freilich ebenfalls unbedingt notwendig für ein richtiges Kabarett, aber ohne Text wären sie alle wie Disteln ohne Stacheln.“ (Angesichts der Bedeutung, die da mit Recht dem Text zugemessen wird, hätte man eigentlich die ausgewählten Texte mit den Namen der Verfasser versehen sollen. Im abschließenden Autorenverzeichnis sind einige Namen falsch geschrieben, weshalb ich mir gestatte, sie hier richtig aufzuführen: Eckehardt Dölle, E. R. Greulich, Karol Szpalski. Dies nur nebenbei.)

Also man kann ein Kabarett lesen – weil es ein gutes Kabarett ist. Unter anderem erweist sich aufs Neue die un-

sinnige Unterschätzung der kleinen Form, wenn uns Chansons oder Szenen begegnen, die Jahre auf dem Buckel und weder an Aktualität noch an Witz etwas verloren haben. Gewiß, den Liedern fehlt die Musik, auch die Interpreten müssen wir uns dazu denken (was von den teilweise nur mittelmäßigen Fotos erschwert wird), aber der Text ist da, und schwarz auf weiß haben wir den Geist vor uns, mit dem er geschrieben worden ist, und die Gesinnung, die ihm den Sinn gegeben hat. Die „Distel“, ihr Publikum und schließlich auch die Leser dieses kleinen Buches, verdanken nicht nur der Versammlung der Autoren: Brehm, Hans Rascher, Werner Schall, Nils Werner, Günter Kunert, Hans Harnisch, Hansgeorg Stengel, Heinz Kahlow, Jo Hanns Schulz und anderen sehr viel, sondern auch dem Mann, der diese Versammlung einberufen und geleitet hat, eben Erich Brehm. Der war nicht nur Leiter des Kabarets, sondern stets auch der beste Dramaturg, den man einem Kabarett wünschen kann. Kabarets sind ja im Wesentlichen auf Neuproduktion der Schriftsteller angewiesen und haben kaum ein

klassisches Repertoire, aus dem sie schöpfen könnten. Dadurch wird die Arbeit des Kabarett-Dramaturgen kompliziert. Brehm ist ein ausdauernder, hartnäckiger, gründlicher Schriftsteller und Redakteur, einer, der unermüdlich probiert und verworfen, kritisiert und genörgelt hat, bis ihm dann eine Lösung akzeptabel vorkam. Diesen seinen Eigenschaften ist ein großer Teil der „Distel“-Erfolge zu verdanken. Es ist nämlich sehr schwer, eine Sache leicht vorzutragen, etwas Wichtiges zu sagen, ohne es herauszuschreien; und die Kunst, kurzweilige Späße auszutüfteln, ist nicht selten eine langwierige und ernste Beschäftigung.

Mir kommt es so vor, als ließe sich auch mit den drei roten Bänden, von denen hier die Rede war, die Existenzberechtigung der kleinen Form, der leichten Heiterkeit nachweisen. Allzuoft noch wird in unserer Kunst die große Umwälzung, an der wir teilhaben und die allen Anlaß zur Freude und zum Lachen gibt, so dargestellt, als handle es sich um eine Trauerfeier. Es ist aber auch möglich, mit kleinen Worten von einer großen Sache zu reden.

Hansjoachim Finze

Klassik — nahegebracht

*Hans Jürgen Geerds: „Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften““
Arion Verlag, Weimar 1958*

In der Periode der sozialistischen Umgestaltung unserer Universitäten und Hochschulen, in der es auch für die Germanistik Zeit wird, kollektiv entwickelte Forschungspläne der Öffentlichkeit vorzulegen, die dann – ebenfalls am Kollektiv – zu verwirklichen wären, registrieren wir mit Genugtuung jede wissenschaftliche Arbeit, welche die Überlegenheit der marxistischen Forschungsmethode auch auf literaturwissenschaftlichem Gebiet demonstriert. Das gilt für die Un-

tersuchung von Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“ durch den Schriftsteller und Literaturhistoriker Hans Jürgen Geerds, der „eine Analyse der künstlerischen Struktur“ des Romans, „seiner historischen Bezogenheiten und seines Ideengehaltes“ gibt.

Geerds Ausgangspunkt ist die Lebens- und Schaffenskrise Goethes in der Zeit nach Schillers Tod; er beweist – zum Beispiel an Goethes Ausweichen vor ästhetischen Fragen –, wie eng diese

scheinbar „rein künstlerischen“ Probleme mit politischen Konflikten zusammenhängen. Nach der Besprechung der Struktur des Werkes erreicht die Darstellung ihren Höhepunkt in der Analyse des „Gehalts des Romans im besonderen“. In der Otilien-Tragödie, die Geerds als Reflexion des politischen Zustandes nachweist, interpretiert er (der im vorausgehenden Hauptabschnitt die „novellistisch-dramatische Otilien-Handlung“ als Mittellinie des Werkes charakterisiert hat) sehr eindrucksvoll Otilie als „bürgerlich-progressive Gestalt, die Freiheit und Würde des Humanen gegen alle Anfechtungen bewahrt und eng mit der Wirklichkeit verbunden ist“.

Mit Hilfe seiner alle Nuancen erfassenden vorbildlichen Interpretationsmethode gelingt es dem Verfasser, uns anhand einer Analyse der Gestalten des Werkes einen tiefen Einblick in die politisch-moralischen Verhältnisse der feudalbürgerlichen Gesellschaft zu geben. Über Goethes Art der Erkenntnisvermittlung urteilt Geerds zusammenfassend: „Gelassen und doch höchst beteiligt, ruhig distanziert und doch nahe berührt, schaut sein Blick die Harmonie einer Liebeshe ohne Widerspruch in sich und ohne Widerspruch zur Gesellschaft.“

Anerkennenswert ist, wie es der Autor versteht, das sozusagen zwischen der dichterischen Gestaltung und den ökonomisch-geschichtlichen Prozessen liegende Material – Briefe, Tagebücher und mündliche Äußerungen der Freunde Goethes – heranzuziehen und in seine Beweisaufnahme einzugliedern. Doch scheint es mir, daß er die angedeuteten Verbindungslinien zur aufklärerischen Tradition etwas kräftiger hätte zeichnen können: Nicht nur an einzelnen Fragen wie dem Motiv des Wanderers, sondern auch an grundsätzlichen, wie an den überzeugend sichtbar gemachten Bestrebungen Goethes, das in der früheren revolutionären Epoche Errungene zu erhalten. Vielleicht wäre dadurch auch die wiederholt betonte und nachgewiesene Konzeption des

Werkes als antiromantische Dichtung und als Zusammenfassung und Abschluß moralischer Entwicklungen des 18. Jahrhunderts noch plastischer geworden.

Nach meiner Meinung verdient Hans Jürgen Geerds These vom „neuen Typus des klassischen Romans“, den er als „Sonderfall einer verschlungenen dramatisch-novellistischen und zugleich episch romanhaften Struktur eines erzählenden Kunstwerkes“ nachweist, gebührende Beachtung, ebenso wie die Ansicht: „Betrachtet man den Roman vom Standpunkt der Genres im ganzen, so enthüllt seine Typik sämtliche Formtendenzen des bürgerlichen Romans im 19. Jahrhundert.“ Es ist ein Verdienst von Hans Jürgen Geerds, daß er sowohl mit der Analyse der künstlerischen Struktur des Romans im allgemeinen als auch mit detaillierten Besprechungen – zum Beispiel der „Novelle von den wunderlichen Nachbarskindern“ – auf die Notwendigkeit aufmerksam macht, die Diskussion über Formfragen und ihre Problematik fortzuführen. An den zusammenfassend im Abschnitt „Veränderungen im Genre“ dargelegten Untersuchungsergebnissen, die den einzelnen Genres sowohl als auch der Gattung gelten, läßt sich ablesen, daß „Genre“ keine metaphysische Idee ist, die sich über die Epochen hinweg hält, sondern ein historisch gewachsenes literarisches Darstellungsmittel, das in einer bestimmten gesellschaftlichen Periode seine maximale Wirkung hat. Der Verlust dieser Wirkung, von Goethe zum Beispiel im Hinblick auf das Heroisch-Pathetische erkannt, bedeutet nicht Untergang des Genres schlechthin, sondern zeigt gesellschaftlich bedingte Strukturwandlungen an.

Als weiteres Positivum unter den vielen noch aufzählenswerten möchte ich festhalten, daß Hans Jürgen Geerds an Auffassungen bürgerlicher Literaturhistoriker nicht sektiererisch herangeht, sondern es versteht, an richtige Urteile anzuknüpfen. Dennoch wird in dem Leser der Wunsch wach, in neuen Büchern über

die bürgerliche Klassik sowohl prinzipielle Auseinandersetzungen mit den Theorien der Victor, Hankamer und anderen zu finden, als auch die noch ausstehende grundsätzliche Diskussion der Klassik-auffassung von Georg Lukács.

Hans Jürgen Geerds hat nicht nur dem Literaturhistoriker, der speziell über die Klassik forscht, mancherlei Anregungen und Hinweise gegeben, sondern er

spricht mit seinem Werk einen weiten Leserkreis an. Der glücklichen Verbindung von schriftstellerischem Talent und wissenschaftlicher Gründlichkeit haben wir es wohl zu verdanken, daß ein lebendiges, wertvolles Buch über die „Wahlverwandtschaften“ entstanden ist, das fesselt und dem Leser mit wissenschaftlicher Erkenntnisfreude gleichzeitig ästhetischen Genuß verschafft.

Kurt Böttcher

Matthias Claudius oder Die Kritik des Erbes

*Matthias Claudius: „Gesammelte Werke“, herausgegeben von Günter Albrecht
Petermännken-Verlag, Schwerin 1958*

Es ist eine große Aufgabe für die marxistische Literaturwissenschaft, die Dichter der Vergangenheit und ihre Werke auf dem jeweiligen gesellschaftlichen Hintergrund neu zu durchforschen und in kommentierten, mit Einleitungen versehenen Ausgaben zugänglich zu machen.

In der von Günter Albrecht im Petermännken-Verlag herausgegebenen zweibändigen Ausgabe wird der Versuch gemacht, das Werk des Matthias Claudius für unsere Zeit zu gewinnen – gewiß keine leichte Aufgabe.

Claudius war ein zwiespältiger Schriftsteller mittlerer Begabung. In seinem menschliche Lauterkeit ausstrahlenden, aber auch kleinbürgerlich-spießige Müffigkeit bezeugenden Schaffen stehen Volksverbundenheit (besonders zu den Bauern), patriotisches Empfinden, anti-feudale Regungen, christlich-fromme Demut und Mystizismus, Resignation, mühseliger Optimismus und ein gequälter Humor nebeneinander. Der Wandsbecker Bote fand sich nicht zurecht in der großen Welt. Und ausgerechnet er sah sich mit literarischen, philosophischen und politischen Bewegungen vom Ausmaß der Aufklärung und des Sturm und Drang, der Klassik, der Romantik und der klassischen bürgerlichen Philosophie, nicht zu-

letzt aber mit der Französischen Revolution und den Befreiungskriegen konfrontiert. Das überstieg seine Grenzen. Claudius war nicht imstande, sein enges, dörflich-hinterwäldlerisches Denken auf die Höhe seiner Zeit zu erheben. Der Rückzug in die kleine Welt, die Liebe zum hausbacken-familiären Dasein in Wandsbeck, das ihm als einziger Rückhalt erschien, wird für diesen empfindsamen, ehrlich irrenden Menschen, dem die Klassengesellschaft tiefe Wunden schlug, erklärbar. Und sein Werk war wie sein Leben.

Diesem Dichter mit dem kindhaft-naiven Gemüt, dem „reinsten Menschen“ (Herder), sind Dichtungen gelungen („Der Mond ist aufgegangen“, „Der Winter ist ein rechter Mann“, „Christiane“, „Beim Grabe meines Vaters“ usw., meist also Wiegen-, Kinder- und Trinklieder, einige Liebes- und Todesgedichte), die durch ihre Volksnähe unvergänglich in die deutsche Literatur eingegangen sind, die den Zauber einer naturgeborenen Melodie in sich tragen und Reinheit und Tiefe des Gefühls mit einer in ihrer Einfachheit kunstvollen Sprache verbinden; in ihnen sind die Gefühle des einfachen Menschen, sind Empfindungen aus immer wiederkehrenden menschlichen Situatio-

nen (Geburt, Liebe, Tod) künstlerisch vollendet eingefangen. Es gibt auch schöne Gedichte von Claudius, in denen der Friede beschworen wird, in denen das Mitleid mit den Geknechteten und Notleidenden zum Ausdruck kommt (z. B. „Der Schwarze in der Zuckerplantage“). Daneben aber stehen viele oftmals auch formal schwache Äußerungen des Dichters, die seine weltanschauliche Enge und seine gesellschaftliche Blindheit sehr deutlich vor Augen führen. Da ist anakreonisches Getändel moralisierend mit religiös drapiertem Unsinn gepaart; da wird altherkömmliche Standessatire und eine allzu zaghafte Kritik – meist noch ironisch entschärft – geboten, dazu Frömmerei und „alte deutsche Treue mit einem langen Bart“; wir finden völliges Unverständnis der Französischen Revolution und aus persönlicher Genügsamkeit erwachsene, aber allgemeingültig formulierte Ansichten, die einer feudal-absolutistischen Apologetik nahekommen.

Es gibt wohl nur zwei Möglichkeiten, das Werk des Matthias Claudius zu edieren: entweder in einem schmalen Bändchen, welches das wertbeständige Erbe, das Volkstümliche und künstlerisch Bedeutsame enthält, oder aber in Form einer wissenschaftlichen Ausgabe, die u. a. zeigen müßte, wie durch falsche politisch-ideologische Auffassungen das künstlerische Werk des Dichters beeinträchtigt wird. Verlag und Herausgeber haben im wesentlichen, aber nicht konsequent genug den zweiten Weg gewählt. Es wurde keine vollständige Aufnahme aller Texte angestrebt, sondern die Miniatur einer künftigen kritischen Gesamtausgabe.

Die Widersprüchlichkeiten im Werk des Dichters wurden belegt und in einer gründlichen, umfang- und materialreichen, trotz aller Kritik gelegentlich noch zu wohlwollenden Einleitung behandelt, welche die „Rettung“ des Werkes von Claudius zuweilen forciert. Bei Beachtung der religiösen Grundstimmung des Dichters ist es jedoch gelungen, die

bekannte bürgerliche Legende von dem „nur frommen“ Claudius als dem Vorboden „deutscher Innerlichkeit“ zu zerstören – eine Legende, die einer sehr einseitigen Interpretation entstammt und durch die Vermittlung des kaum bekannten, thematisch viel reicheren Gesamtwerkes widerlegt wird. Neben den Gedichten aus dem literarisch hochstehenden „Wandsbecker Boten“ finden wir Rezensionen, Plaudereien, Betrachtungen, Briefe, Vorreden, Sentenzen, Aphorismen, Epigramme, die Zeugnis ablegen von der vielseitigen journalistischen Begabung des Dichters. Aber auch sie zeigen einen großen Abstand zur damaligen geistigen Vorhut der bürgerlichen Klasse, zu Lessing, Herder, Goethe, Diderot, Sterne und vielen anderen.

Fraglich bleibt bei der wissenschaftlichen Anlage der Ausgabe, ob es richtig war, Beispiele für die oftmals eindeutig reaktionäre Haltung von Claudius auszulassen: So etwa seine Stellungnahmen zur Französischen Revolution und zur Aufklärung; zumindest hätte die Einleitung kommentierte Zitate enthalten können. – Die chronologische Anordnung, der Anhang, sorgfältig erarbeitete Anmerkungen, bibliographische Hinweise und sonstige Erläuterungen geben dem wissenschaftlich Interessierten Gelegenheit, sich in Zeit und Werk zu vertiefen. Begrüßenswert ist auch der Abdruck der ersten Nummer des „Wandsbecker Boten“. Weshalb jedoch den Illustrationen Richters der Vorzug vor den Bildern des Zeitgenossen Chodowiecki gegeben und so der Zug ins Hausbackene noch verstärkt wurde, ist nicht verständlich.

Im ganzen aber ist dem Herausgeber Dank zu sagen für die interessante und vielseitige Darbietung der kritisch überprüften, oft in ihrer Frühgestalt wieder hergestellten Texte, für eine Auswahl, die aus neuer Sicht eine gesellschaftskritische Orientierung über Claudius bietet und so eine Lücke im Bild der deutschen Literatur jener Zeit ausfüllt.

Otto Horn

Literatur der Diminutive

Brief aus Österreich

In einem Vortrag sagte kürzlich der Kritiker Karl M. Benedek, die österreichische Nachkriegsliteratur reiche fächerförmig vom Realismus bis zum Surrealismus; ihre breite Mitte, die ohne scharfe Grenzen nach beiden Seiten hin verlaufe, könne am ehesten als „Subjektivismus“ bezeichnet werden.

Man kann über die Namen für literarische Strömungen streiten; fest steht, daß ein stark subjektiv gefärbter, gefühlsbetonter und zu Lyrismen neigender Grundton der österreichische Nachkriegsliteratur beherrscht. Er mildert zwar einerseits die verkrampfte Abstraktion der Formalisten, aber auf der anderen Seite hemmt er eine realistische Darstellung; denn er macht aus ihrer Gesellschaftskritik einen Humanismus des Mitleidens, nicht des Mitkämpfens. Der Lyrismus verführt zur Beschaulichkeit selbst bei Sujets, denen eine erschütternde Anklage innewohnt. Charakteristisch dafür ist eine Erzählung der jungen Sozialistin Gertrud Vera Ferra (geboren 1923, Verfasserin von Gedichten, Romanen und Jugendbüchern). Sie sei hier zitiert:

Rapunzel 1944

Sie verlangte nicht Rapunzelsalat wie die Frau im Märchen. Sie hatte Sehnsucht nach den sanften Blättern des Maikönigs, aber sie konnte keinen Maikönig bekommen, weil ihr die Gemüsekarten aus der Mappe gefallen waren. An der Kiste mit Maikönig hing ein kleines Papierschildchen mit der Bezeichnung 9/III. Die Tochter des Schusters bekam zwei Häuptel, obgleich ihr schon der Abschnitt 9/III fehlte. Der Kaufmann schob das Paket

mit den reparierten Schublen in das Fach, wo die Koblrüben (Abschnitt 8/IV) aufgestapelt lagen, und die Frau, die keine Schube hatte bringen können, schritt langsam mit ihrer leeren Tasche nach Hause.

Bei Einbruch der Dunkelheit ging ihr Mann zu den Gärten am Stadtrand, er ertrug den Gedanken nicht mehr, daß seine Frau einen Monat lang kein frisches Gemüse bekommen sollte. Sie war schwach und hatte schlechte Zähne, und das Fräulein in der Kartenstelle, das kein Kind erwartete, hielt sich streng an die Vorschriften.

Als er, vom Mondlicht an den richtigen Platz geführt, vor den Beeten mit Maikönig niederkniete, knackte es in seinem Arm und die Prothese fiel auf den nassen Boden. Er konnte sie nicht aufheben, denn die Prothese für den zweiten Arm war noch nicht geliefert worden. Er besaß zwar den Abschnitt 17/254, er besaß zwar ein Recht auf die zweite Prothese, aber er besaß keine Möglichkeit, die Liefertermine (Artikel 99) zu beeinflussen. Er kniete vor dem Beet mit den Salatköpfen und dachte an seine Frau, die daheim schlief. Dann legte er sich auf die Erde, klemmte die Prothese zwischen Brust und Armstummel, grub damit ein Häuptel Maikönig aus und hob es mit den Zähnen hoch.

Den ganzen Weg zurück trug er die Prothese zwischen Brust und Armstummel und den Maikönig zwischen den Zähnen, und daheim drückte er mit den Knien die Tür auf.

In der Küche ließ er die Prothese und den Salat auf den Tisch fallen und ging

bekleidet zu Bett. Seine Frau schlief sehr fest. Sie spürte nicht, wie er seinen Kopf auf ihr offenes Haar legte, und sie hörte nicht, wie er leise fluchte und lachte.

Auch das nachstehende Gedicht der etwa gleichaltrigen Friedl Hofbauer, einer Kommunistin, entspringt verwandten Gemütsbestimmungen:

Was die Großmutter im Bauch
des Wolfes sagt

Vielen Großmüttern gewidmet,
die in Luftschutzkellern saßen

*Rotkäppchen, sitzt du gut? Komm, lehn
dich an.*

*Nein, was die Kinder heute mitzumachen
haben!*

*Man sitzt hier wirklich wie lebend be-
graben.*

*Mach schön die Augen zu und denk nicht
dran.*

*O Muttergottes, breit den Mantel aus ...
Es ist so dunkel hier. Wo ist denn meine
Brille?*

*So wein doch nicht, mein Kind, wir
kommen ja binaus,*

*Der Jäger findet uns, Herr, es gescheh
dein Wille.*

*Hörst du? Er schnarcht. Man hört es bis
herein.*

Hätt ich nur eine Kerze mitgenommen!

*Ja, ganz bestimmt wird bald der Jäger
kommen.*

*Vielleicht wird bis dahin der Strumpf
auch fertig sein.*

In diesen beiden und in hundert ähnlichen Fällen setzt der Autor das kleine menschliche Erlebnis als Kontrapunkt zur großen gesellschaftlichen Realität, wird dabei aber den Proportionen nur sehr ungenügend gerecht. In dem Gedicht mag die Hilflosigkeit der Großmutter dem Weltkrieg gegenüber noch eine gesellschaftliche Situation wiedergeben. In der Prosaskizze meint die Autorin unzweifelhaft den privaten (nach Benedek: idyllischen) Humanismus als Ausweg aus einer

mangelhaft erkannten „feindlichen Umwelt“. Unverkennbar sind auch die Anklänge an Kafka. Während dieser jedoch seine (kleinbürgerlichen) Menschen unbekannten Paragraphen gegenüberstellt, an denen sie zerbrechen, kennt der Held unserer kleinen Geschichte die Paragraphen genau, zu wenig aber ihren gesellschaftlichen Hintergrund. Deshalb begnügt er ihnen auch nicht auf dieser Ebene, sondern durch eine individuelle Tat.

Hier, bei den zum Realismus tendierenden Subjektivisten, wird der einsame Held mit der Schutzhülle einer „kleinen Welt“ umgeben. Nach der anderen Grenze hin, zum Surrealismus und Existenzialismus, herrscht das existenzialistische „Ausgesetztsein“ als ein Verliebtsein in die eigene Hoffnungslosigkeit und Todessehnsucht. Hans Lebert etwa schließt in einer mit einem Förderungspreis ausgezeichneten Erzählung („Das Schiff im Gebirge“) den Abschiedsgruß des Helden an seine Mutter: „Lebe wohl! Ich werde jetzt aufstehen. Ich werde die Treppe hinuntersteigen. Ich werde das Tor aufmachen. Die Finsternis nimmt mich auf.“ Vorher versucht er eine Deutung der „Finsternis“: „... immer tiefer in das Unsagbare, das Uferlose, in das Meer, nach dem ich mich immer gesehnt habe, das vielleicht immer mein Ziel war.“ Das „vielleicht“ ist die Konzession an die moderne „Weltangst“ des sterbenden Bürgertums, an welche die Romanautorin Jeannie Ebner („Sie warten auf Antwort“) komplizierte Träume und Assoziationen verschwendet.

Entkleidet man diese Art Literatur ihres Beiwerks, es bleibt die naive katholische Vorstellung vom Fortleben nach dem Tode. Das Jenseits dieser „rechten Subjektivisten“ entspricht der guten Tat in der „kleinen Welt“ bei den „Linken“. Gemeinsam ist beiden Gruppen die Flucht vor der Auseinandersetzung mit der ganzen Realität. Hinzu kommt, daß die Ausdrucksmittel weitgehend an österreichische Traditionen anschließen, keineswegs neu-

tönend, sondern eher konventionell. So gehen in der österreichischen Gegenwartsliteratur die extremen Strömungen ohne scharfe Grenzen ineinander über und erscheinen allesamt gemildert. Es ist eine „Literatur der Diminutive“.

Warum lebt diese Literatur mehr oder weniger im stillen Winkel? Nach den verheerenden Jahren des Faschismus, gegen den sich kein Volkswiderstand erhob, hat sich in Österreich wie in ganz Westeuropa der Kapitalismus rasch restauriert und viele aufkeimende Hoffnungen verschüttet. In dieser Zeit hat die Arbeiterbewegung nicht solchen Elan entwickelt wie in Frankreich oder in Italien (woran der Einfluß der rechten Führer der Sozialdemokratie die Hauptschuld trägt), und deshalb auch keine Massen der Intelligenz angezogen. Das kleine kapitalistische Österreich wurde zu einem Anhängsel der imperialistischen Mächte, vor allem der USA und Westdeutschlands. Staatsvertrag und Neutralitätserklärung öffneten zwar eine andere Perspektive, aber die Kehrseite der Neutralität äußerte sich in dem verbreiteten Gefühl relativer Sekurität. Viele Kleinbürger, auch Intellektuelle, die der kalte Krieg und die Atomstrategie erschreckt hatten, als sich die Auseinandersetzungen noch im Lande selbst abspielten, erblicken nun in der Neutralität den Rettungsanker. Österreich kennt auch nicht annähernd eine Massenbewegung gegen den Atomtod, wie sie zur Realität Westdeutschlands oder Englands gehört. Seine Intelligenz hat sich eingeegelt.

Dieser hervorstechende Zug der politischen Situation fällt mit den geschilderten Akzenten der Gegenwartsliteratur zusammen. Beschaulichkeit, Milderung der Konflikte und Ausweichen vor den wesentlichen Problemen unserer Zeit charakterisieren die Arbeiten der meisten bürgerlichen Schriftsteller Österreichs, die sich ohne Bruch oder Generationsrevolte an die seit der ersten Nachkriegszeit kontinuierlich publizierenden österreichischen Autoren (etwa Oskar Maurus Fontana

oder Rudolf Henz) anschließen. Abgesehen von wenigen Stilexperimenten, die kein Echo finden, bewegen sich besonders die Erzähler auf den Bahnen österreichischer Tradition (von Stifter bis Musil). Daß dabei der 40jährige Romancier Fritz Habeck („Der Tanz der sieben Teufel“, „Das Boot kommt nach Mitternacht“ u. a.) mit Hemingway liebäugelt und der etwas ältere Franz Taucher („Weit aus der Zeit“, „Aller Tage Anfang“) mit Thomas Wolfe, wird nicht als Einbruch fremder Einflüsse empfunden. Die Spätwirkung Kafkas (auf dem Umweg über Amerika und Westeuropa) in der Prosa und Trakls in der Lyrik wirkt unösterreichischer.

Abgesehen von jenen Konjunkturrittern, die sich mit Haut und Haaren den marktbeherrschenden westdeutschen Verlegern verschrieben haben, setzt die Mehrzahl der lebenden Autoren Österreichs in Diktion und Darstellung die Eigenart österreichischer Literaturentwicklung fort. In ihrem etwas in sich gekehrten Traditionalismus liegt eine Abwehr gegen die großdeutsche Tendenz, die von Bonn aus nach Österreich greift. Hier wurde selbst das „Einigeln“ zur Absage an Trommler und Verführer jenseits der Grenze.

Diese anfänglich spontane Betonung ihres Österreichertums wurde bei einer Reihe von Schriftstellern mehr und mehr zu einer bewußten Haltung. Sie blieben nicht nur in ihrer Schreibweise den Traditionen der österreichischen Literatur verhaftet, sondern wandten sich auch der Behandlung österreichischer Themen zu. Zwei Romane dieser Art schrieben Autoren verschiedener Generationen (Adelbert Muhr: „Sie haben uns alle verlassen“ und Gerhard Fritsch: „Moos auf den Steinen“). Beide Werke sind mit altösterreichischen Reminiszenzen belastet, mit wehmütigem Rückblick auf die Geschichte des „größeren Österreich“, wenn auch die Auseinandersetzung mit dieser Vergangenheit nicht fehlt und Wege in die Zukunft gesucht werden. Das Zaghafte und Halbschlächtige solcher Ver-

suche ist – im schlechten Sinne – ebenso österreichisch wie das Bekenntnis zur nationalen Eigenart im guten Sinne.

Innerhalb der bürgerlichen Nachkriegsliteratur Österreichs ist diese Strömung jedenfalls am positivsten zu bewerten, weil sie auf dem Boden des bürgerlichen Realismus und der Nation steht.

Progressivere Werke – einige antifaschistische Bücher über den zweiten Weltkrieg oder Hermann Schreibers Roman gegen den schmutzigen Krieg in Indochina („Sturz in die Nacht“, Lizenzausgabe im Verlag der Nation, Berlin) – sind Einzelercheinungen, meist auch im Gesamtwerk der Verfasser, geblieben. Einige wenige ehrliche Realisten nähern sich unserer Auffassung von der gesellschaftlichen Funktion der Literatur, unter ihnen der Katholik Franz Kießling:

Ein Stück Brot

*Ein Stück Brot
will mein Gedicht sein,
keine festliche Mahlzeit.*

*Ein Stück Brot,
danach jeder verlangt,
der wirklich Hunger hat.*

*Ein Stück Brot,
das einen satt macht,
doch nicht zufrieden mit dem Unrecht.*

*Ein Stück Brot,
das einem verbilft,
nicht nur an das Brot zu denken.*

Für die sozialistischen Schriftsteller ist das Parteiengreifen eine Lebensgewohnheit geworden. Nahezu alle sind zugleich aktive Journalisten und Publizisten, die mit ihrer Feder in den täglichen Kampf eingreifen. Allerdings hat es auch hier subjektivistische Einflüsse gegeben, Schwankungen und sogar Renegatentum. Aber unsere Reihen haben sich wieder gefestigt.

Ernst Fischer, Mitglied des Politbüros des ZK der KPÖ, hat als Redakteur der sozialdemokratischen „Arbeiter-Zeitung“

begonnen und nach den Kriegsjahren, da wir ihn oft über Radio Moskau hörten, seine publizistische Tätigkeit zuerst als Chefredakteur der Tageszeitung „Neues Österreich“, seither als Herausgeber des „Tagebuchs“ fortgesetzt. Mehr als seine Zeitdramen („Der große Verrat“, „Die Brücken von Breisach“) und sein historischer Dialog-Roman „Prinz Eugen“ werden seine Essays und seine Lyrik geschätzt, besonders seine Baudelaire-Übersetzungen. Hugo Huppert, der jahrelang mit Johannes R. Becher die „Internationale Literatur“ redigierte, ist auch vor allem Publizist und Lyriker. Sein Name ist für uns untrennbar vom Erlebnis Majakowskis. Während seines zweiten Aufenthaltes in der Sowjetunion schenkte er uns ferner die Nachdichtung des Poems von Rusthaweli „Der Recke im Tigerfell“. Eva Priester will nichts als kämpfende Journalistin sein und kann doch in keiner ihrer Reportagen die dichterische Begeisterung im Zaum halten, der wir schöne Gedichte und Novellen („Vom Baume der Freiheit“) verdanken. Ein arbeitsreiches Leben lang ist Bruno Frei Reporter geblieben („Mit eigenen Augen“), nicht anders als unser unvergessener Fritz Jensen – viel zu früh entriß uns der Mordanschlag der Tschiang-Kai-schek-Clique gegen die Delegation Volkschinas zur Bandung-Konferenz diesen hochbegabten Reporter. Mit einer an Kisch gemahnenden Meisterschaft hat Jensen in Reportage und Dichtung China und Vietnam lebendig gemacht. Auch die bedeutende Lyrikerin Ina Jun-Broda, die den Partisanenkrieg der jugoslawischen Völker miterlebt hat, ist als Publizistin aus unserer Presse nicht wegzudenken. Unter den Jungen überwiegen ebenfalls die Reporter (Harry Sichrovsky, bekannt durch sein Indien-Buch, Fred Wander, der eben Korsika „entdeckte“).

Die kommunistischen Dichter (Arthur West, Friedl Hofbauer und andere) nehmen in der Lyrik, in der die österreichische Nachkriegsliteratur ihr Bestes geleistet hat, einen ehrenvollen Platz ein. Einige

achten auch die Agitprop-Arbeit, das Massenlied und das Chorwerk nicht gering, und sie haben wiederholt Preise von den literarischen Wettbewerben der Weltjugendfestspiele und des Charlie-Chaplin-Friedensfonds heimgebracht.

In Reportage und Lyrik haben die kommunistischen Autoren in Österreich bisher am meisten geleistet. Manche von ihnen möchten auch in Prosa und Dramatik vorankommen, und sie haben das Zeug dazu. Doch es fehlt ihnen bisher an Zeit und Reife. Romanveröffentlichungen sind aus diesem und allerlei wirtschaftlichen Gründen selten. Ein Nachkriegsroman von Susanne Wantoch, die auch Lyrikerin und Journalistin ist, zwei historische Romane des Arbeiterschriftstellers Franz X. Fleischhacker (ein Epos aus den österreichischen Bauernkriegen und eine

Chronik des Matrosenaufstandes von Cattaro), ferner einige Prosapublikationen in Verlagen der DDR – das ist vorläufig alles.

Doch halten wir fest: Für die sozialistische Literatur Österreichs kann der Titel „Literatur der Diminutive“ sinngemäß nur den Umfang der Produktion treffen, der von anderen Bedingungen abhängt als von den Herzenswünschen der Autoren, denen diese „kleine Welt“ zu klein ist. Sie weichen der ganzen Realität nicht aus, sie stellen sich ihr in ihren Werken, und sie kämpfen mit, um sie zu verändern.

Wir gratulieren

Unsere Kollegen und Freunde Johanna Rudolph und Harald Hauser wurden mit dem Lessing-Preis 1959 geehrt.

Die schönsten — aber auch die wichtigsten?

Als „Inbegriff der Bemühungen, alle buchkünstlerischen Mittel zu einem harmonischen, auf den Inhalt des Buches abgestimmten Gesamtwerk zu verschmelzen“, bezeichnete die Jury zur Auswahl der schönsten Bücher des Jahres 1958 ein Werk, das ihrer Meinung nach „in die Geschichte der deutschen Buchkultur eingehen wird“: das von Werner Klemke gestaltete „Dekameron“ Boccaccios, erschienen im Aufbau-Verlag.

Dieses Werk gehört – zusammen mit achtzehn anderen ausgezeichneten Büchern – zur Gruppe „Belletristik“, in welcher der Aufbau-Verlag am erfolgreichsten war. Für populärwissenschaftliche und Reiseliteratur, für Kinder- und Jugendbücher, für Taschenbücher und bibliophile Ausgaben hatte die Jury jeweils andere, den Eigenarten der Gruppe entsprechende Bewertungsmaßstäbe. Die Ergebnisse ihrer Beratungen – fünfzig schönste Bücher des Jahres 1958, herausgegeben in 23 Verlagen – wurden durch die Tagespresse bekanntgemacht.

Angenommen nun – und es spricht nichts dagegen –, die Jury habe ihre Maßstäbe auch in der Belletristik-Gruppe gerecht und sachkundig angewendet, so fanden sich unter den belletristischen Neuerscheinungen des letzten Jahres nur drei preiswürdige Titel zeitgenössischer deutscher Autoren: ein Bändchen Brecht-Gedichte (Verlag Volk und Wissen), der Lyrik-Band „Weltliche Hymne“ von Fürnberg-Kuba (Dietz Verlag) und Weisenborns „Memorial“ (Aufbau-Verlag).

Die Jury bedauerte es selbst, daß in der Regel nicht unsere wichtigsten auch gleichzeitig unsere schönsten Bücher sind (auf ihre Weise und nach ihren Möglichkeiten selbstverständlich). – Woran mag das liegen? Böswilligkeit der Verlage? Wohl kaum. Gedankenlosigkeit? Schon eher. Freilich: Gegenwartsbücher sollen nicht nur gut, sondern auch billig sein. Und nun auch noch schön? Auch noch geschmacksbildend? Ja! sagt die Jury, und ja sagen auch wir. Wer aber einmal – beispielsweise auf der Messe – an

Verkaufsgesprächen zwischen Verlegern und Buchhändlern teilgenommen hat, der wird wissen, daß nicht immer das schönste Buch vom Buchhändler auch für das anziehendste gehalten wird. Nicht immer sind die von bedeutenden Künstlern geschmackvoll ausgestalteten Bücher leicht zu verkaufen – auch dann nicht, wenn sie billig sind. Und: können „schönste“ Bücher überhaupt billig sein – billig genug?

Ob die Verlage sich von diesen Überlegungen leiten lassen, wenn sie heute noch sehr oft Bücher mit abseitiger Thematik oder klassische Literatur buchkünstlerisch bevorzugen? Oder werden sie durch den entgegengesetzten Gedanken bestimmt: Die anderen Titel verkaufen sich sowieso; ohne daß man sie besonders sorgfältig betreut? Denken sie dabei nur ans „Geschäft“? Denken sie auch an die Verbreitung der Gegenwartsliteratur?

Oder was hindert sie sonst, im nächsten Jahr der Jury die besten – die wichtigsten – Bücher ihrer Produktion auch als die schönsten vorzulegen?

Freiligraths goldene Fessel

Der Weg Freiligraths zum revolutionären Dichter war widersprüchlich; darüber ist schon viel geschrieben worden. Man weiß, daß der Dichter 1842 durch Vermittlung Alexander von Humboldts, des Kanzlers Müller und eines Herrn von Radowitz eine Jahrespension von dreihundert Talern aus der königlich-preussischen Schatulle zugesprochen bekam. Wir kennen die Polemik Georg Herweghs gegen Freiligrath in Herweghs bekanntem Gedicht „Die Partei“. Es ist eine Erwiderung auf Freiligraths „Aus Spanien“, wo sich die Worte finden: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte / Als auf den Zinnen der Partei.“ In ständiger Auseinandersetzung mit der preussischen Wirklichkeit und unter dem Einfluß der bürgerlichen Revolutionäre des Vormärz fand Freiligrath schließlich den Anschluß an die revolutionäre Partei.

Zwei kürzlich aufgefundene Briefe aus

dem Radowitzschen Familienarchiv lassen uns in die Zusammenhänge blicken, die zwischen der schwankenden Haltung Freiligraths und seiner königlichen Pension bestehen. Das Schreiben Freiligraths an Radowitz vom 11. März 1842 fließt über von Dankesbezeugungen für die königliche Huld und enthüllt mit aller Deutlichkeit, welche Gefahr sich für den bislang freien Schriftsteller aufatet: „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich mich die Huld des Königs macht, u. von wie hohem, unberechenbarem Werthe eben jetzt die materielle Unterstützung für mich ist, die Er mir angedeihen läßt. Ich habe jetzt eine *sichere* Existenzbasis gewonnen, u. das will *viel* sagen! Möchte es mir vergönnt sein, in meiner sorgenfreieren Lage Würdigen, der Huld u. dem königlichen Sinne des hohen Gebers Entsprechendes zu schaffen! (...) Im nächsten Jahre hoffe ich einen zweiten Band meiner Gedichte folgen lassen zu können. Finden Sie es passend, daß ich dem König, in meinem demnächst zu schreibenden Danksagungsbrief, um die Gnade bitte, die Widmung dieser neuen Sammlung anzunehmen? Ich bezwecke damit lediglich, meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen!“

Bezeichnenderweise geht Freiligrath in diesem Brief auch auf seine Kontroverse mit Herwegh ein. Dieser hatte in seinem Gedicht „Die Partei“ die politische Gleichgültigkeit vieler Dichter, besonders aber Freiligraths, angegriffen. Freiligrath schreibt, daß sein „ohnlängst keck hingeworfenes Wort: Der Dichter steht auf einer höhern Warte, Als auf den Zinnen der Partei! in einem zwar schönen, durch Reichthum der Bilder u. Pracht der Diction blendenden, aber sonst fanatischen u. in sich unwarhen Gedichte angegriffen“ worden sei. Er wollte zusehen, ob ihm eine passende Antwort gelinge.

Vergleicht man diese Zeilen mit einem fast gleichzeitigen Brief Freiligraths an Matzerath, so entdeckt man, als Folge des korrumpierenden Goldes, eine gewisse Doppelzüngigkeit; denn Matzerath

gegenüber rühmt er (1. März 1842) an dem Herweghschen Gedicht außer der Schönheit der Sprache „die Wahrheit seiner Gesinnung“.

Tatsächlich ist Freiligrath mit seiner Antwort nie zu Rande gekommen. Die Erlebnisse der nächsten Monate, die Bekanntschaft mit Hoffmann von Fallersleben und anderen wandelten allmählich seine Anschauungen und nötigten ihn schließlich, sich doch „auf die Zinnen einer Partei“ zu stellen. Er streifte die goldenen Fesseln ab. Seine Gedichtsammlung, die 1844 unter dem Titel „Ein Glaubensbekenntnis“ erschien, enthielt das berühmte Vorwort, in dem er die Pension in die Hände des Königs zurückgab. Er zog die materielle Unsicherheit und die Emigration der goldenen Kette vor. Am 14. September 1844 schrieb er aus der Emigration an den Minister Eichhorn: „Inzwischen hat vieles sich geändert, und ich berge nicht, daß dieselbe königliche Gnade, die ich vor drinthalb Jahren noch mit unbefangener Freude willkommen hieß, mich jetzt eher beengt und in der offenen Darlegung des Mitgefühls behindert, welches ich, auf den Grund einer redlich gewonnenen Überzeugung und nach dem Maaße der mir verliehenen Kräfte, einer bewegten und bewegenden Zeit auszusprechen mich verpflichtet glaube.“ – Damit hatte der Dichter die volle Unabhängigkeit zurückgewonnen.

Walther Grupe

Deutsch-sowjetische Wissenspflicht

Es ist Freundespflicht, den Freund zu kennen. Mindestens: zu wissen, wo er zu Haus ist.

Hätte diese Binsenwahrheit Geltung nicht nur für Privatfreundschaften, sondern auch für die Völkerfreundschaft, dann wäre die schmerzliche Unwissenheit nicht denkbar, die aus folgenden drei Vorfällen – dreien von vielen – spricht (es macht nichts, daß sie schon einige Zeit zurückliegen).

Zu einem Gedenktag, der in der DDR begangen wurde, entsandte der sowjetische Schriftstellerverband eine Delegation unter Leitung von Antanas Venclova. Eine ND-Reportage nannte diesen hervorragenden *litauischen* Lyriker und Prosaiker eine „*lettische* Stalinpreisträgerin“. Woraufhin man sich einigermaßen wunderte, anderntags ebendort auf einem Foto die genannte Persönlichkeit im Herrendreß zu sehen.

Aber Vilnius, Litauens Hauptstadt und Venclovas Wohnort, wird nicht allein, wie ersichtlich, mit Riga verwechselt. Was dieser Stadt, der Hauptstadt von Lettland, recht ist, muß der von Estland billig sein. So gab uns denn die „Freie Welt“ in der Beschriftung eines Fotos diese Kunde:

„Wiedersehen in Moskau. Der Grafiker Bogatkin lebt in der sowjetischen Hauptstadt, seine Frau in Tallin. Er arbeitet für Moskauer illustrierte Zeitschriften, sie als Künstlerin in ihrer *litauischen* Heimat...“

Wenn solche Informationen aus einem Presseorgan der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft zu schöpfen sind, so nimmt's nicht wunder, daß die Zeitschrift „Aufbau“ (in einem Bericht über den Kongreß der Schriftsteller Asiens in New Delhi) drucken ließ: „Die Vortragenden stammen aus vielen Ländern. Da ist der berühmte Usbeke Tursun Sade...“ Gewiß legt Stephan Hermlin, der dies schrieb, die sowjetische Völkerfreundschaft nicht so aus, als müsse Tursun Sade, der stärkste *tadschikische* Nationaldichter, sich ent- und umnationalisieren lassen. Daß Sowjet-Tadschikistan vor seiner Erhebung in den Rang einer Unionsrepublik (5. Dezember 1929) fünf Jahre lang eine Autonome Sozialistische Sowjetrepublik innerhalb der Usbekischen SSR war, entschuldigt den Fehler nicht. Was würde Hermlin sagen, fände er die Behauptung gedruckt, den berühmten Franzosen Hermlin habe der berühmte Sachse Paul Eluard in sein geliebtes Deutsch übertragen.

F. L.

Das Elend der „Aküwörter“

Anfrage in Heft 6/1958 der Zeitschrift „Sprachpflege“:

„Schreibt man ‚Die 33. Tagung des ZK der SED‘ oder ‚... des ZKs der SED‘?“

Antwort der Zeitschrift:

„Ohne Punkt geschriebene Abkürzungen wie ZK, VEB, BGL können im Singular gebeugt werden, sie müssen es aber nicht... Im Plural wird stets ein ‚s‘ angehängt.“

Brief des Unterzeichneten an die Redaktion der „Sprachpflege“:

„Ich möchte gegen diese ‚Empfehlung‘ Bedenken anmelden. Ich halte es für inkonsequent, daß man im Singular eine Kann-Bestimmung schafft, während man im Plural ohne Einschränkung für das ‚s‘ eintritt. Ich sähe eine grundsätzliche Entscheidung zur Hebung der Sprachzucht lieber: Abkürzungen werden in der Schrift nicht gebeugt und im gesprochenen Wort nicht als Stummelwörter, sondern in der wirklichen Wortbedeutung gelesen. Sie müssen, wie römische Zahlen bei Eigennamen, auch dekliniert werden. Sonst sanktioniert man ja die Stummelwörter als neue gültige Wortbildungen.“

Redaktion der „Sprachpflege“ an den Unterzeichneten:

„Wir schließen uns Ihren Ausführungen an und haben sie an die Dudenredaktion weitergeleitet.“

Auskunft der Dudenredaktion:

„Das stürmische Tempo unserer Zeit, die sich täglich steigenden Anforderungen, die Schnelligkeit des Verkehrs verlangen auch eine gewisse Kürze des sprachlichen Ausdrucks. Aus dieser Notwendigkeit heraus sind in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Abkürzungen und Kurzwörter für lange, oft mehrfach zusammengesetzte Wörter gebildet worden, die – aus derselben Zeitnot heraus – auch als Kurzwörter gesprochen werden. Niemand sagt und schreibt z. B. heute

‚Betriebsgewerkschaftsleitung‘, sondern man bedient sich der Kurzform ‚BGL‘. Natürlich ist diese Entwicklung vom sprachlichen Standpunkt aus zu bedauern, ändern läßt sich daran nichts mehr. Läßt man aber notgedrungen die Abkürzungen und Kurzformen an Stelle voll ausgeschriebener und -ausgesprochener Wörter gelten, so muß man, um Mißverständnisse zu vermeiden, auch Beugungsmöglichkeiten für sie finden. Im Singular ist das Weglassen einer Beugungsendung möglich, weil aus der Beugung des zugehörigen Artikels der Kasus klar wird: *Der LKW – des LKW*. Die gebeugte Form, durch Anhängen eines ‚s‘ im Maskulinum und Neutrum gebildet, gilt aber nicht als falsch: *Des LKWs, des BGBs, des DRKs*. Im Femininum wird keine Endung angehängt: *Der BGL*. Wollte man auch den Plural ohne Beugungsendung lassen, ergäben sich, mindestens bei den Feminina, häufig Mißverständnisse. Der Satz: ‚Wir werden die LPG unterstützen‘ könnte sich dann sowohl auf die Unterstützung einer einzigen LPG als auch auf die Hilfe für mehrere LPGs beziehen.“

Brief des Unterzeichneten an die Dudenredaktion:

„Man macht sich doch die Bildung von Stummelwörtern heute so leicht, indem man einfach Anfangsbuchstaben von Wörtern aneinanderkleistert. ‚Odol‘ war auch einst eine (umstrittene!) Neuschöpfung von ‚odor‘ und ‚oleum‘, aber es war darin noch ein sprachschöpferischer Wille zu verspüren. Was soll aber heute TOH, das neulich ein Betrieb anbot? ‚Trockne ohne Handtuch‘ ist daraus beim besten Willen durch Sprachenken nicht herauszuholen. Wenn Sie nun resignierend sagen, an dieser Entwicklung lasse sich nichts mehr ändern, so möchte ich behaupten: Es läßt sich sehr viel ändern, nämlich durch beispielgebende, nie ermüdende, tägliche Erziehung und bewußte Sprachpflege in Schule, Presse, Rundfunk, in Versamm-

lungen und Sitzungen und im täglichen Umgang mit den Menschen. Wenn man von der Tribüne der Volkskammer (VK-Volkskorrespondent) nicht mehr die Abkürzung DDR, sondern immer nur die klare Bezeichnung Deutsche Demokratische Republik hört, so müßte ähnliches auch bei Volkseigenen Betrieben und Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften möglich sein. Man kann zu bestimmten Gelegenheiten sehr wohl kurz von *Produktionsgenossenschaften* oder noch kürzer von *Genossenschaften* sprechen, ohne Gefahr zu laufen, daß Produktionsgenossenschaften des Handwerks mit denen der Landwirtschaft verwechselt werden.

Sie sagen ferner: Wollte man auch den Plural ohne Beugungsendung lassen, ergäben sich bei den Feminina häufig Mißverständnisse. Ich halte diesen Einwand für haarspalterisch, er leugnet jedes Nuancengehör. Mir täte es direkt körperlich weh, wenn ich „LPGs“ aussprechen sollte, denn ich höre im Unterbewußtsein das „s“ in „Produktionsgenossenschaftens“!

Jakob Grimm sagte schon, daß sprachliche Bewegungen ganz verdeckt vor sich gehen und im großen Gleichgewicht des Ganzen selten störend wirken. Demgegenüber: „Von diesem langsamen, ruhigen Gang unterscheide ich aber den durch äußere Ursachen herbeigeführten und beförderten Verfall einer Sprache.“ Die Sanktionierung oder gar Deklinierung der Stummelwörter halte ich für einen solchen Sprachverfall.

Dudenredaktion an den Unterzeichneten:

„... So bedarf es keiner besonderen Versicherung, daß auch wir diese Sorge teilen... Wir haben nur die Tatsache festgestellt, daß die Stummelwörter eine erhebliche Verbreitung und zugleich auch eine nicht mehr wegzudiskutierende (!) sprachliche Selbständigkeit erlangt haben. Deshalb treten auch wir bei jeder sich bietenden Gelegenheit dafür ein, daß „Aküwörter“ die Sprache nicht zur Geheimsprache machen dürfen. Mehr wird

sich aber heute nicht erreichen lassen, weil keine Entwicklung gewaltsam oder auch mit den Mitteln der Überzeugung zurückgedreht werden kann...“

Redaktion der „Sprachpflege“ an den Unterzeichneten:

„Wir haben keine Regierungsstelle (Sprachakademie oder dgl.), die auf den Sprachgebrauch bestimmenden Einfluß ausübt. Dem Duden kommt diese Aufgabe jedoch nicht zu. Er hat lediglich die Sprachentwicklung darzustellen, aber nicht zu normen. Der Duden ist kein amtliches Regelbuch, wie vielfach angenommen wird; und selbst wenn er es wäre, könnte er nur die Rechtschreibung, aber nicht die lebendige Sprache durch seine Vorschriften regeln.“

Nachwort des Unterzeichneten:

Nicht die lebendige Sprache soll in ihrer schöpferischen Bewegung eingeengt, genormt oder gar „verregelt“ werden, sondern die künstliche Geheimsprache der Stummelwörter, die nun schon Anspruch auf Gleichberechtigung im deutschen Wortschatz heischt, muß auf das allernotwendigste Maß zurückgedrängt werden. Hier müssen alle, die sich der Sprache verpflichtet fühlen, zu unablässigem Kampf bereit sein. Und guter Wille ist da schon halber Erfolg.

Hans Rutte, Zittau

Nachwort der NDL-Redaktion:

Wieder einmal werden wir auf das oft beklagte Übel der „Aküwörter“ hingewiesen. Mit den oben wiedergegebenen Argumenten und Gegenargumenten scheint aber die eigentliche Wurzel des Übels noch nicht erfaßt. Sie liegt wohl vor allem in der Schwerfälligkeit und Umständlichkeit allzuvieler neugebildeter Bezeichnungen. Deren Urheber sind oft der Meinung, es müsse das vollständige Programm einer Organisation, der gesamte Aufgabenbereich einer Verwaltung oder Institution schon im Namen erschöpfend ausgedrückt sein. So gelangen sie zu komplizierten

Wortverbindungen und -gruppierungen, die beinahe zwangsläufig einen Abkürzer auf den Plan rufen. Zweigliedrige Bezeichnungen (etwa Nationale Front, Volkskammer, Demokratischer Sektor usw.) sind, wie die Erfahrung zeigt, wenig gefährdet. Aber vor den drei- und viergliedrigen Neubildungen versagt oftmals auch der gute Wille – der Name unserer Zeitschrift ist ein naheliegendes Beispiel dafür. Deshalb möchten wir die Aufmerksamkeit vor allem auf die Notwendigkeit richten, bei künftigen Namensgebungen auf Knappheit, Anschaulichkeit, leichte Aussprechbarkeit zu achten. Dann wird kaum jemand das Bedürfnis verspüren, eine neue Abkürzung zu bilden. Und sollte er es dennoch tun, wird er keine Nachahmer finden.

Zu Unrecht vergessen

In der Universitätsbibliothek zu Berlin gibt es ein broschürtes Buch, das sicherlich seit 1933 im „Schrank 9 Res.“ steht, in jenem Schrank, in dem die Nazis „marxistisches und jüdisches Gift“ verstaute, soweit sie es nicht verbrannt hatten. Es ist „Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin“ von Adelheid Popp.* Diese Entdeckung war rein zufällig. Ähnliches passierte vor Jahren schon einmal mit Franz Rehbeins Roman „Das Leben eines Landarbeiters“ (der 1955 – trotz seines literarischen Wertes von der Kritik kaum beachtet – unter dem Titel „Gesinde und Gesindel“ im Tribüne-Verlag erschien). Solche Vorfälle und Tatsachen lassen sich verallgemeinern und zwingen zu der Folgerung: Wir sollten systematischer an die Wiederentdeckung unseres proletarischen Literaturerbes gehen und dabei auch die Zeit vor den zwanziger Jahren berücksichtigen.

In Adelheid Pops schmucklos und geradlinig erzählter „Jugendgeschichte“ ist durch die typische Darstellung eines in-

dividuellen Arbeiterinnenschicksals ein Stück Geschichte des revolutionären Proletariats eingefangen. „Ich schreibe die Jugendgeschichte nicht“, sagt die bescheidene Verfasserin im Vorwort, „weil ich sie als etwas individuell Bedeutsames einschätze, im Gegenteil, weil ich in meinem Schicksal das von Hunderttausenden Frauen und Mädchen des Proletariats erkannte, weil ich in dem, was mich umgab, was mich in schwere Lagen brachte, große gesellschaftliche Erscheinungen wirken sah.“ Und an anderer Stelle heißt es: „Meine leider allzu kurze Ehe habe ich geschildert, aber nicht, um über mich zu sprechen, sondern um an meinem individuellen Schicksal zu zeigen, daß die öffentliche Tätigkeit der Frau durch die Ehe und durch ihre Pflichten als Mutter und Gattin nicht gehemmt werden muß. Es handelt sich da um eines der großen Probleme der Frauenfrage, um eine der wichtigsten Vorfragen bei der Erörterung vollkommener politischer und gesellschaftlicher Gleichberechtigung der Frau.“

In Adelheid Pops 1909 und anonym erschienenem Büchlein gibt es nicht die Andeutung jener Elendsmalerei kleinbürgerlicher Schriftsteller, die mit ihrer Armeleutendichtung auf bloßes Mitleid spekulierten. Im Gegenteil: Die Gewißheit des proletarischen Sieges, eine unbändige Kraft und echtes revolutionäres Bewußtsein sind die festen Träger dieser Geschichte. Die Autorin wollte den einzigen Weg zur Erhebung und zum Aufstieg aus einer bedrückten, geistig unfreien Kindheit zeigen, die Kämpfe, die er erfordert, „aber auch die Möglichkeit eines siegreichen Gelingens“. Das ist ihr geglückt, und das unterscheidet ihr Buch grundsätzlich, klassen- und bewußtseinsmäßig, von jeder bürgerlichen Darstellung dieser Zeit. Es gibt hier keine bürgerlichen Philanthropen, kein Überwecheln des um Bildung bemühten Proletariats zum Bürgertum. Es gibt hier also – trotz mancher Verlockung – keinen Klassenverrat.

* Siehe hierzu unseren Abdruck in Heft 5/1957, S. 65.

Nur mit dem Proletariat will diese Proletarin aufsteigen und siegen. Dieses Solidaritätsgefühl, gepaart mit der Erkenntnis von der revolutionären Sendung der Arbeiterklasse, gibt ihr Kraft, alle Not und alles menschliche Leid zu bestehen.

Trotz der Kürze ihrer Diktion und der Beschränkung auf das Wesentliche erreicht Adelheid Popp Anschaulichkeit bei der Schilderung der Vorgänge und der Personen. Sie ermüdet den Leser nicht durch Breittreten von Kleinkram und Nebensächlichem, wie das bei Arbeiterbiographien von der Art Karl Fischers („Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“, erschienen 1903) und Wenzel Holeks („Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters“, erschienen 1909) noch der Fall ist. Sie konzentriert sich auf das Charakteristische. Dabei kennt sie weder Schwarzweißmalerei noch Unwahrhaftigkeit bei der Schilderung ihres Lebens. Sowohl aus dem Proletariat als auch aus der Welt der Kapitalisten stellt sie uns lebendig und lebensnah die verschiedensten Menschen und Typen vor.

Dieses Büchlein, von dem August Bebel sagte, „ich habe selten mit tieferer Regung eine Schrift gelesen als die unserer Genossin“, ist seit 1909 meines Wissens fünfmal (zuletzt 1927) aufgelegt worden; es wurde ins Englische, Französische, Italienische, Schwedische, Flämische, Ungarische, Tschechische, Polnische, Rumänische, Sorbische, Jiddische und wohl auch in Russische übersetzt. Sollten wir dieses Dokument der proletarischen Selbstbefreiung, das unabdingbar zur Geschichte der proletarisch-revolutionären Literatur zählt, nicht erneut veröffentlichen? Bei uns ist der Sieg des Sozialismus errungen; gerade deshalb liest sich Adelheid Pops „Jugendgeschichte“ wie eine ernste Mahnung aus vergangenen Tagen, aber doch voll Gegenwartsnähe, und sie liest sich zugleich als glückverheißende Bestätigung unseres Weges und unserer Zukunft. Wir sollten Bebels Geleitwort zu dieser Lebensschilderung beherzigen: „Mein Wunsch ist, diese Schrift möge in Zehntausenden Exemplaren Verbreitung finden.“

Kurt Böttcher

Franz Leschnitzer

Übersetzung? Übertragung! Umdichtung? Nachdichtung!

Übersetzen kann man alles, was von Sprache zu Sprache herüber- oder gar hinübersoll. Übertragen, nachdichten: einzig, was herüberwill.

Den Begriff „Übertragung“ hatten psychoanalytische Piraten zeitweise gekapert; der Begriff „Umdichtung“ ist diskreditiert durch das Attentat auf Shakespeares Sonette, das Stefan George unter dieser falschen Flagge verübte. Bleibt „Nachdichtung“ als besseres Wort für beste Herübersetzung von Dichterworten – und „Übertragung“, den Freudianern zum Trotz, für ebenso getreuen Mittlerdienst an belletristischer wie publizistischer Prosa.

Dem Nachdichter steht selbst der dichterisch versierteste Übersetzer so weit nach wie der Dolmetscher ihm.

Die ideale Übersetzung einer genialen Dichtung ist ihr adäquat, die ideale Nachdichtung ihr kongenial.

Tüchtige Übersetzer und Nachdichter sind echtbürtige Nachkommen der Dichter. Doch der Übersetzer kommt dem Dichter wie ein Nachtreter nach, der Nachdichter wie ein Nachfahr.

Die Eidesformel „Ich schwöre, daß ich die ganze Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzufügen werde“

gilt, wahrer als mir Gott helfe, für den Übersetzer durchweg fakultativ, doch auch für den Nachdichter nur teilweise obligatorisch. Der Nachdichter soll die ganze inhaltliche Wahrheit, die ganze formale Richtigkeit dem Original nach-sagen, darf aber skrupelfrei dessen formale Fehler und Mängel verschweigen und ihm formale Vorzüge hinzufügen. Das Hinzufügen inhaltlicher Vorzüge wäre so skrupellos wie das Nach-sagen formaler Fehler und Mängel.

Die Nachdichtung ist ein Seiltanz zwischen der Scylla poetischer Lizenz und der Charybdis philologischer Pedanterie. Aber zuweilen ist's ein Glück, daß auch hier „incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim“. Denn eben der, dem's beim Ausweichen vor seichter Buchstabenwörtlichkeit widerfahren ist, in die Untiefe flotten Geplätschers zu plumpsen, spürt manchmal plötzlich unter seinen Versfüßen den festen Grund ungeahnter Wortwörtlichkeit.

Der auf Mißdeutung eines Bjelinskij-Satzes beruhende Gemeinplatz, das gut Übersetzte wirke „gar nicht wie übersetzt“, ist nur insofern haltbar, als beispielsweise eine zulängliche deutsch-französische Übersetzung keine „Germanismen“, eine zulängliche französisch-deutsche keine „Gallizismen“ aufweisen darf. Höherer Übersetzungskunst ist mit diesem Gemeinplatz absolut nicht gedient. Zur Einheit von Inhalt und Form gehört zwar die Kongruenz von Gedanke und Ausdruck, aber nicht auch die von Sujet und Sprachelement, denn jedes Sujet steht jedem Sprachelement offen. Mit-hin wäre grad ein Werk, dessen Herkunft aus fremdem Sprachelement einzig am Sujet erkannt oder gar lediglich dem „Milieu“, ja bloß dem „Kolorit“ an-gemerkt werden könnte, nicht vollkommen übersetzt. Aus dem vollkommen über-setzten Werk muß die Aura des fremden Sprachelements auch jenem Leser der Übersetzung zuströmen, in die diese an sich

so glatt einschlürft wie eine Muttersprach-Schöpfung. Zum Beispiel ginge eine voll-kommene Puschkin-Verdeutschung (es gibt nicht mal eine vollständige!) dem deut-schen Leser wie ein Goethewerk ein, vermiede sie doch sämtliche einzelnen Verbalrussizismen, – und bliebe ge-samt-essential und -formal, an Gehalt und Gestalt, ein einziger, einzigartiger Russizismus.

Ein Edelgewächs kann der Gartenbau-meister noch veredeln, einen Mißwuchs höchstens normalisieren. Eine hochwertige Dichtung kann der ideale Nachdichter zu einer höherwertigen machen, eine schlechte der beste bestenfalls zu einer unschlechten – wenn nicht gar der dem Sprach-geist inhärente Zwang zur Wahrhaftig-keit just ihn, den verantwortungsbewuß-ten Hochzüchter und Besserer, zum scheinbar unverantwortlichen Verschlimm-besserer erniedrigt. (Mit Recht!, weil Dienst an schlechter Sache objektiv un-verantwortlich bleibt.)

Die besondre Problematik des Nach-dichters, der selber Dichter ist, besteht in der Schwierigkeit, die erlebte Einheit eignen Inhalts und eigner Form, die er-kannte Einheit fremden Inhalts und frem-der Form zu einer Einheit beider Ein-heiten, also zu einer dritten Einheit von Inhalt und Form zu verschmelzen, in der jeder dritte einzig die Einheit des frem-den Inhalts und der fremden Form erlebt und erkennt.

Des Sowjetlyrikers Wladimir Lipko er-greifendes antinazistisches Gedicht „Die Verschleppte“ (1943) schließt mit der Strophe:

*Flehend, Liebster, sei eins Dir
geschrieben:
Keine Träne um mich mehr geweint.
Magst, vermagst Du's, ein ander Weib
lieben.
Mich, ja, mich aber räche am Feind.*

Ein Flehen kann tonlos geschehen;

dennoch vermißte ich deutscher Nachdichter im russischen Original dieser Strophe zwei Ausrufzeichen und setzte an das Ende des zweiten und des vierten Verses je eines. Da fand ich beide zu laut und erkannte aufs neue, daß manch Weniger ein Mehr ist: daß ein nicht zu starker Ausruf der stärkste sein kann – der Ausruf, der ruflos, rufzeichenlos aus-schwingt. (Hier: in tragischer Harmonie mit dem Verschenden des Opfers.)

Ein schwieriges, aber geglücktes Dichtwerk ist leichter übersetzbar (gar nachdichtbar) als ein einfaches, aber einfach verhashtes; und der ansonsten in Theorie wie Praxis des Nachgestaltens vorbildliche Herder ging fehl mit der undialektisch naiven Behauptung: „Es ist beinahe

immer ein Kennzeichen einer mittel-mäßigen Poesie, wenn sie gar zu leicht zu übersetzen ist.“ Sie grad ist immer schwer übersetzbar und die untermittel-mäßige am schwersten, wenn nicht grad ein unter-untermittelmäßiger Übersetzer sie übersetzt. Das taugliche Dichtwerk stellt dem Nachschöpfer die oft verwikkelte aber stets lösbare Aufgabe, es zu reproduzieren; das minder taugliche will neuproduziert, das untaugliche überhaupt erstmal produziert, erstmal zu einem Produkt emporgeformt sein – was zu vollbringen mitunter der tauglichste Produzent imstande weder ist noch zu sein braucht. Kürzer gesagt: Das Dichtwerk beansprucht Über-setzung ins Nachdichtwerk, das Undichtwerk heischt Ersetzung durchs Dichtwerk.

Arno Reinfrank

Geschichten aus Ithopien

Die Kunstsnoobs

In Ithopien erzählte ein Bürger seinem Freund folgende Geschichte:

In einer Ausstellung wurde schönes Porzellan gezeigt. Unter den Ausstellungsstücken befand sich auch eine besondere Vase, die durch die Majestät ihrer Form, die Leuchtkraft ihrer farbigen Bemalung und die Durchsichtigkeit ihrer Wände auffiel. Am oberen Vasenrand aber befand sich ein merkwürdiger verkrusteter Fleck, dem die Snoobs unter den Kunstbetrachtern ihre ganze Aufmerksamkeit widmeten. Sie behaupteten, es sei ein eingebranntes künstlerisches Merkmal, und begannen sich in Zeitungsartikeln darüber zu streiten, ob die kleine rotbraune Kruste erst beim Bemalen oder schon beim Modellieren der Vase angebracht worden sei. Ohne Ausnahme herrschte unter ihnen Einigkeit darüber, daß der Punkt eine höhere Funktion habe und die Schönheit der Vase hervorhebe, wenn nicht sogar ausmache.

Ein junger Ziegelerbeiter, der sich für Töpferei interessierte, besuchte eines Tages

ebenfalls die Ausstellung und bewunderte die Vase. Als er den Punkt, von dessen Berühmtheit er nichts ahnte, erblickte, erkannte er ihn als einen Schmutzfleck. Er nahm sein Taschenmesser und kratzte ihn ab. Nun konnten sich alle Besucher der Ausstellung an der Makellosigkeit des edlen Werks der Töpferkunst erfreuen.

Es scheint, so meinte der Ithopier, daß diejenigen, die sich für die einzigen Kunstkenner halten, den Sinn für die Schönheit verloren haben. Die Leute aus dem arbeitenden Volk hingegen vermögen ein Kunstwerk zu erkennen, wie es ist. Ihre Kühnheit hilft dem Schönen zur vollkommenen Entfaltung.

Das Krokodil

In der ithopischen Hauptstadt geschah es, daß der Märchenerzähler Ben Akr seinen Teppich neben der Marmortreppe des Hotels Imperial entrollte und gegen ein geringes Obolus die Zuhörer mit Geschichten erfreute. Eine davon lautete:

In einem Fluß lebte ein großes Krokodil

dil, das allen Tieren und Menschen, die zum Wasser kamen, heimtückisch auflauerte und sie mit seinen gewaltigen Kiefern zerfleischte. Die Schandtaten dieses Ungeheuers waren mit der Zeit ruchbar geworden. Aber anstatt sich zusammenzuziehen und es zu töten, fürchteten sich alle.

Von seinen grausigen Mahlzeiten blieben dem Tier jedoch Fleischfetzen zwischen den Zähnen haften. Sie begannen dort zu faulen und verursachten einen schlechten Geschmack in dem riesigen Maul. Das Krokodil erlaubte deshalb den beiden Vögeln Ibikus und Regenpfeifer, in sein Maul zu kommen und die verwesenden Reste aufzupicken. Die beiden Vögel nahmen es in Kauf, hinfort in ständiger Todesgefahr zu leben, und ernährten sich schlecht und recht dabei.

Ein hungriger Schakal sah eines Tages die beiden Vögel im Rachen des Scheusals umherstolzieren und dachte sich: Sieh an, also ist es doch nicht so schlimm mit der Gefräßigkeit dieses Teufels, wie alle Welt behauptet. Wenn diese beiden in sein Maul kommen dürfen, dann will auch ich mich hineinwagen und nach etwas Aas suchen.

Kaum hatte der Schakal seinen Kopf zwischen die riesigen Kiefern gesteckt, als diese auch schon zusammenklappten und den Unvorsichtigen krachend zermalmt.

Trotz des scheinbar freundlichen Verhaltens gegenüber einigen Angestellten bleibt ein Krokodil immer ein gefährliches Ungeheuer, sagte Ben Akr und machte eine tiefe Verbeugung vor den Gästen aus dem Hotel Imperial.

Die Verwandlung des Geiers

In einer ithopischen Schule prüfte ein Lehrer seine Schüler. Sie saßen im Schulhof, im Schatten einiger Zypressen, über ihre Papierblätter gebeugt, und versuchten, den in Ithopien weitverbreiteten Vogel Geier darzustellen.

Beim Einsammeln der Prüfungsarbeiten fiel dem Lehrer das Blatt des Schülers Yussuf auf, das drei Zeichnungen enthielt. Die erste zeigte einen schwarzen Geier und einen Galgen. Die zweite zeigte einen

schwarzen Geier und eine Kanone. Die dritte aber ließ einen weißen Geier neben einer Fernsehantenne erkennen. Der Lehrer bat den Schüler, den Sinn seiner Darstellung zu erklären.

Ich habe versucht, sagte der Knabe Yussuf mit heller Stimme, die wissenschaftliche Betrachtungsweise auf den Geier anzuwenden. Auf dem ersten Bild ist er schwarz, denn er lebt im Mittelalter und verzehrt das Fleisch der Erhenkten unserer religiösen Justiz. Wir verabscheuen ihn, denn er ist ein Galgen-Vogel.

Auf dem zweiten Bild ist er wiederum schwarz, denn er verzehrt die Leichen auf unseren Kriegsfeldern, die Menschen, die zwar erschossen, aber nicht beerdigt werden konnten. Wir verabscheuen ihn, denn er ist ein Kanonen-Vogel.

Auf dem dritten Bild stelle ich einen Geier neben einer modernen Fernsehantenne dar. Wir haben inzwischen gelernt, daß der Geier wie andere Vögel ist: gut zu seinen Jungen, singlustig in der Balzzeit, wenn auch verschieden von den Nachtigallen. Wenn wir die Anwendung einer Galgen-Justiz oder von Kanonen verhindern, bekommt er kein Menschenfleisch mehr zu hacken. Wir verabscheuen ihn nicht mehr in dem Augenblick, da wir aufhören, uns selbst in ihm zu verabscheuen.

Ich habe diesen Geier weiß gezeichnet, denn er wurde Gegenstand unserer sauberen wissenschaftlichen Betrachtungsweise.

Der Lehrer war zuerst betroffen über den Knaben Yussuf, dann aber sagte er: „Bitte nimm meinen Platz ein und lehre uns mehr dergleichen.“

Die „Ehre“ des Herrn Berthold

Der Westberliner Journalist Günther Schwarberg ist vom Amtsgericht Düsseldorf zu einer hohen Geldstrafe verurteilt worden, weil er im Herbst 1957 in der Düsseldorfer „Wochenzeitung“ einen Artikel unter der Überschrift „Die Freiheit unserer Literatur“ veröffentlichte.

Darin griff er einen gewissen Will Berthold an, der in der „Neuen Illustrierten“ Werner Steinbergs Roman „Als die Uhren stehenblieben“ zu einem antiso-wjetischen Machwerk verfälscht hatte. Zum Beweis wurden in Schwarbergs Artikel einige der widerlichsten Schilderungen angeblicher Bluttaten zitiert, die Berthold sowjetischen Soldaten angedichtet und selbst mit dem bezeichnenden Satz charakterisiert hatte: „Abgehackte Hände, ausgestochene Augen, all das, was sich eine sadistische Phantasie an Scheußlichkeiten ausdenken kann.“ Diese Charakteristik wendet Schwarberg nun folgerichtig auf den Literaturgangster Berthold selbst an: „Was für eine sadistische Phantasie muß dieser Mann haben, der da für die ‚Neue Illustrierte‘ einen guten Roman zu einem so üblen, verlogenen Geschmier prostituiert?“ Aus dem Munde eines anderen kam Herrn Berthold diese seine eigene Formulierung ehrenrührig vor; er stellte Strafantrag wegen „Beleidigung“. Es fanden sich Richter, die Schwarberg verurteilten.

Damit verurteilte das Düsseldorf-Gericht einen Journalisten, weil er die Fälschungen Bertholds ebenso einschätzte wie das Hanseatische Oberlandesgericht Hamburg; dazu ein Zitat aus der Urteilsbegründung in dem Prozeß Werner Steinbergs gegen den Herausgeber der „Neuen Illustrierten“: „Der Vergleich der Inhaltsskizze des Originalromans ‚Als die Uhren stehenblieben‘ und der Bearbeitung durch den Schriftsteller Will Berthold ergibt, daß an dem Roman des Antragstellers (Werner Steinberg, D. Wg.) erhebliche Veränderungen vorgenommen sind. In den Nummern 25, 27 und 29 der Zeitschrift ‚Neue Illustrierte‘ sind in den Romanfortsetzungen Grausamkeiten der sowjetischen Soldaten geschildert worden, die kaum zu überbieten sind. Sie befinden sich nicht in dem Werk des Antragstellers.“

Damit demonstrierte aber das Düsseldorf-Gericht auch seine Absicht, Faschisten, Hetzer und Fälscher vor jeder

Kritik zu schützen. Denn während das Hamburger Oberlandesgericht nicht umhin kann, formal den Tatbestand der Fälschung zu konstatieren, hatte Schwarberg keinen Zweifel an den Motiven Bertholds gelassen: „Doch die sadistische Phantasie von Herrn Berthold hat ihn noch ganz andere Scheußlichkeiten ausdenken lassen. Zum Beispiel diese hier: ‚Nach dem Einmarsch der Sowjets wurden alle Ortschaften namenlos, denn Mord, Brand und Vernichtung waren nicht etwa nur einzelne Auswüchse, sondern System, strategische Berechnung. Die Zivilbevölkerung sollte vor den Verbrechen der Roten Armee fliehen und die Straßen verstopfen, damit die deutsche Wehrmacht in ihren Bewegungen eingeengt wurde. Die Verbrechen der Roten verlängerten die Verbrechen der Braunen. Tausende von Soldaten, die alles andere als Nationalsozialisten waren, sagten sich, es sei besser, kämpfend zu sterben, als den Sowjets in die Hände zu fallen.‘ Hier entlarven Herr Berthold und seine Auftraggeber die wirkliche Absicht ihrer Roman-‚Überarbeitung‘: dem Leser soll gesagt werden, daß Krieg zwar schlimm und der Faschismus zwar grausam waren, aber die Russen viel schlimmer und grausamer als alles andere sind, und daß wir deshalb noch einmal Krieg gegen sie führen müssen (...) Diese Helden sollen Ideale für jeden Leser der ‚Neuen Illustrierten‘ sein: bereit, sich noch einmal dem großen Sterben zu stellen. Jetzt in der Uniform der NATO.“

Günther Schwarberg legte gegen den Düsseldorf-Strafbescheid Berufung ein und wird sein Recht vertreten, obwohl ihm das Amtsgericht Tiergarten aus durchsichtigen Gründen einen Antrag auf Befreiung von der Teilnahme an der Hauptverhandlung „nahelegte“. Neben Werner Steinberg und dessen Hamburger Verleger Tessloff hat er auch Will Berthold als Zeugen benannt. Dieser wird bestätigen müssen, daß er den Namen und den Romantitel Werner Steinbergs in einer strafrechtlichen Verschuldensform

rechtswidrig mißbraucht hat und damit seine eigene Klage ad absurdum führen.

Für die westdeutschen Schriftsteller und ihre Verbände ist es an der Zeit, aus ihrer – gelinde gesagt – Reserve herauszutreten und sich eindeutig gegen den Fälscher Berthold zu wenden, und sei es wenigstens durch den von Schwarberg beim Gericht beantragten Sachverständigen des Schutzverbandes Deutscher Autoren. Den es geht hier weder um den „Fall Steinberg“ noch um den „Fall Schwarberg“, sondern um die Grundrechte aller anständigen Autoren Westdeutschlands. Wie Günther Schwarberg schrieb: „Abgesehen davon, daß unser Grundgesetz die Kriegshetze unter Strafe stellt und daß das literarische Urheberrecht gesetzlich geschützt ist, meinen wir: Wenn sich unsere Schriftsteller diese ungeheure Provokation gefallen lassen und nicht gegen die ‚Neue Illustrierte‘ und ihren sadistischen ‚Bearbeiter‘ zu Felde ziehen, so wird man im Laufe der Zeit ihnen allen das Wort im Munde herum-drehen, so daß es dann heißt, sie hätten ‚Krieg!‘ gerufen, während sie das Wort ‚Frieden‘ aussprachen.“

D. Wg.

Ausverkauf

In Westberlin fallen die Preise. Bei Hertie und Woolworth zur traditionellen Verhökerung ihrer Ladenhüter – und auch anderswo. Zum Beispiel im Schöneberger Rathaus. Dort fielen die Kunstpreise – unter den Tisch. Der Bund hat den Etatszuschuß für das kommende Haushaltjahr um einige Millionen gekürzt. Allein die Volksbildungsverwaltung muß 2,5 Millionen DM einsparen. So sei man, schreibt die „Welt“, „auf der Suche nach den Haushaltspositionen, auf die man unter diesen Umständen verzichten muß, ... auf den Kunstpreis gestoßen“. Worauf denn sonst? Vielleicht auf das Militärbudget? Das hat man doch gerade erhöht in Anbetracht der besonderen Lage Westberlins als Bollwerk gegen die unaufhaltsam vordringenden Bolsche-

wisten, die ihre Schriftsteller mit einer schier erdrückenden Unzahl von Kunst- und Literaturpreisen knechten (siehe z. B. NDL, Heft 2/59, Seite 134).

„Aber es kam bei der Überlegung offensichtlich ein anderer Punkt hinzu“, kommentiert „Der Tag“, dienstestrig wie immer, und versucht, aus der Not eine Tugend zu machen: Es sei schwierig gewesen, „in den einzelnen Sparten wahrhaft würdige Preisträger zu finden“. Angenommen, dem ist so: Wir wußten, daß es unter den ernst zu nehmenden Künstlern wenig Apologeten der Frontstadt-Ideologie gibt; daß es jedoch keinen einzigen geben soll, hat uns überrascht.

Herr Heuss und die freie Meinungsbildung

Im September des vergangenen Jahres erhielt Karl Jaspers den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. In einer westdeutschen Zeitung finden wir dazu einen aufschlußreichen Briefwechsel zwischen der Redaktion dieser Zeitung und Bundespräsident Heuss. Danach hatte das Preiskuratorium des westdeutschen Buchhändler-Börsenvereins ursprünglich beschlossen, den Schweizer Theologen Karl Barth, einen erklärten Gegner der westdeutschen Refaschisierungs- und Aufrüstungspolitik, zu ehren. Theodor Heuss, ständiger Ehrengast der alljährlichen Preisverleihung, ließ daraufhin den Börsenverein wissen, daß er der Auszeichnung Barths fernbleiben werde. Auf diese demonstrative Geste ihres Staatspräsidenten hin sahen sich die Mitglieder des Preiskuratoriums gezwungen, von ihrer bisherigen Meinung abzurücken und nach einem anderen Kandidaten, einem, der den Interessen ihrer Regierung entspricht, zu suchen. Sie fanden Karl Jaspers. Und diesem Vorschlag stimmte Herr Heuss mit Freuden zu, denn Jaspers genügt allen Bedingungen, die in Westdeutschland offensichtlich gestellt werden; er ist:

– Antikommunist und Gegner jeglicher marxistischen Grundsätze: „Welch große

Aussicht, wenn eine Sozialdemokratie, befreit vom Dogma einer marxistischen Weltanschauung, die Außenpolitik Adenauers zu ihren machte.“

– Verfechter der Innenpolitik der Bundesregierung: „Das Wirtschaftswunder und die Errichtung dieses neuen Staates sollen nicht durch Nörgeleien verkleinert werden.“

– Verteidiger der westdeutschen Atomaufrüstung: „Die Hauptfrage, von der unsere demokratische Zukunft und unsere Freiheit sowohl bei uns im Lande wie im Ausland abhängt, ist die Frage nach einer neuen deutschen Armee.“

– Anbeter der im Westen propagierten Lieber-tot-als-Sozialismus-Ideologie: „Der Bedrohung alles Lebens durch die Atombombe stände gegenüber die Bedrohung aller Freiheit durch den Totalitarismus.“ (Totalitarismus ist Herrn Jaspers ein Synonym für Sozialismus.)

– Schlachtenprediger und Siegverheißer: „Daß das utopisch Scheinende möglich ist, sagt uns ein Vertrauen, das nicht in dieser Welt gegründet ist, das aber auch nur dem geschenkt wird, der tut, was er kann.“

Herr Jaspers „tut, was er kann“. Und Herr Heuss – eine Hand wäscht die andere – natürlich auch: Er hat seinem Atombombenideologen einen Preis zugeschanzt.

Die Bibel mit Rauchwölkchen

Ein Hauptindustriestrauch der kapitalistischen Welt, die Comic-Fabrikation – der große Job mit der Dummheit –, hat Zuwachs bekommen. Zu Mord und Totschlag, Unzucht und Sadismus gesellen sich neuerdings biblische Geschichte und Heiligenmartyrium.

In Mailand und in anderen Städten Italiens hängen seit einigen Wochen in den Zeitungsständen neben den Pin-up-girls der Nackt-Revuen farbige Hefte mit einem Noah-Titelbild. „La Bibba“ steht darauf, und „La Bibba a fumetti“ nennen sie die Zeitungshändler, das heißt soviel

wie „Die Bibel mit Rauchwölkchen“; denn was die biblischen Leute zu reden haben, quillt ihnen in Wortwolken aus dem Mund. In einem programmatischen Vorwort teilen die Verleger der Bibel-Comics mit, daß sie „gewaltige Summen aufgebracht“ haben, um dieses „Kolos-salwerk“ zu ermöglichen: 72 Fortsetzungshefte mit insgesamt 22 000 Fotografien sollen die Heilige Schrift vor Augen führen. Schon die ersten Nummern seien ein Bombenerfolg.

Damit niemanden kein *Gewissen nicht beißt* (Hiob 27,6), vor allem wohl nicht die wackeren Manager selbst, ist der Segen der Kirche gleich aufs Vorsatzblatt gedruckt, das Nihil Obstat des kirchlichen Zensors und das Imprimatur des Mailänder Auxiliarbischofs und Generalvikars Schiavini. *Gott führet seine Heiligen wunderbar* (Psalm 4,4) – wie man sieht. Wem dienen? Gott oder Mammon? Welche Gewissensqual müssen die frommen Herren durchstanden haben, ehe sie – *eines tuend und das andere nicht lassend* (Lukas 11,42) – ihre Unterschrift gaben! Aber Gott wird wissen, wozu's gut ist, zumindest für den Kampf gegen Atheismus und kommunistisches Volkshaus; war doch kürzlich eigens dafür von einem bestimmten Kreis des Klerus eine Modernisierung des Kirchenlebens dringend empfohlen worden.

Aber auch die Verleger sind vor nichts zurückgeschreckt – *Denn sie sind allzumal Sünder* (Römerbrief 3, 23) –, nicht einmal vor Manipulationen an der berühmten Vorlage. Damit Pfiff in die Story kommt, haben sie zum Beispiel einen pfündigen Mädchenraub und eine Aggression von Giganten hinzugedichtet. Nicht ausdenken, welche Freiheit der Darstellung ihnen der Sündenfall gewähren mag!

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen (Matth. 7,16). Selbst dem Einfältigsten – so hofft man – wird spätestens bei Lektüre der Schmöker *ein Licht aufgeben* (Hiob 23,3). Wohl dem, der (Psalm 1,1) *auf der Bank der Spötter sitzt!*

Zu unseren Beiträgen

Die in unserem Heft abgedruckten, bisher unveröffentlichten Gedichte von Bertolt Brecht werden in einer mehrbändigen Ausgabe von Brechts Lyrik enthalten sein, die der Aufbau-Verlag, Berlin, und der Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main, für den Herbst dieses Jahres gleichzeitig vorbereiten.

Dr. Hans Jancke arbeitet am Institut für Gerätebau der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

„Weißes Blut“ von Harald Hauser ist die gekürzte Fassung eines Fernsehspiels, das der Deutsche Fernsehfunk in den nächsten Wochen senden wird.

Christof Walther, geboren 1934, ist Dozent an der Schauspielschule Berlin.

Johannes Arnold, dreißig Jahre alt, lebt in Karl-Marx-Stadt.

Kurt Steiniger studiert am Literaturinstitut in Leipzig.

Unter dem Titel „Licht in der Nacht“ veröffentlichen wir einen Auszug aus dem Roman von Willi Meinck, „Das verborgene Licht“, der demnächst im Verlag Neues Leben erscheint.

In dem Aufsatz „Anthologien und „Anthologisten““ von Annemarie Auer (H. 2.59) muß es S. 125 18. und 19. Zeile heißen: „... muß mit der kritischen Umwertung des Überkommenen ernst machen.“ S. 127, Zeile 20, muß es lauten: „... poètes engagés im üblen Sinne.“

In kommenden Heften

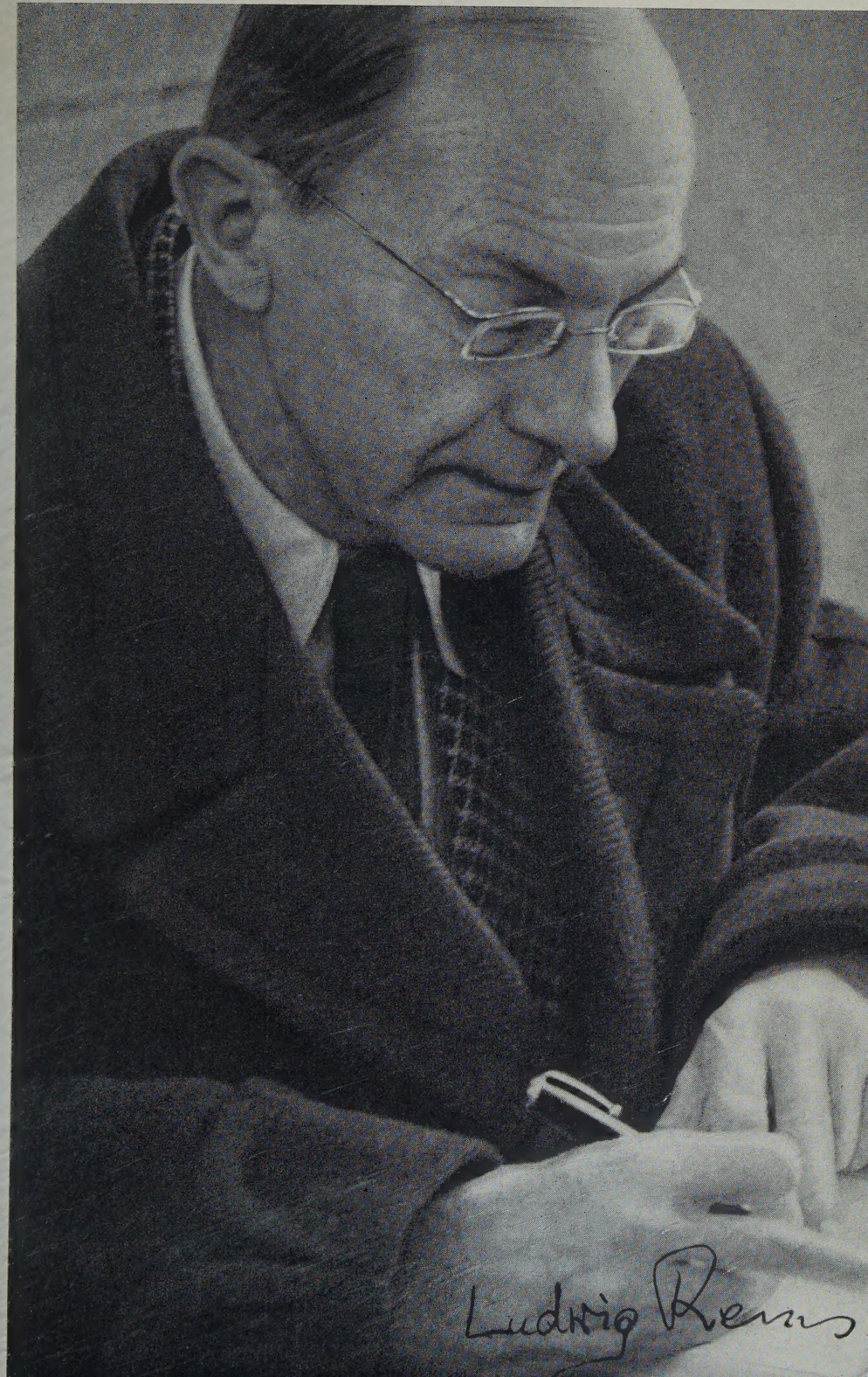
Ludwig Renn: Beim Regimentsstab

Otto Gotsche: Die Fahne von Kriwoi Rog

Herbert Jobst: Im Jugendgefängnis

Herbert Nachbar: Von der Werft

Günther Cwojdrak: Rückzug vom Realismus



Ludwig Renn

